

Forschung Frankfurt

Religion in der Gesellschaft



- Die Ambivalenz der Toleranz
- Die Scharia und die Menschenrechte
- Gott in der säkularen Stadt
- Muslimische Frauen in Moscheen
- Städtische Biotope und gefährdete Arten
- Ludwig Börne und seine Muse

1.2008



HVB WILLKOMMENSKONTO START

0 * EURO IST UNS ZU WENIG



Für Studenten und Berufseinsteiger: kostenloses Girokonto mit 3 % Guthaben-Zinsen p. a. bis 1 500 Euro und kostenloser HVB MasterCard. Plus Sparplan schon ab 10 Euro monatlich. Mit der HVB ecKarte kostenlos Geld abheben in 16 Ländern an über 17 000 Geldautomaten der Cash Group Banken und der UniCredit Gruppe. **Das HVB Willkommenskonto Start** – bei regelmäßigem Geldeingang **komplett für 0 Euro, auch in den ersten beiden Berufsjahren.**

Frau Körner und Frau Schneider beraten Sie gerne persönlich im HVB Bank-Shop am Campus Bockenheim im Messagegebäude oder telefonisch unter 069 7706267-11. Weitere Informationen unter www.hvb.de/starter

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



neue Fragen bestimmen die Diskussion um den Stellenwert der Religion in der modernen Gesellschaft: Erleben wir eine Wiederkehr der Religion? Hat sich der in den 1960er Jahren vehement einsetzende Prozess der Säkularisierung inzwischen spürbar verlangsamt? Komponiert sich der moderne Mensch jenseits des seit Jahrhunderten etablierten Glaubens seine eigene Religion vom liebenden, nachsichtigen Gott? Gewinnen gleichzeitig streng dogmatische Gruppen an Terrain – seien es missionierende Evangelikale oder islamistische Fundamentalisten? Gelingt es den europäischen Gesellschaften, Migranten und Zuwanderer mit ihren unterschiedlichen religiösen Bindungen zu integrieren? Religionswissenschaftler, Theologen, Philosophen, Politologen und Soziologen unserer Universität beschäftigen sich intensiv mit diesen Veränderungsprozessen; Ergebnisse aus ihren aktuellen Forschungsprojekten vermitteln Ihnen die Beiträge in dieser Ausgabe unseres Wissenschaftsmagazins.

Das Bekenntnis zur religiösen Toleranz gehört zur europäischen Tradition des Humanismus und der Aufklärung – doch was heißt »Toleranz« genau? Der Philosoph Rainer Forst führt uns ein in die hohe Kunst der Toleranz – mit Respekt und Akzeptanz auf Augenhöhe, aber nicht ohne wechselseitige Kritik. Eben diese Fertigkeit ist besonders im Dialog der Religionen gefragt – und kann an kaum einem Ort besser erlernt und praktiziert werden als an der Universität. Die Goethe-Universität hat seit ihrer Gründung, zu der Frankfurter Bürger jüdischen Glaubens maßgeblich beigetragen haben, die intellektuelle Auseinandersetzung der Religionen als Herausforderung betrachtet – dafür stehen Namen wie Martin Buber und Paul Tillich. Vielleicht hat die Entscheidung der Gründerväter gegen eigene Theologische Fakultäten diesen Dialog sogar beflügelt? Doch lesen Sie dazu zwei Beiträge über die wechselvolle Geschichte der konfessionellen Lehre an unserer Universität.

Aktuell gibt es an der Universität Frankfurt zwei Stiftungsprofessuren, die sich mit der jüdischen und der islamischen Religion beschäftigen: Die Martin-Buber-Professur für Jüdische Religionsphilosophie, initiiert von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, und die Professur für islamische Religion, gestiftet von Diyanet, der staatlichen Religionsbehörde der Türkei. Nur wenige deutsche Universitäten haben eine Professur für islamische Religion etabliert. Dabei benötigen wir dringend mehr qualifizierte junge Akademikerinnen und Akademiker, die im universitären Diskurs geübt sind und beispielsweise den von der Islamkonferenz geforderten islamischen Religionsunterricht an unseren Schulen erteilen können.

Vielleicht regt die Lektüre von Forschung Frankfurt auch Sie zu lebhaften, auch kontroversen Diskussionen an? Es würde uns freuen!

A handwritten signature in blue ink that reads "A. Gold".

Andreas Gold
Vize-Präsident der
Johann Wolfgang Goethe-Universität

Nachrichten

- 4 Unter den sieben forschungsstärksten Hochschulen Deutschlands
- 4 Diabetes mellitus und Allergien besser verstehen
- 5 Grüne Juwelen: Uni-Bibliothek kauft Teile der Königlichen Gartenbibliothek Herrenhausen
- 6 Eine neue Generation künstlicher Sehsysteme
- 7 Hirntumoren effektiver behandeln
- 7 Gemeinsam rechnen wir schneller
- 8 Ausbau des erfolgreichen Frankfurter Innovationszentrums Biotechnologie
- 9 Verschafft die Religion den Menschen Überlebensvorteile?
- 11 Sind Katholiken eher pro-europäisch eingestellt?
- 12 Mehr Konkurrenz – vollere Kirchen?

Forschung intensiv

- Politische Theorie** 14 Die Ambivalenz der Toleranz – Vom schwierigen Balanceakt zwischen Gleichheit und Differenz
- Islamische Theologie** 22 Die fünf Aspekte der Scharia und die Menschenrechte – Die Auslegung des Koran auf neuen Wegen
- Theologie der Säkularität** 30 Gott in der säkularen Stadt Zeitgemäße Religionspräsenz in theologischer Analyse
- Biodiversität** 38 Wie vertragen sich Artenvielfalt und menschliche Besiedlung? Städtische Biotope und gefährdete Arten im Rhein-Main-Gebiet
- Mikrobiologie** 46 Manche mögen's salzig Anpassungsstrategien und Biotechnologie Salzliebender Mikroorganismen

Die Ambivalenz der Toleranz 14

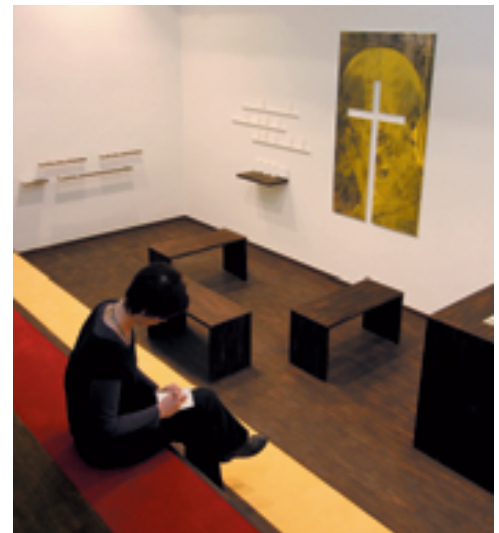


Ist es intolerant, einer muslimischen Lehrerin das Tragen eines Kopftuchs im Unterricht zu untersagen – oder ist das Kopftuch selbst ein Symbol der Unfreiheit und Intoleranz? Ein Beispiel für komplexe politische Konflikte, in denen jede Partei für sich die Tugend der Toleranz reklamiert – aber was

heißt »Toleranz« genau? Für den Philosophen und Politikwissenschaftler Rainer Forst eignet sich nur ein Modell: Respekt auf Augenhöhe, aber nicht ohne wechselseitige Kritik.

Gott in der säkularen Stadt 30

Menschen in den modernen städtischen Gesellschaften sind kaum weniger religiös als zu früheren Zeiten. Aber sie suchen ihren individuellen Weg und wollen frei entscheiden, ob und inwieweit sie den Vorstellungen von Kirchen und Religionen zustimmen. Der katholische Theologe Knut Wenzel geht der Frage nach, was die christliche Botschaft »Gott ist Mensch geworden« im Lichte dieser Entwicklungen bedeuten kann.



Städtische Biotope und gefährdete Arten 38



Frankfurt, die Stadt der Banken und Hochhäuser, wird kaum mit biologischer Vielfalt assoziiert. Tatsächlich zerstört menschliche Besiedlung die natürliche Biodiversität. Doch das umgebende Rhein-Main-Gebiet beherbergt eine bisher kaum bekannte Artenvielfalt. Rüdiger Wittig, Georg Zizka und Bruno Streit öffnen uns die Augen für seltene, teilweise bedrohte Tiere und Pflanzen rund um Frankfurt.

Manche mögen's salzig 46

Salzhaltige Standorte sind auf unserem Planeten weit verbreitet und bilden die Basis für außergewöhnliche Ökosysteme. Mikroorganismen wie Archäen sind darin die wichtigsten und teilweise alleinigen Lebewesen. Volker Müller berichtet über die Tricks der Überlebenskünstler unter extremen Bedingungen und beleuchtet deren Potenziale für moderne biotechnologische Anwendungen.



Autistische Störungen so früh wie möglich erkennen 70



Autismus ist nicht heilbar. Zu kompliziert ist das Zusammenspiel der vielen Gene, die an der Entstehung der Störung beteiligt sind. Aber bei frühzeitiger Erkennung kann eine intensive Therapie, wie sie das Autismustherapiezentrum Frankfurt anbietet, Betroffene aus der sozialen Isolation herausführen. Das Ziel des Trainings: Körpersprache, Mimik und Gestik anderer Menschen verstehen lernen.

Der schwierige Weg zur Einbürgerung des Islam 81



Kommt der christlich-islamische Dialog auch deshalb so schleppend voran, weil es bisher unter den Muslimen nicht genügend kompetente Gesprächspartner und intellektuelle Repräsentanten gibt? Der Politikwissenschaftler Ertugrul Sahin plädiert dafür, islamische Theologie an den deutschen Universitäten zu verankern, wie es in Frankfurt bereits gelungen ist.

Forschung aktuell

Muslimische Frauen in Moscheen – zwischen Tradition und Innovation	52
Joachim von Sandrart – Künstler und Weltbürger	57
Ludwig Börne: Ein Frankfurter Publizist und seine Muse	62
Fundgrube für Biologen – Internetportal »vifabio«	66
Autistische Störungen so früh wie möglich erkennen	70

Perspektiven

Warum die Religion trotz Säkularisierung ein bestimmender Faktor bleibt – Interview mit den Dekanen der theologischen Fachbereiche	75
Plädoyer für islamische Theologie an deutschen Universitäten	81
Exotischen Zuständen der Materie auf der Spur	86

Universitätsgeschichte

Meist ohne »festen Wohnsitz« – Zur wechsellvollen Geschichte der konfessionellen Lehre	89
Die Entwicklung der Evangelischen Theologie	96

Gute Bücher

Interreligiöser Dialog: Von Quelltexten bis Essaybänden	102
Tribunal der Vernunft – Rainer Forst über das »Recht auf Rechtfertigung«	107
Glaube und Vernunft – Beiträge zur Regensburger Rede des Papstes	108
Leben als Konflikt – Martin Dehls Biografie über Alexander Mitscherlich	109
Potzblitz Biologie. Ein Höhlenabenteuer nicht nur für Kinder	110
Kulturwissenschaft und Soziologie zwischen den Kriegen	111

Unter den sieben forschungstärksten Hochschulen Deutschlands

CHE-Forschungsranking belegt Stärke in sieben von 14 untersuchten Fachbereichen

Die Universität Frankfurt zählt laut CHE-Forschungsranking 2007 in sieben von 14 untersuchten Fächern zu den forschungstärksten Hochschulen in Deutschland. Das Gütersloher Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) bestätigt der Goethe-Universität, sie gehöre »zur Spitzengruppe der Universitäten mit einem besonders hohen Anteil an Forschungsleistungen«. Sie konnte sich in den Fächern Betriebswirtschaftslehre, Erziehungswissenschaften, Geschichte, Medizin, Pharmazie, Soziologie sowie Volkswirtschaftslehre in der Spitzengruppe platzieren.

Während ein Teil der Daten des aktuellen CHE-Rankings bereits aus dem Jahr 2006 stammt, sind die Bewertungen für die Fachbereiche Geschichte und Erziehungswissen-



schaften neu. Auch hier zählt die Universität Frankfurt zu den forschungstärksten Hochschulen. Danach nehmen die Historiker der Goethe-Universität unter 58 bewerteten Hochschulen Platz vier und die Erziehungswissenschaftler unter 49 Hochschulen Platz sieben ein.

Mit Drittmitteln von insgesamt 1,63 Millionen Euro erreichen die Frankfurter Historiker in der deutschen Rangfolge Platz drei. Bei den Frankfurter Erziehungswissenschaftlern sticht ihre Publikations-

stärke ins Auge. Sie erzielen mit insgesamt 163 oder pro Kopf 5,3 Publikationen Platz fünf in Deutschland. Bei der Anzahl der Promotionen erreichen die Erziehungswissenschaften mit insgesamt 13,3 Platz vier.

Universitätspräsident Prof. Dr. Rudolf Steinberg wertete die Ergebnisse als Beleg für die steigende Forschungsstärke der Goethe-Universität: »Besonders freue ich mich über das erfolgreiche Abschneiden der Frankfurter Geisteswissenschaften. Nach den großen Leistungen in der Exzellenzinitiative zeigt sich nun erneut, dass wichtige geisteswissenschaftliche Fachbereiche über eine große Forschungs substanz verfügen. Wir werden wie auch in anderen Bereichen die dort vorhandenen Stärken zielgerichtet weiter ausbauen«, so Steinberg. ♦

Diabetes mellitus und Allergien besser verstehen

Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preis für Tim Mosmann und Nachwuchspreisträger Eckhard Lammert

Der Chemiker und Physiologe Prof. Dr. Tim R. Mosmann (58), Direktor des David H. Smith-Zentrums für Impfbioogie und Immunologie am Medizinischen Zentrum der Universität Rochester, USA, erhielt am 14. März, dem Geburtstag von Paul Ehrlich, den mit insgesamt 100 000 Euro dotierten Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preis 2008 für seine herausragenden Beiträge auf dem Gebiet der Immunologie. Mit dem mit 60 000 Euro dotierten Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Nachwuchspreis wurde der Biochemiker und Molekularbiologe Privatdozent Dr. Eckhard Lammert (36), Forschungsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für Molekulare Zellbiologie und Genetik in Dresden, für seine exzellenten Leistungen auf dem Gebiet der Diabetesforschung

ausgezeichnet. Hilmar Kopper, Vorsitzender des Stiftungsrates, überreichte die Auszeichnung gemeinsam mit dem Staatssekretär des Bundesministeriums für Gesundheit, Dr. Klaus Theo Schröder, bei dem Festakt in der Frankfurter Paulskirche, dem auch Bundespräsident Dr. Horst Köhler beiwohnte.

Infektionskrankheiten und Allergien: Helferzellen aus dem Gleichgewicht

»Die Forschungsarbeiten von Tim Mosmann haben zur Entdeckung von zwei Subtypen von Helfer-T-Lymphozyten, den Th1- und Th2-Zellen, geführt und neue Einblicke in den Krankheitsmechanismus von Infektionskrankheiten und Allergien ermöglicht«, so die Würdigung des Stiftungsrates der Paul Ehrlich-Stiftung. Während Th1-Zellen in

der Pathogenese von Autoimmunerkrankungen von Bedeutung sind, spielen Th2-Zellen bei der Entwicklung von Allergien eine wichtige Rolle. Die beiden Zelltypen unterscheiden sich durch die Sekretion verschiedener Botenstoffe. So stimuliert das von Th2-Zellen gebildete Interleukin-4 die Bildung der für Allergien charakteristischen IgE-Antikörper. Gegenspieler ist das von den Th1-Zellen synthetisierte Interferon- γ . Es wird freigesetzt, wenn ein Virus eine Zelle infiziert und verhindert, dass sich das Virus in den infizierten Zellen vermehrt und weitere Zellen infiziert werden. Darüber hinaus stimuliert es die Bildung von Th1-Zellen und bewirkt dadurch eine Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Th1- und Th2-Zellen zugunsten der Th1-Zellen.

Nach diesem als Th1-/Th2-Paradigma bezeichneten Konzept, das Tim Mosmann 1986 auf Basis seiner Arbeiten an der Maus entwickelt hat, entstehen Allergien als Folge eines verschobenen Gleichgewichts von Th1-Zellen in Richtung Th2-Zellen. Welche Faktoren an der Verschiebung beteiligt sind, ist derzeit Gegenstand intensiver Forschungsarbeiten. »Tim Mosmann hat mit seinen Arbeiten wesentlich dazu beigetragen zu verstehen, wie die Immunabwehr bei Infektionskrankheiten, Autoimmunkrankheiten wie Allergien und chronischen Entzündungskrankheiten wie der rheumatoiden Arthritis arbeitet«, würdigte Prof. Dr. Joachim Kalden, Direktor emeritus der Medizinischen Klinik 3, Universitätsklinikum Erlangen, und Mitglied des Stiftungsrates der Paul Ehrlich-Stiftung, die Verdienste von Tim Mosmann in seiner Laudatio. »Die dabei gewonnenen Erkenntnisse bilden die Grundlage für die Entwicklung neuer Behandlungsoptionen.«

Neue Strategien zur Behandlung von Diabetes

»Die Forschungsarbeiten von Eckhard Lammert haben zu einem besseren Verständnis der Insulinproduktion und -ausschüttung ge-



führt«, so Prof. Dr. Jürgen Bereiter-Hahn, Vorsitzender der Auswahlkommission für den Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preis und Professor für Zellbiologie der Goethe-Universität in Frankfurt. »Seine Erkenntnisse sind daher auch für die Entwicklung neuer Strategien zur Behandlung von Diabetes mellitus Typ 2 und zur Risikoabschätzung für Menschen mit Übergewicht und/oder Insulinresistenz von großer Bedeutung.« Eckhard Lammert konnte zeigen, wie die für den Blutzuckerspiegel verantwortlichen Beta-Zellen, die im Pankreas als Zellaggregate oder Langerhans'sche Inseln organisiert sind, den Blutzuckerwert durch die Abgabe von Insulin exakt regulieren können. Bereits als Post-

doktorand hatte Lammert herausgefunden, dass Blutgefäße für die Differenzierung von Insulin produzierenden Betazellen notwendig sind. Die enge Verflechtung von Betazellen mit Blutgefäßen dient zwei Aufgaben: Einerseits stellen die Blutgefäße die Versorgung der Betazellen mit Sauerstoff und Nährstoffen sicher. Andererseits senden die Zellen der Blutgefäße, Endothelzellen genannt, Signale an die entstehenden Betazellen, um deren Insulinproduktion zu veranlassen. Betazellen interagieren miteinander über sogenannte Eph-Rezeptoren und Ephrin-Liganden und regulieren darüber die Insulinausschüttung. ◆

Nähere Informationen:
www.paul-ehrlich-stiftung.de

Die Preisträger mit dem Vorsitzenden des Stiftungsrates vereint um Paul Ehrlich: Der Chemiker und Physiologe Tim R. Mosmann (Mitte) und der Biochemiker und Molekularbiologe Eckhard Lammert (rechts) erhielten am Geburtstag von Paul Ehrlich in der Paulskirche vom Hilmar Kopper die begehrten Auszeichnungen für ihre herausragenden wissenschaftlichen Leistungen.

Grüne Juwelen

Uni-Bibliothek kauft Teile der Königlichen Gartenbibliothek Herrenhausen

Die Frankfurter Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg ist um einen bedeutenden Buchbestand reicher: Für 1,2 Millionen Euro erwarb sie knapp 1000 historische Bände aus der ehemaligen Königlichen Gartenbibliothek Herrenhausen. Der Bestand umfasst überwiegend Drucke zum Thema Botanik und Gartenbau aus dem 16. bis 19. Jahrhundert. Der Kaufpreis für diese Erwerbung, die zu den größten in der Geschichte der Universitätsbibliothek gehört, wurde weitgehend von Spendern aufgebracht.

Die Biologie und damit auch die Botanik sind seit den Zeiten Johann Christian Senckenbergs ein besonders wichtiger Sammelschwerpunkt der Frankfurter Universitätsbibliothek. Die inzwischen über 400 000 Bände dieser Fachrichtung bilden

eines der DFG-geförderten Sondersammelgebiete im System der überregionalen Literaturversorgung. Die grünen Juwelen der ehemaligen königlichen Gartenbibliothek stellen eine große Bereicherung dieser Bestände dar. Zu den besonders wertvollen Exemplaren gehört das »Stapeliarium« von Nicolaus Joseph von Jacquin, eine Monografie über die Ordensstern-Blumen (Gattung *Stapelia*) mit zahlreichen handkolorierten Kupfertafeln aus dem frühen 19. Jahrhundert. Weitere bedeutende Stücke sind der »Catalogus plantarum« des britischen Gartenbaupioniers Philip Miller aus dem Jahr 1730 und der »Traité des arbres

Handkolorierte Kupfertafel einer Ordensstern-Blume aus dem teuersten Exponat der botanischen Sammlung, dem »Stapeliarium« von Nicolaus Joseph von Jacquin.



fruitiers« von Henry-Louis Duhamel du Monceau, eines der prachtvollsten und bedeutendsten Werke über Obstsorten (1807). Zahlreiche Widmungen in den Büchern zeugen von den engen Verbindungen der Botaniker und Gärtner in Deutschland und Europa.

Die ehemalige Königliche Gartenbibliothek Herrenhausen in Hannover wurde bereits im Juli 2007 zwischen der Frankfurter Universitätsbibliothek, der Gottfried Wilhelm Leibniz-Bibliothek Hannover und der Herzogin Anna Amalia-Bibliothek Weimar aufgeteilt. Dabei übernahm Weimar 266 Druckwerke, um durch den Bibliotheksbrand 2006 entstandene Lücken wieder aufzufüllen, in Hannover verblieben die Unikate und Druckwerke mit überwiegend niedersächsischem Lokalbezug. Für die Stadt Frankfurt war es angesichts ihrer großen botanischen Tradition »geradezu eine Pflicht«, sich für den Erwerb eines Großteils der

Gartenbibliothek einzusetzen, erklärte Kulturdezernent Prof. Dr. Felix Semmelroth: »Beim Aufbau dieser Tradition, die mit Namen wie Senckenberg, Goethe



oder Maria Sibylla Merian verbunden ist, war es oftmals das Engagement Frankfurter Bürgerinnen und Bürger, von dem entscheidende Entwicklungsimpulse ausgingen.«

Universitätspräsident Prof. Dr. Rudolf Steinberg wertete es als ein gutes Zeichen, dass im Jahr des Neubeginns der Goethe-Universität als Stiftungshochschule diese Neuanschaffung fast völlig aus Spendengeldern erfolgte. Zu den Spendern gehören die Hessische Kulturstiftung, die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen in Verbindung mit der Landesbank Hessen-Thüringen, die Polytechnische Gesellschaft, die Stiftung der Polytechnischen Gesellschaft, die Stadt Frankfurt am Main und die Kulturstiftung der Länder, die sich jeweils mit Beträgen zwischen 50 000 und 150 000 Euro einbrachten. ◆

Granatapfel aus einem Buch von Henry-Louis Duhamel du Monceau, einem der bedeutendsten Werke über Obstsorten des 19. Jahrhunderts.

Eine neue Generation künstlicher Sehsysteme

Frankfurter Forschungszentrum für Neurotechnologie am Start



Ein voll funktionstüchtiges künstliches Sehsystem zu entwickeln, ist das Ziel eines neuen Bernstein-Zentrums an der Goethe-Universität, das kürzlich von einem internationalen Gutachtergremium zur Finanzierung empfohlen wurde. Künstliche Sehsysteme können bislang nur eng begrenzte Aufgaben lösen, da es sehr aufwändig ist, die Vielfalt der Welt in Computerprogrammen abzubilden. Diese Hürde wollen die Forscher überwinden, indem sie erstmalig Sehsysteme entwickeln, die autonom lernen und sich aus grundlegenden Funktionselementen selbst strukturieren. Das neue Forschungszentrum für Neurotechnologie soll vom Bundesforschungsministerium im Rahmen seines Bernstein-Programms mit mehreren Millionen Euro über einen Zeitraum von fünf Jahren gefördert werden. Ziel der

Neurotechnologie ist es, die Prinzipien der Informationsverarbeitung im Gehirn besser zu verstehen und sie für die Entwicklung neuer Technologien nutzbar zu machen.

»Die Neurotechnologie steht weltweit an einem Wendepunkt«, erklärt Prof. Dr. Christoph von der Malsburg. »Wir untersuchen, wie sich Hirnareale zu einem funktionellen Ganzen koordinieren, anstatt nur Einzelfunktionen zu betrachten.« Zunehmend stellt sich das Gebiet der Herausforderung, viele Kompetenzen, wie das Abschätzen von Entfernungen und Bewegungen bis hin zum Erkennen und Verfolgen von Objekten, zu koppeln. Diese Koordination soll mit Hilfe allgemeiner neurobiologischer Organisationsprinzipien erreicht werden. »Vorbild ist hier die Entwicklung von Kleinkindern, die durch autonomes Er-

Diese Skulptur im Foyer des Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS) ist Sinnbild für einen neuen Forschungsschwerpunkt in Neurotechnologie: In dem vom Bundesforschungsministerium (BMBF) zur Förderung empfohlenen Bernstein-Zentrum sollen künstliche Sehsysteme entwickelt werden.

kunden ihrer visuellen Umwelt sehen lernen«, erläutert Prof. Dr. Jochen Triesch, der das Projekt mit von der Malsburg koordiniert. Beide sind Senior Fellows des Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS). Von der Malsburg wirkte bis vor kurzem an der University of Southern California und der Ruhr-Universität Bochum, Triesch kommt von der University of California, San Diego.

»Auf uns warten enorme Anwendungspotenziale, zum Beispiel für intelligente Sicherheitssysteme und die Entwicklung von Fahrerassistenzsystemen bis hin zu autonom fahrenden Fahrzeugen«, stellt Prof. Dr. Rudolf Mester fest, Leiter des Labors für visuelle Sensorik an der Goethe-Universität Frankfurt. An dem Bernstein-Zentrum sind außer dem FIAS und der Goethe-Universität noch das Honda Re-

search Institute Offenbach, das Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Forscher aus Darmstadt und Heidelberg sowie mehrere Industriefirmen beteiligt. Ein hochkarätiger wissenschaftlicher Beirat garantiert internationale Vernetzung. So soll im Rahmen der breiter angelegten »Frankfurt Vision Initiative« ein international sichtbarer neuer Forschungsschwerpunkt geschaffen werden. ◆

Hirntumoren effektiver behandeln

Neuer Schwerpunkt Klinische Neuroonkologie am Uni-Klinikum

Zur effektiveren Behandlung von Hirntumoren hat die Frankfurter Uni-Klinik ein neues Institut für Neuroonkologie erhalten, in dem die Expertisen der klinischen Neurowissenschaften und der Onkologie zusammenfließen. Der neu berufene Leiter des »Dr. Senckenbergischen Instituts für Neuroonkologie«, Prof. Dr. Joachim Steinbach, ist zugleich Inhaber der Stiftungsprofessur für Neuroonkologie.

Beide Einrichtungen wurden ermöglicht durch die Dr. Senckenbergische Stiftung und die gemeinnützige Hertie-Stiftung, die sich mit je 625 000 Euro beteiligten. Ziel ist der Aufbau eines überregionalen Hirntumor-Zentrums, das in das bereits bestehende Zentrum der Neurologie und Neurochirurgie eingegliedert ist. Es soll über eigene Betten, eine Spezialambulanz und ein Forschungslabor im experimentellen Neuroscience Center verfügen.

Die Neuroonkologie ist ein noch relativ junges Fach. Wie notwendig seine Förderung ist, zeigt die steigende Zahl von Neuerkrankungen. Jährlich erkranken acht bis zwölf von 100 000 Menschen an primären Hirntumoren. Damit treten Hirntumoren etwa doppelt so häufig auf wie andere intensiv erforschte Hirnerkrankungen, beispielsweise die Multiple Sklerose. Über die Hälfte der Betroffenen – in Deutschland sind dies jährlich 3000 bis 4000 – leidet an dem bösartigen Glioblastom. Bis vor einigen Jahren war die Lebenserwartung selten höher als ein Jahr. Auch heute kann man den Tumor nicht heilen, wohl aber die Lebenserwartung durch ein neues Chemotherapeutikum ohne schwerwiegende Nebenwirkungen verlängern: Die Zwei-Jahres-Überlebensrate lässt sich durch den Einsatz des Medikaments verdoppeln. Weitere Meilensteine dieser Art er-



Prof. Joachim Steinbach ist Leiter des neu gegründeten »Dr. Senckenbergischen Instituts für Neuroonkologie«, in dem Neurologen und Onkologen interdisziplinär zusammenarbeiten.

hoffen Forscher und Kliniker durch die gezielte Zusammenarbeit im Institut für Neuroonkologie. ◆

Gemeinsam rechnen wir schneller

Die Universität Frankfurt koordiniert e-NMR-Projekt der Europäischen Union

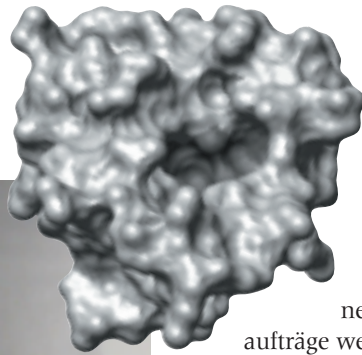
Die Kernresonanzspektroskopie (NMR) ist eines der wichtigsten Arbeitspferde der Strukturbiologie, doch die Methode könnte noch häufiger zur Lösung biowissenschaftlicher Fragestellungen beitragen, wenn die Analyse der Daten nicht so komplex wäre. Die Struktur von Biomolekülen lässt sich nämlich aus den experimentell gewonnenen Daten nur mithilfe hochentwickelter Computerprogramme berechnen, deren Anwendung für Nicht-Experten schwierig ist. Dieses

Hindernis soll jetzt durch ein mit zwei Millionen Euro von der EU finanziertes e-NMR-Projekt überwunden werden. Dazu wird das NMR-Computer-Netzwerk an das weltweit operierende und sehr leistungsstarke dezentrale Netzwerk (GRID) der Hochenergiephysik angeschlossen.

Bereits seit April 2006 koordiniert Prof. Dr. Harald Schwalbe von der Universität Frankfurt die Vergabe von Messzeiten im Rahmen eines EU-NMR-Netzwerkes, an

das acht europäische Länder abgeschlossen sind. Während die experimentell arbeitenden Wissenschaftler über diese Einrichtung gut vernetzt sind, gibt es nur eine Handvoll international ausgewiesener Experten, die sich mit der Entwicklung geeigneter Computerprogramme zur Interpretation der Daten befassen. Einer von ihnen ist der kürzlich an die Universität Frankfurt berufene Prof. Peter Güntert. Zwar rechnen ohnehin schon die Hälfte aller NMR-Forscher weltweit mit

Günterts Software, doch bislang gibt es keine einheitlichen Protokolle, die einen allgemeinen Aus-



tausch von Daten erlauben.

Künftig sollen sich Wissenschaftler weltweit per Internet auf dem NMR-Computer-Netzwerk einloggen können. Ihre Rechenaufträge werden dann über das GRID aus Supercomputern der Hochenergiephysik in sehr viel kürzerer Zeit als bisher bearbeitet. Die Ergebnisse gelangen über das NMR-Netzwerk zu den Auftraggebern zurück. Dazu müssen bereits vorhandene Computerprogramme

für eine ferngesteuerte Nutzung umgerüstet werden. Innerhalb des elektronischen Netzwerkes sollen dann Standards für den Austausch und die Prozessierung von Daten festgelegt werden, die auch für Software-Entwickler außerhalb der Forschergruppe zugänglich sein werden. Geplant sind außerdem eine Datenbank mit Anwendungsbeispielen und Testdatensätzen sowie Schulungen anhand von Problemen aus der Praxis. All diese Aktivitäten sollen den fachlichen Austausch in der aus Chemikern und Physikern bestehenden Gemeinschaft der NMR-Anwender fördern und neue Disziplinen für die Methode interessieren. ♦



Um aus den Messdaten die Struktur eines Biomoleküls errechnen zu können, benötigt man große Rechnerkapazitäten. Diese werden künftig über den Anschluss an das dezentrale Netzwerk der Hochenergiephysik (GRID) bereitgestellt.

Die Mischung macht's

Ausbau des erfolgreichen Frankfurter Innovationszentrums Biotechnologie

Als Anfang 2004 das Frankfurter Innovationszentrum Biotechnologie GmbH – kurz FIZ genannt – nach nur 16-monatiger Bauzeit seine Tore öffnete, prognostizierten einige diesem Zentrum gute Entwicklungschancen. Wie gut es sich tatsächlich entwickelt hat, haben damals jedoch eher wenige vorausgesehen. Bereits nach eineinhalb Jahren waren die 6400 Quadratmeter des FIZ, dessen Gesellschafter das Land Hessen, die Stadt Frankfurt am Main und die Industrie- und Handelskammer Frankfurt am Main sind, komplett ausgebaut.

Zweiter Bauabschnitt fast komplett vermietet

Der zweite Bauabschnitt des FIZ mit insgesamt 7600 Quadratmetern Fläche bedeutet eine mehr als 50-prozentige Erweiterung – und diese Fläche ist bereits vor Fertigstellung Ende 2008 zu 80 Prozent vermietet. Woran liegt dieser Erfolg? Dr. Christian Garbe, seit Juli 2002 Geschäftsführer des FIZ, bringt es auf den Punkt: »Wir wollten im FIZ von Anfang an keinen »Bauchladen« in Sachen Biotechnologie. Vielmehr fokussieren wir uns auf kleinere forschungsgetriebene Unternehmen, die sich mit den Indikationen

»zentrales Nervensystem«, »Entzündung« beziehungsweise mit »Proteomics« befassen. Damit greifen wir die Stärken der Region auf und bieten den Unternehmen gleichzeitig Synergieeffekte.« Man ist zu Recht stolz darauf, den Unternehmen jeweils genau das bieten zu können, was sie nachfragen – Labore der virologischen Sicherheitsstufe drei zum Beispiel.

Zwölf Unternehmen bietet das FIZ ein Zuhause

Der Erfolg gibt Garbe recht. Zwölf Unternehmen aus vier Ländern sind derzeit im FIZ zu Hause – Start-ups ebenso wie reifere Unternehmen. Und auch Dienstleister, die beispielsweise klinische Studien koordinieren, sind darunter zu finden. Es kommt eben auf die Mischung an. Zu den erfolgreichen Start-ups mit inzwischen einem knappen Dutzend Mitarbeitern zählt das 2005 aus der Frankfurter Universität heraus gegründete Unternehmen GenXPro, dessen Spezialität die Entwicklung sehr spezifischer Gen-Expressions-Chips ist.

Wirtschaftliches Denken sichert Zukunft

Mehr Ausgründungen aus der Frankfurter Universität heraus wä-

Im zweiten Bauabschnitt entsteht ein neues Konferenzzentrum – das FIZ Conference-Lab.



ren wünschenswert. Die geringe Anzahl ist nach Meinung von Garbe eher auf ein Kulturproblem als auf ein Standortproblem zurückzuführen. »Absolventen wollen heute mehr denn je einen sicheren Job und scheuen das unternehmerische Risiko. Und mit einer Unternehmensgründung zu scheitern ist in Deutschland – anders als etwa in den USA – ein K.-o.-Kriterium.« Das größte Unternehmen vor Ort ist Merz Pharma – mit zirka 40 Mitarbeitern. »Die Jungen profitieren von der Bugwelle der größeren Unternehmen«, meint Garbe und fährt fort: »Wir wollen heterogene Strukturen der Unternehmen – aber homogene Indikationen. Wir bündeln verschiedene Unternehmen unter einem Dach«. Das ist ein wesentlicher Unterschied des FIZ im Vergleich zu anderen Innovationszentren.

Der 42-jährige Geschäftsführer des FIZ ist ebenso wie seine fünf Mitarbeiter Ökonom. So kann das FIZ mögliche Mieter unter marktwirtschaftlichen Aspekten beurteilen und schon im Eigeninteresse dafür sorgen, dass nur Unternehmen mit einer vernünftigen Marktprognose dort ihr Zuhause finden.

Neuer Identifikationsort lockt Unternehmen

Im FIZ herrscht nicht die Anonymität manch anderer Standorte. Die Mieter fühlen sich wohl, was auch an der baulichen Umgebung liegen mag. Bisher hat jedenfalls keine Fluktuation stattgefunden. Und neben der hellen, modernen Architektur sowie einer gelungenen



Mischung aus offenen Kommunikations- und abgeschlossenen Laborbereichen bietet das FIZ gute Kontakte zu wissenschaftlichen Einrichtungen sowie zu Unternehmen. Diese Nähe zur »Akademia« spielt trotz einer globalisierten Forschungswelt eine Rolle, weiß Garbe zu berichten. Stichworte wie Campusatmosphäre, Praktikumsmöglichkeiten für Studenten oder Arbeiten für Doktoranden fallen hier.

Neues Konferenzzentrum

Der Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Wirtschaft gelingt durchaus und wird sich noch ver-

stärken. Dafür soll in Zukunft auch das neue FIZ Conference-Lab sorgen. Denn der zweite Bauabschnitt bringt auch ein hochmodernes Konferenzzentrum im FIZ mit sich, geplant für bis zu 150 Personen. Nicht nur die Mieter des FIZ können diese Möglichkeit für Veranstaltungen nutzen, sondern auch die Universität – sei es für wissenschaftliche Symposien oder für Doktorfeiern. Garbe ist jedenfalls davon überzeugt, dass dieses neue Kommunikationszentrum seinen Teil zu einer noch besseren gegenseitigen Wahrnehmung von Universität und FIZ beitragen wird. ♦

So wird das FIZ Frankfurter Innovationszentrum aussehen, wenn der zweite Bauabschnitt Ende 2008 fertiggestellt ist.

Verschafft die Religion den Menschen Überlebensvorteile?

Der Evolutionsbiologe Pascal Boyer stellt seine umstrittene Theorie zur Diskussion

Haben religiöse Menschen einen Vorteil, den sie lebensstrategisch nutzen können? Haben Religionen eine positive Rolle in der Evolution des Menschen gespielt? Oder sind Religionen eher ein Nebenprodukt der Evolution, ohne erkennbaren Sinn und Funktion? Hatten sie vormals eine Funktion, die inzwischen überflüssig gewor-

den ist? Unterliegen Religionen vielleicht selbst der Evolution – schließlich sind auch viele Religionen bereits ausgestorben? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der international renommierte Evolutionsbiologe und Ethnologe Prof. Pascal Boyer von der Washington University, St. Louis, der mit seinem Buch »Und Mensch schuf Gott« 2004 auch ei-

ner breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. Er wird vom 4. bis 20. Mai als Fellow der »Templeton Research Lectures«, die vom Institut für Religionsphilosophische Forschung der Goethe-Universität veranstaltet werden, an der Universität Frankfurt seine evolutionsbiologischen Theorien von Religion zur Diskussion stellen.

Boyer spannt einen Bogen von der Hirnforschung über die Neurobiologie zur Sprachforschung, Psychologie, Evolutionsforschung bis hin zu den Religionswissenschaften. Die Kenntnisse darüber, wie sich das Gehirn im Laufe der Evolution entwickelt hat, bezieht der gebürtige Franzose auf das religiöse Verhalten der Menschen. Nach seinen Forschungen kam Religion während der letzten Eiszeit, also vor 50 000 Jahren, zunächst in Europa auf, zeitgleich mit dem Kunsthandwerk. »Was wir Religion nennen«, schreibt Boyer, »entstand vermutlich zusammen mit dem menschlichen Geist in seiner heutigen Gestalt, ausgelöst durch eine plötzliche Veränderung in der geistigen Tätigkeit«. Religion, so Boyer, kann sich erst auf einem hohen komplexen Niveau der Hirnentwicklung einstellen.

Religion als hilfreiches Konstrukt des menschlichen Geistes

Religionen allgemein deutet er als ein hilfreiches Konstrukt des menschlichen Geistes, das dem Menschen in einer spezifischen Le-



Bekannt wurde Prof. Pascal Boyer mit seinem Buch »Und Mensch schuf Gott«, im Mai kommt der international renommierte Evolutionsbiologe und Ethnologe, der an der Washington University, St. Louis, lehrt, als Fellow der »Templeton Research Lectures« nach Frankfurt.

benssituation (»kognitive Nische«) Überlebensvorteile verschafft. Boyer hat dazu den Begriff der »intuitiven Ontologie« geprägt: In der langen Geschichte des menschlichen Überlebenskampfes innerhalb der Evolution hat der Mensch Strategie-

entwickelt, unmittelbar, also ohne vollständigen Überblick über die Situation und ohne vollständige Kenntnis, angemessen zu agieren oder zu reagieren. Dass die Religion so wichtig für den Menschen werden kann, hat seinen Grund darin – so Boyer, »dass sie Erkenntnisssysteme aktiviert, die lebenswichtig für uns sind, weil sie unsere stärksten Emotionen steuern, unseren Austausch mit anderen prägen, uns moralische Empfindungen eingeben und maßgebend für die Gruppenbildung sind«.

Allerdings ist sein Versuch, Religion aus evolutionärer Perspektive herzuleiten, in der Theologie nicht unumstritten. Inwieweit lassen sich tatsächlich Religionen ganz ohne Transzendenz aus der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns erklären? Gerade aus der Sicht der christlichen Theologie, in der die Transzendenz Gottes und seine Inkarnation entscheidend sind, dürfte diese Sicht nicht unproblematisch sein. Zudem ist der christliche Glaube gerade in Abgrenzung zu »naturalistischer Religiosität« entstanden. Mit gehöriger Skepsis betrachtet auch der angesehene Münchner Theologe Friedrich Wilhelm Graf Boyers Thesen. Als »entscheidende Schwäche« identifiziert Graf Boyers Schwierigkeiten, religiöse Bilder von Tod und Leben mit den ihnen zugeschriebenen rituellen Praktiken zu deuten. Das vernachlässigt sowohl die »prägnanten Gehalte« religiösen Bewusstseins als auch die starken Gefühle, die in diesen Riten geäußert würden. Graf lässt in seiner Kritik Boyer stellvertretend für alle Neurowissenschaftler eine Warnung vor den »dunklen Wassern« zukommen, auf denen sie mit ihren »windschnittigen Wissenschaftsjachten« herumschippeln.

Abgrenzung zu anderen Theorien der Religionskritik

Mit der Frage nach einer Funktion der Religion im evolutionären Prozess der menschlichen Stammesgeschichte hebt sich Boyer deutlich von den negativen Bewertungen religiösen Verhaltens sowohl der Religionskritik des 19. Jahrhunderts als auch der aktuellen aggressiven atheistischen Attacken ab, wie sie etwa Richard Dawkins in seinem Buch »Der Gotteswahn« vorbringt. Die Vertreter des positivistischen

Wissenschaftsideals des 19. Jahrhunderts (Auguste Comte, Ernst Haeckel, Wilhelm Ostwald) beurteilten Religion als eine überwundene Vorstufe des wissenschaftlichen Fortschritts. Zeitgenossen, die immer noch der Religion anhängen, seien daher ein hinterwäldlerischer Anachronismus. Auch die philosophische Religionskritik, etwa Ludwig Feuerbachs oder Karl Marx' (»Religion ist Opium des Volkes«) betrachtete Religion als eine bereits überwundene Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes, die im Zuge des gesellschaftlichen Fortschritts bald »absterben« würde. Sigmund Freud schließlich meinte diagnostizieren zu müssen, dass Religion die Menschen neurotisch mache und man sie daher von dieser Krankheit heilen müsse.

Das Frankfurter Programm der »Templeton Research Lectures«

Boyers Gastaufenthalt in Frankfurt beendet die »Templeton Research Lectures« in Frankfurt. Über drei Jahre stellte die Templeton Foundation dem Institut für Religionsphilosophische Forschung (IRF) der Johann Wolfgang Goethe-Universität fast 280 000 Euro zur Verfügung, die noch um Landesmittel in Höhe von fast 50 000 Euro aufgestockt wurden, um im Dialog mit den Naturwissenschaften Antworten auf Fragen zum menschlichen Bewusstsein und zu den materiellen Bedingtheiten unseres Denksystems zu finden. Über den Kooperationsvertrag ist auch der Fachbereich Evangelische Theologie Giessen, der das Gesamtkonzept der Lectures mitgestaltet hat, eingebunden. In den vergangenen zwei Jahren standen folgende Themen im Mittelpunkt: »Beherrscht die Materie den Geist? Neurowissenschaften und Willensfreiheit« und »Biofakt oder Artefakt? Auf dem Wege zu einem neuen Begriff des Lebens«. Die Ergebnisse werden in Buchform veröffentlicht, das erste Buch von Philip Clayton »Die Frage nach der Freiheit. Biologie, Kultur und die Emergenz des Geistes in der Welt« liegt bereits vor. Die Foundation fördert globale Initiativen, die sich mit Grenzfragen zwischen Theologie und Naturwissenschaften auseinandersetzen. ◆

Nähere Informationen:
www.trl-frankfurt.de

Sind Katholiken eher pro-europäisch eingestellt?

Frankfurter Soziologen beteiligen sich an Forschungsprogramm EURESOURCE

Welche Rolle spielen Religion und Kirchen für Demokratie und Gesellschaft im zukünftigen Europa? Geistes- und Sozialwissenschaftler aus verschiedenen Ländern der Europäischen Union erforschen seit einigen Monaten diese Zusammenhänge unter ganz unterschiedlichen Blickwinkeln, mit dabei ist auch ein Soziologen-Team der Goethe-Universität. Ziel des Forschungsprogramms EURESOURCE (»Religious Sources of Solidarity«) ist es, zu untersuchen, welchen Beitrag Religion zur Produktion von Solidarität im privaten Familienkreis, in der Sphäre der Zivilgesellschaft, in Staat und Gesellschaft zu leisten in der Lage ist. Dieses internationale Projekt, das Vergleiche zwischen verschiedenen europäischen Ländern umfasst, soll Effekte von Religion aufzeigen und erklären; dabei geht es besonders darum, wie sich in einer sich verändernden religiösen Landschaft solidarische Einstellungen und Verhaltensweisen positiv wie negativ wandeln.

Das Programm besteht aus insgesamt fünf Teilprojekten und wird von Prof. Dr. Peer Scheepers, Dr. Hans Schilderman (Radboud University Nijmegen, Niederlande), Prof. Dr. Leslie Francis (University of Warwick, Großbritannien) und der Frankfurter Soziologin Prof. Dr. Sigrid Roßteutscher geleitet. Das Programm ist interdisziplinär aufgestellt: Im internationalen Leitungsteam sind Theologie, Religionssoziologie, Soziologie, Psychologie und Ökonomie vertreten. Sigrid Roßteutscher, Leiterin der deutschen Teilprojekte, ist seit Juli 2007 Professorin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse. Die Soziologin, die zuvor an der Universität Mannheim geforscht hat, beschäftigt sich schon seit einigen Jahren mit diesem Themenkomplex [siehe »Mehr Konkurrenz – vollere Kirchen?«, Seite 12].

Mit zwei Studien beteiligt sich das Frankfurter Soziologen-Team

von Sigrid Roßteutscher an dem EURESOURCE-Projekt, Ergebnisse werden 2010 vorliegen. Daniel Stegmüller geht der Frage nach, inwieweit Religion individuelle Einstellungen gegenüber Wohlfahrtsstaaten in Europa beeinflusst. Da Wohlfahrtsstaaten trotz des Drucks, den Globalisierung, Rückgang der Industrialisierung und Wandel der Beschäftigungsstruktur ausüben, überraschend stabil bleiben, stellt sich die Frage, welche Faktoren die breite öffentliche Unterstützung von Wohlfahrtsstaaten beeinflussen. Im Fokus stehen dabei sowohl Umverteilung und Ausmaß der Staatstätigkeit im Allgemeinen als auch die Befürwortung spezifischer Ausgaben für bestimmte soziale Gruppen. Im Gegensatz zu politisch-ökonomischen Erklärungen, die Eigeninteressen in den Vordergrund stellen, betont eine Perspektive, die die Religiosität in den Vordergrund rückt, Werte und Überzeugungen. Stegmüller wird erforschen, ob diese religiös geprägten Werte einen zusätzlichen oder alternativen Erklärungsbeitrag bieten. Zusätzlich zu dieser, stark soziologischen, Konzeption von Religion wird untersucht, ob die spezifischen Lehren der einzelnen Konfessionen – wie beispielsweise die stärkere Fokussierung des Protestantismus auf die Verantwortung des Individuums – zu Unterschieden in den Einstellungen der europäischen Bevölkerung zum Wohlfahrtsstaat führen.

Die Frankfurter Soziologin Margarete Jozefiak erforscht, welchen Einfluss die eigene religiöse Prägung hat, wenn es um die persönlich-psychische Bindung an die Europäische Union geht: Wie wirkt sich die religiöse Einstellung darauf aus, ob man sich als Europäer fühlt und ob man europäischen Institutionen vertraut? Die Forscherin geht von der Grundannahme aus, dass Europa auf gemeinsamen religiös-kulturellen Wurzeln fußt und stellt die These auf, dass sich der christliche Glaube positiv auf die



Katholiken fühlen sich in der internationalen Gemeinschaft besonders wohl – so auch beim 20. Weltjugendtag 2005 in Köln, an dem 800 000 Gäste aus 190 Nationen teilnahmen. Die katholische Kirche sieht sich als weltumspannende, universelle Kirche, das unterscheidet sie von den protestantischen Glaubensgemeinschaften.

Ausbildung pro-europäischer Einstellungen auswirkt und damit den langfristigen Erfolg einer Integration der europäischen Gesellschaften zu einer europäischen Gesellschaft befördern kann. Gleichzeitig werden klare Niveauunterschiede zwischen den Konfessionen erwartet. Der Katholizismus vertritt die Idee einer universellen Kirche, wohingegen der Protestantismus historisch mit der Bildung von Nationalstaaten und nationalen Kirchen verbunden ist. Dies weist darauf hin, dass Katholiken sich tendenziell stärker mit einer politischen Gemeinschaft verbunden fühlen, die über die Grenzen des Nationalstaates hinausgeht, wohingegen Protestanten mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ihre nationale Zugehörigkeit betonen werden.

Beide Projekte bedienen sich international vergleichender quantitativer Umfragedaten wie Eurobarometer, European Values Study,

European Social Survey und International Social Survey Program. Das Forschungsprojekt wird im Rahmen des DFG-Programms NORFACE (»New Opportunities for Research Funding Co-operation in Europe – A Strategy for Social Sciences«), einer von der Europä-

ischen Kommission finanzierten Partnerschaft von nationalen Forschungsförderern, mit dem Ziel unterstützt, die europäische Forschungszusammenarbeit in den Sozialwissenschaften zu stärken. Von insgesamt über 80 Anträgen wurden europaweit nur zehn Koope-

rationsprojekte bewilligt. Das EU-RESOURCE-Programm erhielt die maximale Fördersumme von 500 000 Euro zugesprochen, davon stehen 160 000 Euro den Teilprojekten an der Goethe-Universität zur Verfügung. Die Projektlaufzeit beträgt insgesamt drei Jahre. ♦

Mehr Konkurrenz – vollere Kirchen?

Religiöse Märkte zwischen ökonomischen Theorien und Säkularisierungsparadigma



Asiatische Religionen wie der tibetische Buddhismus finden auch in Deutschland immer mehr Anhänger. Folgt man ökonomischen Theorien, dann belebt auch auf dem religiösen Markt die Konkurrenz das »Geschäft«.

Brauchen auch Religionen einen freien Markt, um sich im gesunden Wettbewerb messen zu können? Die Soziologin Prof. Dr. Sigrid Roßteutscher, die im vergangenen Sommer an die Universität Frankfurt berufen wurde, hat sich in einer international vergleichenden Studie, die im Rahmen ihrer Habilitation in den vergangenen drei Jahren an der Universität Mannheim entstanden ist, mit der Natur religiöser Märkte und der demokratischen Rolle religiöser Zivilgesellschaften beschäftigt. Ihre wissenschaftliche Arbeit kontrastiert ökonomische Theorien mit dem klassischen Säkularisierungsparadigma.

Ökonomische Theorien zur Religion behaupten, dass nur freie Märkte – Gesellschaften, in denen der Staat seine Kirchen weder privilegiert noch finanziert oder reguliert – einen gesunden Wettstreit der Religionen hervorbringen. Nur die Konkurrenz um »Kunden«, so das Argument weiter, schaffe kundenorientierte attraktive religiöse

Angebote, während Priester in staatlich finanzierten Monopolkirchen gar von leeren Kirchen profitierten. Die ökonomische Theorie kontrastiert das partizipative, lebendige religiöse Leben der USA mit den apathischen, religiös indifferenten Staatskirchensystemen Skandinaviens, wo kaum noch Menschen die Kirche besuchen. Die Säkularisierungstheorie behauptet das Gegenteil: Wird Religion aus der Öffentlichkeit verdrängt, wird sie mit alternativen religiösen Angeboten und Interpretationen konfrontiert; Menschen fangen an zu zweifeln, der Glaube wird relativiert. Entfremdung und Kirchenaustritt sind die Konsequenz.

Organisationsstrukturen auf dem Prüfstand

Roßteutscher überprüft zudem eine zentrale organisationstheoretische Annahme, die auf die Soziologen Max Weber und Ernst Troeltsch zurückgeht: kleine, dezentral organi-

sierte Gruppen sind zentralistischen Organisationsriesen überlegen, da die engeren Kooperations- und Kontrollbezüge in der Kleingruppe Trittbrettfahren minimieren, Partizipation stärken und Sozialkapital generieren. Mit diesem Argument werden gerne die Beteiligungsvorteile protestantischer und vor allem calvinistischer Gruppierungen gegenüber dem zentralistischen, hierarchischen Organisationsmodell des Katholizismus begründet.

Zur Überprüfung der Thesen wurde in verschiedenen europäischen Kommunen, in Nationen mit unterschiedlichen Staatskirchensystemen und konfessioneller Zusammensetzung – unter anderem Aalborg in Dänemark, Bern und Lausanne in der Schweiz, Aberdeen in Schottland, Sabadell in Spanien, Enschede in den Niederlanden sowie Mannheim und Chemnitz in Deutschland – das gesamte religiöse Vereins- und Organisationswesen untersucht. Die Hauptergebnisse der Studie lassen sich knapp zusammenfassen: Der Freiheitsgrad religiöser Märkte ist für eine Erklärung individuellen Engagements irrelevant. Falls gewisse Zusammenhänge aufschienen, so zeugten sie meist vom Vorteil regulierter, wenig pluralistischer Situationen. Der Gegenspieler der ökonomischen Theorie, die Säkularisierungstheorie, bietet eine Erklärung, die diesen (wenigen und schwach ausgeprägten) empirisch festzustellenden Zusammenhängen eher entspricht. Dort, wo die Religion sichtbar ist, dort, wo sie in viele zentrale staatliche Leistungen (etwa im Bildungssektor oder in der Wohlfahrtsproduktion) eingebunden ist, dort, wo die Plausibilitätsstrukturen der Religion noch intakt sind, da der eine »wahr-

re Glaube« nicht durch eine Vielzahl konkurrierender Konzeptionen des Göttlichen geschwächt ist, dort sind mehr Menschen religiös engagiert als in der idealisierten Welt religiösen Wettbewerbs im freien, deregulierten Markt. Dieser Vorteil wirkt allerdings auf individuelles Engagement nur selten und niemals mehr als marginal.

Vorteil der calvinistischen Vereine

Deutlich vielversprechender ist der Ertrag der Organisationstheorie, welche die partizipativen und Sozialkapital generierenden Leistungen in einen Zusammenhang mit spezifischen Organisationsmerkmalen stellt. Die Zusammenhänge widersprechen der Theorie allerdings diametral. Die Zelebrierung des kleinen, flachen, dezentralen Vereins ist aus empirischer Sicht ein Mythos. Der Idealverein, der Verein, der am ehesten Sozialkapital generiert und viele Menschen in das Netz freiwilliger Organisationen integriert, ist der arbeitsteilig organisierte, wohlha-



Besuchen mehr Menschen Gottesdienste, wenn der Staat die Kirchen nicht finanziell unterstützt?

bende und professionell geleitete Großverein. Mehr noch: Der so häufig angenommene Organisationsvorteil protestantischer Organisationen gegenüber der Organisationswelt des Katholizismus beruht genau auf diesen Organisationscharakteristika und läuft somit den gängigen Vorstellungen ebenfalls diametral entgegen. Calvinistische

Vereine sind katholischen Vereinen in Punkto Rekrutierung und Sozialkapitalbildung überlegen, weil sie größer, hierarchischer, arbeitsteiliger und wohlhabender sind als katholische Vereine. Die Arbeit von Sigrid Roßteutscher erscheint im Frühsommer 2008 unter dem Titel »Religion, Konfession, Demokratie« im Nomos Verlag. ◆

Nähere Informationen: www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/index.pl/srossteutscher

Anzeige

Millionen von Sehzellen ...

... werden benötigt, um diese Anzeige wahrzunehmen. Wir sorgen dafür, dass sie in Erinnerung bleibt.

www.grips-design.de

GRIPS DESIGN

Die Agentur, die dahintersteht.



Die fünf Aspekte der Scharia und die Menschenrechte

Die Auslegung des Koran auf neuen Wegen und das politisch-rechtliche Gedächtnis der Muslime

von Ömer Özsoy



Auch der Koran ist das Werk seiner Zeit; heute kann er nicht ausgelegt werden, ohne seinen historischen Kontext einzubeziehen. Doch noch dominiert ein starres Verständnis des Koran, das den eigentlichen Charakter des religiösen Textes verkennt. Eine kleine, international etablierte Gruppe von islamischen Theologen postuliert eine zeitgenössische innovative Koranexegese, die berücksichtigt, dass die Worte des Koran als eine lebendige Anrede an seine realen Adressaten in Offenbarungszeit und -ort gerichtet waren, nämlich an den Propheten Muhammad, seine Gefährten, die heidnischen Araber, Juden und Christen. So eröffnet sich ein neuer Blick auf die »heilige Schrift« der Muslime.

Islam und Christentum setzen sich ganz unterschiedlich mit der Säkularisierung und der Trennung von Staat und Religion auseinander. Warum verhalten sich diese beiden großen Religionen so? Vorscheinliche Antworten, wie sie allzu gern gegeben werden, treffen nicht den Kern. Die im Westen anzutreffende Trennung von Staat und Kirche aus Jesus Aussage »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott, was Gottes ist« abzuleiten, halte ich für ebenso anachronistisch und unzutreffend, wie es unzulässig ist, die stärkere Verzahnung von Staat und Religion in der islamischen Welt mit dem politischen Inhalt des Koran zu beschreiben. Meinem Verständnis nach strebten sowohl Jesus als auch Muhammad nach Verstärkung des Beständigen in Anbetracht des Vorläufigen, wodurch beide die Legitimität der jeweiligen politischen Mächte infrage stellten – der eine im Kontext des Römischen Reichs und der andere im Kontext der qurayschitischen Oligarchie. Ihre unterschiedlichen Strategien gegenüber der jeweiligen Herrschaft ändern nichts an der Kernbotschaft. Die Gegebenheiten ihrer Zeit zwangen den einen zur politischen Zurückhaltung, den anderen umgekehrt zur aktiven politischen Handlung.

Die verschiedenartige Betrachtungsweise im Christentum und Islam liegt eher daran, dass der Säkularitätsdiskurs unterschiedliche Ausgangspunkte im Westen und in der islamischen Welt hatte. Während der westliche Diskurs schon seit der Zeit der Aufklärung von der Kernfrage bestimmt war, wie sich die politische Ordnung von ihrer geistlich-religiösen Bestimmung und Legitimation ablöst, wurde diese Frage als solche in der islamischen Welt erst Anfang des 19. Jahrhunderts im Osmanischen Reich in der sogenannten »Tamimat«-Periode (1839–1876) diskutiert, in der neben anderen auch säkularen Reformen auf den Weg gebracht wurden, bis die neue türkische Verfassung im Jahr 1937 die Säkularität durch eine klare Trennung von Staat und Religion aufnahm.

Dennoch hat sich die innerislamische Debatte sukzessiv auf Fragen konzentriert, die von den Anfängen der islamischen Geschichte bis heute durchgehend relevant sind. Diese Fragen machen eigentlich das islamische Gedächtnis aus und der Diskurs der Muslime über Religion und Politik von Konservativen bis zu Modernisten lässt sich im Endeffekt aus diesem Gedächtnis heraus erklären. Doch was bildet das Fundament dieses Gedächtnisses?

Koranische Prinzipien und historische Spuren

Der Koran besteht aus Offenbarungen, die der Prophet Muhammad in einem Zeitraum von über 22 Jahren zwischen 610 und 632 empfing und verkündete. Die Worte des Koran wurden als eine lebendige Anrede an die dort lebenden Adressaten, also den Propheten, seine Gefährten, die heidnischen Araber, Juden und Christen und

Kalligrafie des Moghul-Prinzen Dara Shikoh aus dem 17. Jahrhundert, Berlin, Museum für islamische Kunst: Geschrieben in der als »Nastaliq« bezeichneten Kursivschrift, die im 14. Jahrhundert im Iran entwickelt wurde und die arabische Schrift revolutionierte. Im Vordergrund dieses kalligraphischen Kunstwerks steht allerdings nicht die Lesbarkeit, sondern die ungewöhnliche Anordnung der Schrift mit ihrem diagonalen und horizontalen Verlauf.

andere konzipiert. Die koranische Offenbarung leitete nicht nur die neue religiöse Bewegung um den Propheten Muhammad, sondern begleitete sie auch. Deshalb können wir im Korantext nicht nur Anweisungen beziehungsweise Bestimmungen in rein religiösen Angelegenheiten, sondern auch Spuren von fast allen Ereignissen seiner Zeit entdecken.

Dadurch, dass der Korantext innerhalb der Geschichte Gestalt angenommen hat, spricht er selten auf rein prinzipieller Ebene, so wie er die Muslime zum Beispiel auffordert, das Gute zu gebieten und das Böse zu verbieten. Häufiger greift er jedoch einzelne Erklärungen auf und stellt Präzedenzfälle dar. Diese Sprechweise war für die ersten Adressaten des Koran zweifelsohne ein Vorteil. Aber für die, die keine Augenzeugen der Offenbarung sind, sondern weit entfernt von den geschichtlich-gesellschaftlichen Kontexten des Koran leben, schafft diese koranische Sprechweise ein hermeneutisches Problem: Wie kann der Koran für spätere Generationen noch relevant sein, obwohl sie nicht mehr die Erstadressaten sind? Dieser besondere Umstand bewirkt, dass der Koran nicht als übergeschichtlich wahrgenommen werden kann. Daher gilt: Wenn es im Koran zum Beispiel viele Stellen über Krieg und Konflikt gibt, ist dies nicht als Ausdruck des absoluten göttlichen Willens, der sich im Koran spiegelt, anzusehen, sondern vielmehr als Stellungnahme zu den damaligen politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen. Daraus folgt, dass das universell Übertragbare im Koran nicht in diesen Stellen





Ein Muslim gibt Almosen: Persische Miniatur aus dem »Bustan« (Garten) von Sadi, Bihzad aus dem 15. Jahrhundert, Kairo, Nationalbibliothek. Schon zu Lebzeiten des Propheten entwickelte sich aus dem ursprünglich freiwilligen Spenden (»Sadaqa«) die gesetzlich festgelegte Abgabe (»Zakat«) als religiöse Pflicht, die sich dann als eine der fünf Säulen des Islam etablierte.

lungennahmen besteht, sondern sich aus dem dahintersteckenden Wertesystem aktuell ableiten lässt.

Aus solchen komplizierten und mit dem politisch-gesellschaftlichen Kontext verbundenen Aussagen des Koran versuchte die muslimische Gelehrsamkeit etliche Säulen einer sittlichen Ordnung abzuleiten, die sich auf fünf Aspekte der Scharia reduzieren lassen, nämlich Schutz von Leben, Eigentum, Vernunft, Glauben und Familie. Die Scharia bildet die Gesamtheit der religiösen, moralischen, sozialen und rechtlichen Normen, welche im Koran und der prophetischen Tradition beinhaltet sind. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Gelehrten diese Aspekte nicht auf die muslimische Gesellschaft (»umma«) beschränken wollten, sondern für die ganze Menschheit herausgearbeitet haben. Der darin beinhaltet Universalitätsanspruch veranlasst viele zeitgenössische Autoren zum Beispiel dazu, die Menschenrechte im modernen Sinne mit diesen fünf

Prinzipien der Scharia zu versöhnen, was als Tendenz begrüßenswert ist, jedoch methodologisch noch in Kinderschuhen zu stecken scheint.

Verbindlichkeit der Sunna und Grenzen von Muhammads Fehlbarkeit

Ein wichtiger Schlüsselbegriff ist zweifelsohne auch die Sunna, die erste Praxis des Koran durch den Propheten Muhammad und seine Gefährten. Die Sunna bildet die Gesamtheit der von Muhammad überlieferten, im Hadith gesammelten Aussprüche, Entscheidungen und Verhaltensweisen, aber auch die Praxis und Sichtweise der ersten muslimischen Gemeinde; sie bildet zusammen mit dem Koran die Grundlage des islamischen Rechts, die Scharia. Alles, was Muhammad als Gesandter Gottes verordnete, galt der jungen muslimischen Gemeinde als Ausdruck des göttlichen Willens, obwohl es Fälle gab, in denen der Prophet selbst nach Beratung mit seinen Gefährten entschied oder sich auf die Praxis der früheren Religionsgemeinschaften berief. Wenn Gott damit nicht einverstanden war, so die islamische Vorstellung, erhielt Muhammad eine Offenbarung, die seine Entscheidung korrigierte. Gerade diese Vorstellung, dass Gott korrigierend eingreifen kann, macht die Bestimmungen des Propheten in rein religiösen, rituellen Bereichen genauso verbindlich wie die des Koran.

Entscheidungen beziehungsweise Meinungen des Propheten zu weltlichen Belangen, die nicht Ergebnis einer Offenbarung waren, galten jedoch schon zu seiner Zeit als nicht unfehlbar. In einem bekannten Bericht heißt es: Der Prophet kam nach Medina, wo die Leute die Dattelpalmen befruchteten, womit er als ein Mekkaner nicht vertraut war. Er fragte: »Was macht ihr?« Sie antworteten: »Das haben wir schon immer so gemacht.« Darauf entgegnete er: »Vielleicht wäre es besser für euch, es nicht zu tun.« So ließen sie es, und die Ernte war geringer. Der Überlieferer sagte: Sie berichteten es dem Propheten. Da sagte er: »Ich bin nur ein Mensch. Wenn ich euch hinsichtlich eurer Religion etwas anordne, so befolgt es. Wenn ich euch jedoch etwas aufgrund meiner Meinung anordne, so bin ich nur ein Mensch.« In einer Anmerkung wird auf eine andere Überlieferung hingewiesen, nach der es heißt: »Ihr kennt euch besser in euren irdischen Angelegenheiten aus.«

So wurde in der klassischen theologischen Literatur, insbesondere im Bereich der Jurisprudenz und ihrer Methodik und Grundlagen (»usul al-fiqh«) heftig diskutiert, ob die Verbindlichkeit der Sunna auf alle Bereiche auszudehnen sei, obwohl ihre Verbindlichkeit im Prinzip anerkannt war. Im Allgemeinen wird die Sunna nach Rollen des Propheten in Kategorien eingeteilt: als Mensch, als Prophet, als Führer oder als Gesetzgeber. Sein ganzes Alltagsleben als Kind seiner Zeit und Kultur wird beispielsweise als menschlich und folglich nicht als verbindlich angesehen. Hingegen wird seine religiöse Praxis wie Gebet und Wallfahrt als universell verbindlich betrachtet. Was seine gesetzlichen Bestimmungen betrifft, so werden sie zwar auch geschichtlich gesehen, bestritten wird jedoch, ob sie wörtlich zu nehmen sind. Die klassische Einteilung der Rolle des Propheten hat viele moderne Gelehrte dazu inspiriert, die Gewaltenteilung im modernen Sinne vorzunehmen, wie sie die Grundlage eines demokratischen Staates vorsieht.

Legitimität der Herrschaft: Göttliche Autorität?

Wie soll das Oberhaupt der Muslime bestimmt werden? Dies war die erste politische Frage, mit der sich die junge muslimische Gemeinde nach dem Tode des Propheten konfrontiert sah. Die Entstehung der beiden Hauptrichtungen im Islam, Sunniten und Schiiten, geht auf diese Frage zurück. Während die Schiiten darauf beharrten, dass das Oberhaupt auch göttliche beziehungsweise prophetische Autorität besitzt, auch wenn sie gleichwohl politische Beweggründe hatten, nahmen die Sunniten die Sachlage rein pragmatisch wahr und knüpften an alte arabische Herrschaftskonzepte an. Die ersten Kalifen sind zum Beispiel nach rein pragmatischen Gründen und auf unterschiedliche Weise ausgewählt worden. Die sunnitische flexible Position führte schließlich zur Entstehung von verschiedenen Herrschaftsformen bis zu Dynastien.



Manuskriptseite aus einer Koran-Handschrift aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, München, Bayerische Staatsbibliothek. Geschrieben im persischen Kufi, einem besonderen Stil einer eckigen Schrift, der sich im östlichen Iran unter der Herrschaft der Ghaznawiden und Ghuriden entwickelte. Bei diesem Manuskript sind die Buchstaben in ausgesparte Felder gesetzt, während der Hintergrund mit kleinen Spiralen dekoriert ist.

In der Tat lässt sich keine diesbezügliche koranische oder prophetische Regelung nachweisen. Der ursprünglich tribalistische Voraussetzung, nach der Menschen in Stammesverbänden zusammenlebten, wurde später in Form einer vermeintlich prophetischen Aussage Nachdruck verliehen: So habe der Kalif dem Stamm der Qurayschiten, der herrschenden Elite von Mekka, anzu gehören. Diese Legitimierungsgrundlage berücksichtigten die Sunniten in der Praxis dann doch eher selten, wie sich geschichtlich gut nachweisen lässt. Die moderne Hadith-Forschung hat den politisch-islamischen Diskurs von dieser Legitimierungsgrundlage der Herrschaft meines Erachtens endgültig befreit, indem sie gezeigt hat, dass die zugrunde liegende Aussage nicht auf den Propheten zurückzuführen ist. Auch das zeitgenössische muslimische Denken bis hin zum politisch-islamischen Diskurs hat von dieser Argumentationsgrundlage Abstand genommen.

Flexibilität der Scharia

Ein weiterer Punkt ist die Wandelbarkeit der autoritativen rechtlichen Bestimmungen, die dem Koran und den Hadithen, den überlieferten Nachrichten religiösen und profanen Charakter innewohnen. Im Allgemeinen wurde angenommen, dass sich die legislative Macht als eine weltliche Macht im Islam auf die Bereiche beschränkt, in denen der Koran und die Hadithe schweigen. Zeitgenössische Studien haben jedoch offengelegt, dass die Muslime sich mit dieser Frage bereits unmittelbar nach dem Tode des Propheten befassten. Bemerkenswert sind Beispiele, die belegen, wie manche Prophetengenossen, erste Kalifen und ausgewiesene Gelehrte in ihren Entscheidungen vom Wortlaut der koranischen Anordnungen abgewichen sind. Wichtig und lehrreich ist an diesen Beispielen, dass sie nicht von der wörtlichen Bestimmung des Koran, sondern von der Intention dahinter ausgingen. Auffällig sind in die-



Koran-Handschrift, Uthman ibn Muhammad Bust, aus dem 12. Jahrhundert, Paris, Bibliothèque Nationale. Diese Handschrift ist in einer ungewöhnlichen Kursiv mit geschwungenen Endbögen und eher unüblichen Ligaturen zwischen den Buchstaben geschrieben. Sie entstammt einer siebenbändigen Präsentationsausgabe, von der nur noch ein Band existiert.

sem Zusammenhang die Entscheidungen des zweiten Kalifen Umar ibn al-Khattab, die dem Wortlaut der koranischen Bestimmungen beziehungsweise der Anordnungen widersprechen. Hier soll seine Entscheidung über die Verteilung der Almosen-Einkommen erwähnt werden. Im Koran heißt es (9:60): »Die Almosen sind nur für die Armen und Bedürftigen (bestimmt), (ferner für) diejenigen, die damit zu tun haben, (für) diejenigen, die (für die Sache des Islams) gewonnen werden sollen (wörtlich: diejenigen, deren Herz vertraut gemacht wird), für (den Loskauf von) Sklaven, (für) die, die verschuldet sind, für den Weg Gottes und für den, der unterwegs ist. Dies gilt als Verpflichtung von Seiten Gottes. Gott weiß Bescheid und ist weise.«

Umar vertrat die Meinung, mit der in diesem Vers geregelten Zahlung an Ungläubige, die für die Sache des Islams gewonnen werden sollten, aufzuhören, und machte in diesem Zusammenhang geltend, dass der

Sultan Selim III. empfängt den Hof: Gemälde, spätes 18. Jahrhundert, Istanbul, Topkapi Sarayi. Die regelmäßigen Empfänge des Hofstaates im Hof des Topkapi-Palastes mit ihrem ausgefeilten Zeremoniell aus dem 16. Jahrhundert sollten den Anspruch des Sultans, politisches Oberhaupt (»Khalifa«) der Muslime zu sein, unterstreichen.



Islam nun so kräftig wurde, dass man keine Unterstützung von den Ungläubigen mehr brauche. Wichtig und lehrreich ist daran, dass er nicht von der wörtlichen Bestimmung des Koran, sondern von der Idee dahinter ausging, die er festgestellt zu haben glaubte. Dies ist nicht das einzige Beispiel dafür, dass man den koranischen Bestimmungen abweichend Entscheidungen trifft oder Fatwas abgibt – Fatwas sind islamische Rechts-

gutachten, die in der Regel von einem Mufti, also dem Verfasser eines Rechtsgutachtens als ein Spezialist für die islamische Jurisprudenz (»fiqh«), zu einem speziellen Thema herausgegeben werden. Die Unterscheidung in der Methodologie des islamischen Rechts (»usul al-fiqh«) zwischen der ursprünglichen Bedeutung (»ma'na«) und dem endgültigen Ziel (»magza«) und die Theorie von Zwecken beziehungsweise Intentionen der Scharia (»maqasid asch-schari'a«) beruhen auf der Annahme, dass sich jede Bestimmung im Koran ursprünglich auf einen bestimmten historischen Kontext beziehe und für die ähnlichen Situationen gültig sei.

Wir haben keine Anhaltspunkte zu glauben, dass die Muslime bei ersten Eroberungen, als sie ihren Einflussbereich geografisch ausdehnten und die Gemeinschaft mit neuen Kulturen und Umständen konfrontiert wurde, Schwierigkeiten hatten, sich neuen Umweltbedingungen und der veränderten Welt anzupassen. Anders gesagt: Wir beobachten, dass die Sorgfalt bei der Umsetzung der Scharia in den ersten Jahrhunderten die Flexibilität der islamischen Gesellschaft nicht eingeschränkt hat. Haupttätigkeit des muslimischen Juristen war nicht nur Rechtsfindung in den autoritativen Texten, sondern auch Gesetzgebung. Die zeitgenössische innovative Koranexegese postuliert, dass die Rede des Koran auf ihre Adressaten der Offenbarungsperiode und den damaligen Umständen bezogen ist, und es des-

Detail des Muqarnas-Gewölbes der Moschee Nasir al-Mulk in Shiraz: Die südiranische Stadt Shiraz entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Zentrum der iranischen Kunst und Kultur.



halb unumgänglich ist, in der Auslegung des Koran auf den historischen Kontext zu schauen. Es ist nicht zu übersehen, dass solche historischen Ansätze in der ganzen islamischen Welt immer mehr Gehör finden – wie Fazlur Rahman in Pakistan, Muhammad Schahrur in Syrien, Abdulkarim Sorousch im Iran, Muhammad Abed al-Jabri in Algerien, Hassan Hanafi in Ägypten und nicht zuletzt viele Theologen in der Türkei.

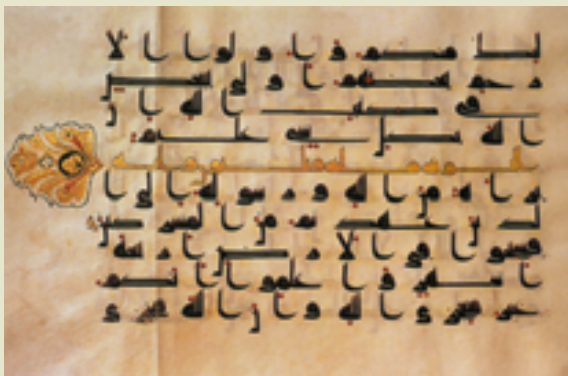
Chancen für ein anderes Islamverständnis in Europa

Religiöse Texte bedürfen wegen ihrer religiösen und symbolischen Ausdrucksform der Interpretation – darin unterscheiden sich meines Erachtens die einzelnen Religionen und ihre Theologien nicht. Während das den früheren muslimischen Generationen klar war, ist heute dieses Verständnis zugunsten einer vermeintlich politischen Praxis im zeitgenössischen politisch-islamischen Diskurs verloren gegangen. Das zeitgenössische islamische Denken, von politisch-islamischem bis hin zu liberalem, interpretiert die Texte nicht gemäß den veränderten Bedingungen, sondern die vorhandenen Bedingungen werden einem starren Verständnis der Texte unterworfen. So wird der eigentliche Charakter des reli-

giösen Textes verkannt und auch seiner Würde beraubt. Dass das keine Probleme löst, lässt sich am jetzigen Zustand der islamischen Welt ablesen.

Der zeitgenössische islamische Diskurs, wie er in der islamischen Welt nicht nur auf literarischer Ebene, sondern auch auf realpolitischer Ebene geführt wird, lässt sich nicht ohne weiteres auf die aktuellen Diskussionen in Europa und Deutschland übertragen. Daher finde ich es oft überzogen und äußerst kritisch, dass die Belange der Muslime nicht selten mit Argumentationen abgetan werden, die sich weitgehend der kritischen Entwicklungen in islamischen Ländern bedienen. So scheint es mir beispielsweise ein völlig verkehrter Weg, die deutsche Kopftuchdebatte mit der Diskussion über dieses Thema in der Türkei zu vermischen; der Streit um die dogmatisch-laizistische Praxis in der Türkei lässt sich nicht auf die Verhältnisse in Deutschland übertragen. Kurzum: Eine liberal-pluralistische Demokratie muss ihren Prinzipien treu bleiben und im Rahmen ihres menschenrechtlichen Regelwerkes argumentieren und nach entsprechenden Lösungen und Regelungen suchen, um autoritäre Tendenzen deutlich zu benennen und damit auch vermeiden zu können. So eine Praxis wird ein in der Entstehung befindliches Islamverständnis in Europa mitprägen.

Bilderverbot und Kalligraphie



Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 10. Jahrhundert, Kairuan. Tunis, Nationalbibliothek: Geschrieben auf dem wertvollen Pergament im »Kufiduktus«, dessen Name von der Stadt Kufa im Irak abgeleitet ist, wo diese Schriftform entwickelt wurde.

Wenn man im Zusammenhang mit der arabischen Sprache von Kalligrafie spricht, wird genauer von »Islamischer Kalligrafie« gesprochen. Die Kalligraphie gilt in der islamischen Kultur als die Königin der Künste, als die Kunst schlechthin, deren Erfindung dem Vetter und Schwiegersohn des Propheten Muhammad, Ali ibn Abi Talib, zugeschrieben wird. Warum hat sich in der islamischen Zivilisation diese Form der Schreibkunst so stark ausgeprägt? Oft wird gesagt, dass dies auf das religiöse Bilderverbot zurückzuführen sei. Dennoch gibt es kein allgemeines Bilderverbot im Islam, es ist vielmehr verboten, das göttliche Antlitz darzustellen. Lebewesen abzubilden, wurde allerdings für unvereinbar mit dem unbedingten Bekenntnis zur Einheit Gottes gehalten: Gott allein ist Schöpfer, ein Künstler darf diesen Schöpfungsakt nicht wiederholen. Hinzu kommt noch die



Seite aus dem »blauen« Koranmanuskript aus Ende des 10. Jahrhunderts, Kairuan. Tunis, Nationalbibliothek: Diese berühmte Handschrift, von der sich einzelne Seiten verstreut in vielen verschiedenen Sammlungen befinden, wurde in Ägypten oder in Ifriqiya, dem heutigen Tunis, für die Herrscher der Fatimiden-Dynastie geschrieben.

allgemein verbreitete Tendenz, auch den Propheten Muhammad nicht bildlich darzustellen. Diese lässt sich durch zweierlei einander widersprechende Aspekte erklären, nämlich durch den Respekt vor Muhammad, da er in dargestellter Form zu irgendjemand würde, und durch die Angst vor Vergöttlichung Muhammads, zu der seine bildliche Darstellung führen könnte. Trotz dieser allgemein verbreiteten Abneigung gegenüber bildlicher Darstellung von Gott, Prophet und überhaupt Lebewesen, wurden in der islamischen Geschichte – wenn auch selten – Bilder von Lebewesen und dem Propheten gemalt. Picasso war übrigens sehr beeindruckt von der kalligrafischen Kunst, so soll er gesagt haben: »Hätte ich gewusst, dass es so etwas wie die islamische Kalligrafie gibt, hätte ich nie zu malen begonnen.«

Der Autor



Prof. Dr. Ömer Özsoy, 44, ist in der türkischen Industriestadt Kayseri aufgewachsen, die etwa 300 Kilometer östlich von Ankara liegt. 1980 begann er mit dem Studium an der Theologischen Fakultät der Universität Ankara im Fachbereich Islamische Theologie und Philosophie. Nach seiner Promotion über »die Bedeutungsverschiebung eines koranischen Ausdrucks »*sunnatul-lah*« arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent im Bereich Koranexegese (»*tafsir*«) an der Theologischen Fakultät der Universität Ankara. Als Postdoktorand beschäftigte sich Özsoy von 1992 bis 1993 am Seminar für Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg mit deutschsprachigen orientalistischen Studien mit dem Schwerpunkt Koranforschung. 1995 wurde er mit dem ersten Preis für Islamforschung von der Stiftung für Religiöse Angelegenheiten der Türkei ausgezeichnet. Von 1998 bis 2003 hat er die Publikationsorgane der sogenannten Ankaraner Schule, die Zeitschrift »*islamiyat*«, herausgegeben, bis er zu einem Forschungsaufenthalt als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung an das Seminar Arabistik der Universität Göttingen ging. 2004 übernahm er die Professur für Koranexegese an der Theologischen Fakultät der Universität Ankara. 2006 war Özsoy Gastprofessor für den Islam an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg. Seit dem Wintersemester 2006/2007 hat er die Stiftungsprofessur für Islamische Religion am Fachbereich Evangelische Theologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität inne.

Oezsoy@em.uni-frankfurt.de

Aus den obigen Ausführungen darf man schlussfolgern, dass Muslimsein in Europa keine unbegründbaren Regelungen oder Prioritäten für Muslime in öffentlichen Angelegenheiten voraussetzt. Im politischen Geschäft müssen nachvollziehbare Qualitäten der Ideen und Perspektiven von politischen Akteuren entscheidend sein – ganz der demokratisch-pluralistischen Diskurskultur entsprechend. In der Debatte um die Beheimatung des Islam in Europa wird ausschlaggebend sein, wie die Muslime das Wertesystem ihrer eigenen Religion wahrnehmen: als statisch-dogmatisches oder dynamisch-rationelles. Die Muslime müssen zur ursprünglichen lebendigen Auslegungstradition zurückfinden, an sie anknüpfen und diese weiterentwickeln. Denn der Koran ist wie ein Fingerzeig, der in eine bestimmte Richtung zeigt, es wäre falsch, auf den Finger zu starren. ♦

Weiterführende Literatur

Iqbal, Muhammad: Die Wiederbelebung des religiösen Denkens im Islam, Schiler, H., Februar 2006.	ty of Chicago Press, Mai 1984.	Aus dem Arabischen von Cherifa Magdi, dipa-Verlag: Frankfurt am Main, 1996.
Rahman, Fazlur: Islam and Modernity. Transformation of an Intellectual Tradition, Universi-	Arkoun, Muhammed: Der Islam. Annäherung an eine Religion, Palmyra, Juni 1999.	Körner, Felix: Revisionist Koran Hermeneutics in Contemporary Turkish University Theology, Ergon, Januar 2005.
	Nasr Hamid Abu Zaid: Islam und Politik. Kritik des religiösen Diskurses.	

Anzeige



Bedingungslos menschlich.

Mit **ÄRZTE OHNE GRENZEN** helfen Sie Menschen in Not.

Bitte schicken Sie mir unverbindlich

- allgemeine Informationen über **ÄRZTE OHNE GRENZEN**
- Informationen für einen Projekteinsatz
- Informationen zur Fördermitgliedschaft
- die Broschüre „Ein Vermächtnis für das Leben“

Name _____

Anschrift _____

E-Mail _____

11104828

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin
www.aerzte-ohne-grenzen.de

Spendenkonto 97 0 97
Sparkasse KölnBonn
BLZ 380 500 00



AOK. Wir tun mehr.**AOK**
Die Gesundheitskasse.

**„Wenn es um meine Gesundheit geht,
klick' ich aok.de“**

Fragen zur Gesundheit? Dafür gibt es eine kompetente Adresse: das AOK-Gesundheitsportal. Hier finden Sie Informationen zu Krankheiten, Diagnosen und Therapien. Außerdem: Gesundheits-Checks und Risikotests, Expertenforen, Infos zur Vorsorge und Prävention sowie Neues zu Fitness, Wellness und gesunder Ernährung. Alles unter **www.aok.de**



Prozess um Kopftuchverbot: Das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig verhandelt im Sommer 2004 über die Klage einer muslimischen Lehrerin aus Baden-Württemberg. Im Laufe der vergangenen Jahre waren immer wieder Gerichte – auch das Bundesverfassungsgericht – mit der Frage befasst, ob Pädagoginnen, die aus religiöser Überzeugung ein Kopftuch tragen, mit der Kopfbedeckung unterrichten dürfen.

Die Ambivalenz der Toleranz

Vom schwierigen Balanceakt
zwischen Gleichheit und Differenz

von Rainer Forst

Immer wieder sieht man sich – einer Zeitreise gleich – heutzutage rückversetzt in die trüben Zeiten religiöser Konfrontationen, denkt man an die Diskussionen über Pläne zum Bau von Moscheen, die Regensburger Rede des Papstes, Karikaturen in dänischen Zeitungen oder Kopftücher von Lehrerinnen. Und so ist es ganz folgerichtig, dass der ehrwürdige Begriff der Toleranz allorten bemüht wird, um konfliktentschärfend zu wirken. Gleichwohl fällt auf, dass häufig jede der streitenden Parteien ihn für sich reklamiert. Was also heißt »Toleranz« genau?

Gewöhnlich verwenden wir die Begriffe Demokratie, Rechtsstaat und Toleranz in einem Atemzug; alle drei gelten als zentrale neuzeitliche Errungenschaften. In geschichtlicher Perspektive denken wir dabei insbesondere an das Ende des 17. Jahrhunderts – die Zeit, in der John Locke seine berühmten Traktate über Toleranz und Demokratie schrieb und die Glorious Revolution und der Toleration Act die neue Politik in England bestimmten. Doch auf den zweiten Blick stellt sich die Sache anders dar. Denn hundert Jahre später, just in dem Moment, in dem in der Amerikanischen und Französischen Revolution die sozialen und politischen Verhältnisse grundlegend umgestaltet werden, hören wir Kant 1784 – in seiner Beantwortung der Frage »Was ist Aufklärung?« – vom »hochmüthigen Namen der Toleranz« sprechen.¹¹ Und

als die Nationalversammlung im August 1789 die »Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte« berät, nennt Mirabeau das Wort Toleranz »tyrannisch«, da es die Macht enthalte, Religionsfreiheit zu geben oder auch vorzuenthalten.^{12/} Goethe wird diese Kritik der Toleranz schließlich aufnehmen und von der politischen auf die zwischenmenschliche Ebene heben: »Toleranz sollte nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.«^{13/}

So findet sich die Toleranz unversehens im Konflikt mit der Demokratie; sie scheint einer vordemokratischen, absolutistischen Zeit anzugehören. Umgekehrt aber zeigen die zahlreichen politisch-religiösen Auseinandersetzungen, die von der Neuzeit bis in unsere Gegenwart reichen, dass eine pluralistische Demokratie, in der unterschiedliche Vorstellungen des Guten und des Gerechten aufeinandertreffen, auf die Toleranz nicht verzichten kann. Diese tiefe Ambivalenz der Toleranz, so meine These, ist kein Zufall: Sie kennzeichnet vielmehr den Begriff der Toleranz. Denn nach wie vor umstritten ist nicht nur, wo die Grenzen der Toleranz innerhalb eines politischen Gemeinwesens zu ziehen sind, sondern auch, was Toleranz eigentlich bedeutet und, mehr noch, ob Toleranz im Lichte eines aufgeklärten Demokratieverständnisses überhaupt »etwas Gutes« ist.^{14/}

Zwischen Kruzifix und Kopftuch

Einige Beispiele aus der politischen Gegenwart belegen dies:

- Anlässlich der »Kruzifix-Entscheidung« des Bundesverfassungsgerichts, die im Sommer 1995 die Republik bewegte, wurde und wird darüber gestritten, ob es intolerant ist, Kruzifixe oder Kreuze per Gesetz in öffentlichen Schulen anzubringen, oder ob vielmehr die Einwände gegen diese Praxis ein Zeichen der Intoleranz sind.
- Im Zusammenhang mit den »Kopftuch«-Konflikten wird behauptet, es sei intolerant, einer Lehrerin muslimischen Glaubens das Tragen eines Kopftuchs zu untersagen, während dagegen geltend gemacht wird, genau dieses Kopftuch sei ein Symbol der Unfreiheit und der Intoleranz.
- Während die einen die Kritiker des Gesetzes zur »eingetragenen Lebenspartnerschaft« für gleichgeschlechtliche Paare für intolerant hielten, konterteten diese mit dem Motto »Toleranz ja. »Ehe« nein.« Diese Toleranz aber wird von den Befürwortern des Gesetzes gerade abgelehnt.

Angesichts solcher Streitfälle, in denen die Parteien je für sich die Tugend der Toleranz reklamieren, möchte ich von »komplexen« politischen Konflikten reden, und zwar deshalb, weil hier nicht einfach ein politischer Interessenkonflikt vorliegt, sondern eine Auseinandersetzung um das richtige Verständnis von Toleranz und vor allem: von Demokratie selbst.

Irritation um Rede von Papst Benedikt XVI.: Der wissenschaftliche Vortrag, den das Oberhaupt der katholischen Kirche im September 2006 im Auditorium Maximum der Regensburger Universität hielt, löste in der islamischen Welt einen Sturm der Entrüstung aus. [siehe auch Buchtipp, »Beiträge zur Regensburger Rede des Papstes«, Seite 108]



Lautstarker Protest vor dem Eingang des niedersächsischen Kulturministeriums: Grundschülerinnen aus Soltau demonstrieren 1999 für ihre muslimische Lehrerin, die von der Kultusverwaltung darin gehindert werden sollte, mit Kopftuch zu unterrichten.

Ablehnung, Akzeptanz und Zurückweisung – oder die Komplexität der Toleranz

Wie also sollen wir vorgehen? Beginnen wir zunächst mit einer Analyse des Begriffs der Toleranz. Meines Erachtens zeigt sich hier bei klarer Betrachtung, dass es nicht eine Mehrzahl von »Toleranzbegriffen« gibt, sondern nur ein sinnvolles Toleranzkonzept. Dazu gehören, und ich beschränke mich auf das Wesentliche, drei Komponenten:



Kruzifix-Streit in bayerischen Schulen: Zwei Jahre nach der Kruzifix-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts muss sich der Bayerische Verfassungsgerichtshof 1997 erneut mit dem Thema befassen und das neu erlassene Gesetz prüfen, das weiter Kreuze in Klassenzimmern vorschreibt, aber eine Widerspruchsregelung enthält. Karlsruhe hatte die Vorschrift zur Anbringung von Kreuzen unter Hinweis auf die Religionsfreiheit für verfassungswidrig erklärt.



- Die erste ist die »Ablehnungs-Komponente«: Sie besagt, dass die tolerierten Überzeugungen oder Praktiken als falsch angesehen oder als schlecht verurteilt werden. Ohne diese Komponente lägen entweder Indifferenz oder Bejahung vor, nicht aber Toleranz.
- Zweitens gehört zur Toleranz eine positive »Akzeptanz-Komponente«, die Gründe dafür nennt, wieso es richtig oder gar geboten ist, die falschen oder schlechten Überzeugungen beziehungsweise Praktiken zu tolerieren. Dabei werden die Ablehnungsgründe freilich nicht aufgehoben, sondern nur jeweils aufgewogen und übertrumpft.
- Schließlich gehört eine »Zurückweisungs-Komponente« hinzu, die Gründe für die Bestimmung der viel diskutierten Grenzen der Toleranz enthält. Hier überwiegt eine eindeutig negative Bewertung, die ein Ende der Toleranz und gegebenenfalls ein Eingreifen fordert. Diese Bewertung muss besonders gut begründbar sein, wenn sie etwa Rechtsfolgen nach sich zieht.

Für die Ausübung der Toleranz ist es entscheidend, wie die rechte Verknüpfung dieser drei Gründe aussieht. Festzuhalten ist, dass durch die bisherige Begriffsbestimmung offengelassen wird, ob alle drei Gründe ein- und derselben Art sind, also etwa religiöser Natur, oder ob sie unterschiedlicher Art sind, beispielsweise moralisch oder strategisch.

Wiederum zeigt ein zweiter Blick die Komplexität der Sache. Denn die drei Komponenten der Ablehnung, der Akzeptanz und der Zurückweisung bergen je für sich eine Paradoxie. Die Ablehnungskomponente ist mit der Paradoxie des toleranten Rassisten konfrontiert. Demnach wäre jemand, der andere Menschen aufgrund ihrer »Rasse« ablehnt, umso toleranter, je stärker diese Ablehnung ist, wenn er nur das Handeln, das aus solcher Ablehnung folgen würde, bremste – etwa aus strategischen Gründen. Aber wollten wir so jemandem wirklich die Tugend der Toleranz zuschreiben? Sollten wir nicht vielmehr seine Ablehnungsgründe selbst

zurückweisen? Welches aber sind die Kriterien für »vernünftige« Ablehnungsgründe? Bei der Akzeptanzkomponente ergibt sich die Paradoxie moralischer Toleranz, da es in dem Fall, in dem Ablehnung und Akzeptanz moralisch begründet werden, moralisch richtig oder gar geboten scheint, das moralisch Schlechte zu tolerieren. Kann diese Paradoxie durch eine Gründe-Differenzierung aufgelöst werden? Bei der Zurückweisungskomponente ergibt sich die Paradoxie der Grenzziehung. Denn ein jeder Akt der Grenzziehung gegenüber denen, die als intolerabel – und häufig: als intolerant – erscheinen, wird aus deren Sicht als ein Akt der Intoleranz gesehen, als willkürliche Grenzziehung. Kann diese Willkür vermieden werden, oder verurteilt sie das Unternehmen, die Grenzen der Toleranz auf begründete Weise ziehen zu wollen, zum Scheitern?

Erlaubnis zum Anderssein oder Fortsetzung der Herrschaft mit anderen Mitteln

Ausgehend von dem vorgestellten Kernkonzept der Toleranz lassen sich verschiedene Vorstellungen oder Konzeptionen von Toleranz unterscheiden, von denen ich die zwei wichtigsten kurz skizziere, da sie für eine



Nach dem ersten Eintrag einer gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft in Hessen: Von Journalisten umringt feiert das lesbische Paar im August 2001 vor dem Frankfurter Römer. Der Landtag in Wiesbaden hatte kurz zuvor das Hessische Ausführungsgesetz zum Lebenspartnerschaftsgesetz beschlossen und damit geregelt, dass die Kommunen selbst entscheiden, bei welchem Amt die Lebenspartnerschaft begründet wird.

Analyse der erwähnten Konflikte in pluralistischen Gesellschaften unmittelbar relevant sind. Das erste, klassische Toleranzverständnis nenne ich Erlaubnis-Konzeption. Eine Autorität gibt dabei einer oder mehreren Minderheiten die Erlaubnis, ihren als »abweichend« gekennzeichneten Überzeugungen gemäß zu leben, solange sie nicht die Vorherrschaft der Autorität infrage stellen. Das Anderssein der Minderheiten soll »Privatsache« bleiben, innerhalb eines eng umgrenzten und klar definierten Rahmens, den die machthabende Seite allein festlegt; die Toleranz wird gewährt und kann jederzeit zurückgezogen werden, wenn die Minderheiten bestimmte Bedingungen verletzen. Ablehnung, Akzeptanz und Zurückweisung liegen in der Hand der Autorität, die unter keinem prinzipiellen, institutionalisierten Rechtfertigungszwang steht.

Diese vertikale Toleranzkonzeption findet sich in einer ideengeschichtlichen Betrachtung bei sehr vielen Autoren, und sie findet sich, wenn man die Perspektive in einem genealogischen Sinne auf die Praktiken der Toleranz erweitert, in den klassischen Toleranzgesetzgebungen, etwa im Edikt von Nantes (1598). Dabei zeigt sich die Ambivalenz dieser Art von Toleranz. Während sie einerseits verfolgten Minderheiten eine gewisse Sicherheit und bestimmte Freiheiten gewährt, ist sie andererseits eine Fortsetzung der Herrschaft mit anderen Mitteln. Denn die tolerierten Minderheiten müssen ihre Freiheiten mit Gehorsam und Loyalität gegenüber der Autorität bezahlen. So ergibt sich ein komplexes Bild der Disziplinierung durch Freiheitsgewährung: Die Autorität herrscht, indem sie erlaubt, nicht indem sie verbietet. Diese Toleranz ist es, die in den Bemerkungen von Kant, Mirabeau und Goethe attackiert wird.

Tolerierende und Tolerierte – Die Bürger und ihr Respekt voreinander

Es wäre eine zu lange Geschichte, um sie hier zu erzählen, aus der hervorginge, wie sich im Zuge der revolutionären Veränderungen ab dem 16. Jahrhundert zunächst in den Niederlanden, dann in England und schließlich in Amerika und Frankreich eine zweite, nicht vertikale, sondern horizontale, demokratische Toleranzvorstellung Bahn gebrochen hat, die ich Respekt-Konzeption nenne. Dabei ist die Toleranz eine Haltung der Bürger zueinander: Sie sind zugleich Tolerierende und Tolerierte, und zwar als dem Recht zugleich Unterworfenen und es Autorisierende. Obwohl sie in ihren Vorstellungen über das Gute und das Seligmachende deutlich voneinander abweichen, erkennen sie einander einen Status als gleichberechtigte Bürger (und historisch erst spät: Bürgerinnen) zu, der besagt, dass die allen gemeinsame Grundstruktur des politischen und sozialen Lebens allein auf solchen Normen beruhen darf, die alle Bürger gleichermaßen akzeptieren können. Die »Autorität«, Freiheiten zu »verleihen«, liegt nun nicht mehr bei einem Machtzentrum allein, sondern in einem Prozess der Legitimation, der bestimmte Grundrechte nicht verletzen darf und in Grundsatzfragen ein besonderes Rechtfertigungsniveau vorsieht. Religionsfreiheit ist damit ein Recht, das demokratische Bürger einander zugestehen, weil religiöse Zwangsausübung nicht wechselseitig gerechtfertigt werden kann.

Aktuelle Beispiele: Zwei Toleranz-Modelle im (Wett-)Streit

Ein Blick auf unsere Gegenwart zeigt freilich, dass es falsch ist zu glauben, in modernen, demokratischen Gesellschaften sei das zweite Modell das dominierende und das erste gehöre einer vordemokratischen, dunklen Vergangenheit an.

Denn die Erlaubnis-Konzeption hat sich bis in die Gegenwart ihre starke Stellung bewahrt, indem sie sich verändert hat: Nun wird die Erlaubnis gebende Seite als demokratische Mehrheit aufgefasst, die Minderheiten »duldet«. Und so finden wir in den genannten Konflikten just jene zwei Toleranzverständnisse als sich widerstreitende vor, die auf unterschiedliche Vorstellungen von Demokratie verweisen.

Zur Verdeutlichung: In der Kreuzifix-Debatte ^{15/} fanden es die Vertreter einer Erlaubnis-Konzeption geboten, religiösen Minderheiten zwar die grundsätzliche Freiheit von Gewissenszwang zuzugestehen, keinesfalls aber eine rechtlich-politische Gleichheit in dem Sinne, dass ihr Einspruch dazu führen dürfte, die christliche Mehrheit der Bürger eines Staates daran zu hindern, ihrer »positiven Religionsfreiheit« dadurch Ausdruck zu verleihen, dass ihre Symbole per Gesetz in Klassenzimmern öffentlicher Schulen anzubringen sind. Toleranz gegenüber den »Andersdenkenden« hieß, sie nicht zu »missionieren«, von diesen wiederum wurde eine ganz andere Toleranz erwartet, nämlich die Dominanz der Mehrheit anzuerkennen. Das stellt aus der Perspektive der Respekt-Konzeption die demokratische Funktion der Religionsfreiheit auf den Kopf, denn diese gebietet aus Gründen der Fairness gegenüber Minderheiten eine religiöse Neutralität zentraler gesellschaftlicher Institutionen; sie verbietet es, religiöse und staatliche Symbolik auf die besagte Weise zu vermischen.

Im Fall des Kopftuch-Streits ^{16/} erscheint es aus der Perspektive der vertikalen Erlaubnistoleranz ausreichend, einer Lehrerin muslimischen Glaubens die Erlaubnis zur Ausübung ihrer Tätigkeit unter der Bedingung zu erteilen, dass sie auf das Tragen eines »auffälligen« religiösen Symbols verzichtet, dessen Wirkung sich Schulkinder nicht entziehen können. Denn auch ungeachtet der Motive der Lehrerin stecke darin eine negative religiöse Beeinflussung von Kindern, insbe-



Demo gegen den Bau einer Moschee in Ehrenfeld: Ein Plakat gegen Rechts halten Kölner im Juni 2007 aus ihrer Wohnung, während Anhänger der Aktion »Pro Köln« gegen den Bau einer repräsentativen Moschee demonstrieren.

sondere von Mädchen aus muslimischen Familien. Aus der Perspektive der Respekt-Konzeption der Toleranz wiederum ist es nicht gerechtfertigt, unabhängig vom Einzelfall ein solches Pauschalurteil zu fällen. Vielmehr bedeutet der gegenseitige Respekt unter Staatsbürgern, dass sie sich in ihren unterschiedlichen ethisch-kulturellen Identitäten tolerieren und die geltenden Gesetze und Verordnungen daraufhin überprüfen, ob sie dem Anspruch gleichen Respekts gerecht werden oder ob sie »fremde« Lebensformen benachteiligen und unter Generalverdacht stellen. Kulturell oder religiös bedingte Unterdrückung in der Familie oder anderen gesellschaftlichen Bereichen muss gleichwohl aufgedeckt und bekämpft werden; dies jedoch nicht um den Preis einer doppelten Stigmatisierung der Betroffenen.

Aus der Perspektive der Erlaubnistoleranz ist es ausreichend, Lebensformen gleichgeschlechtlicher Partnerschaft¹⁷⁷ nicht zu verbieten oder offen zu diskriminieren; eine Gleichstellung in so zentralen Institutionen wie der Ehe jedoch wird wegen der Wertüberzeugungen der überwiegenden Mehrheit abgelehnt. Aus der Perspektive der Respekt-Konzeption wiederum ist eine rechtliche Gleichstellung geboten, sofern damit nicht die Rechte anderer beeinträchtigt werden, was in solchen Fällen nicht ersichtlich ist.

Wer Forderungen erhebt, muss sie auch allen anderen gewähren

Um angesichts solcher Konflikte die rechte Toleranzbegründung zu finden, ist es notwendig, sich noch einmal des Grundproblems der Toleranz zu vergewissern: der Frage, welche Gründe ausreichend sind, um bestimmte Freiheiten oder Freiheitsbeschränkungen im politi-

schen Kontext zu rechtfertigen. Normen, die solche Freiheiten gewähren oder beschränken, erheben den Anspruch, wechselseitig forderbar und allgemein legitimiert zu sein – ein Anspruch, der die Kriterien von Reziprozität und Allgemeinheit impliziert. Reziprozität heißt dann, dass niemand seinem Gegenüber bestimmte Forderungen verwehren darf, die er selbst erhebt (Reziprozität der Inhalte), und dass niemand anderen die eigenen Wertvorstellungen und Interessen einfach unterstellen darf – auch nicht im Rückgriff auf »höhere Wahrheiten«, die ja gerade nicht geteilt sind (Reziprozität der Gründe). Allgemeinheit bedeutet schließlich, dass Gründe für allgemein legitimierbare Toleranz- und Freiheitsregelungen unter allen Betroffenen grundsätzlich teilbar sein müssen. In diesem Sinne ist die Toleranz eine diskursive Tugend der Gerechtigkeit, da sie auf einem Prinzip der Rechtfertigung gerecht(fertig)er Normen beruht. Die Gerechtigkeit ist damit die Ressource, die dem Begriff der Toleranz Substanz verleiht.

Die Tugend der Toleranz, so verstanden, hat zwei Komponenten, eine normative und eine erkenntnistheoretische. Die normative besteht darin, das basale Recht auf Rechtfertigung anderer in Kontexten der Gerechtigkeit anzuerkennen, das eine Pflicht zu reziprok-allgemeiner Rechtfertigung impliziert.^{18/} Toleranz zu üben heißt dann, in dem Fall, in dem die eigenen Gründe für oder gegen eine bestimmte Regelung nicht ausreichen, um die Kriterien von Reziprozität und Allgemeinheit zu erfüllen, die eigenen Überzeugungen zwar nach wie vor als richtig betrachten zu können, aber einzusehen, dass sie nicht hinreichend sind, um eine allgemeine Verbindlichkeit zu rechtfertigen. Anders gesagt heißt dies zu sehen, dass die eigene ethische Position auf andere Meinungen trifft, die man für falsch erachtet, die aber weder unvernünftig noch unmoralisch sind, so dass man keine ausreichenden Gründe der starken Zurückweisung der anderen Überzeugungen oder Praktiken hat. In dieser Abwägung von Gründen der Ablehnung, der Akzeptanz und der Zurückweisung steckt eine komplexe Form der Selbstüberwindung und Selbstrelativierung bei Beibehaltung der eigenen Position.

Selbstrelativierung und die Endlichkeit der Vernunft

Dies weist schon auf die zweite Komponente hin, denn diese Selbstrelativierung ist auch erkenntnistheoretisch zu erklären, und zwar mithilfe einer Einsicht in die Endlichkeit der Vernunft. »Vernünftige« Personen erkennen nicht nur ihre Pflicht zur Rechtfertigung an, sie erkennen auch, dass es zu ethischen Konflikten zwischen Positionen kommen kann, die zwar nicht widervernünftig sind, die aber doch mit Mitteln der bloßen Vernunft weder verifizier- noch falsifizierbar sein mögen. Diese Einsicht macht Toleranz möglich, da die eigene Position nach wie vor für richtig gehalten wird, dennoch aber die Überzeugung besteht, dass sie im Widerstreit mit anderen, ebenfalls vernünftigerweise haltbaren Positionen, keine ausreichenden Gründe bietet, um eine allgemeinverbindliche Regelung zu rechtfertigen. Dies ist der Kern der geforderten Selbstrelativierung, und sie erfordert, was etwa religiöse Überzeugungen betrifft, keinen Skeptizismus oder Relativismus, sondern

»Angst vor Ausländern« schüren rechte Parteien im hessischen Landtagswahlkampf im Januar 2008: Auf Wahlplakaten sprechen sich die rechtsextremen Republikaner für ein »Minarett-Verbot« aus, während die NPD, deren Verfassungskonformität immer wieder infrage gestellt wird, für die Abschiebung »krimineller Ausländer« wirbt.





Muslim-Protest gegen Mohammed-Karikaturen: Rund 2000 Muslime protestieren im Februar 2006 in Düsseldorf gegen die Mohammed-Karikaturen in dänischen Zeitungen. Zwar kritisieren auch die islamischen Spitzenorganisationen in Deutschland die Darstellungen als Provokation und Entwürdigung. Sie lehnen jedoch gewaltsame Reaktionen ab und rufen zur Mäßigung auf.

eine konsequente Unterscheidung zwischen Glauben und Wissen [siehe auch »Religion, Glauben und Vernunft«, Seite 20].

Diese Toleranzbegründung, die der Respekt-Konzeption entspricht, ist diejenige, die die Paradoxien der Toleranz bestmöglich auflösen kann. Mit Bezug auf die Paradoxie des toleranten Rassisten impliziert sie, dass auch an Ablehnungen minimale normative Kriterien und Rationalitätsstandards anzulegen sind, so dass in Fällen von Rassismus die Forderung, der Rassist möge doch tolerant sein, die falsche Forderung ist, da man damit seine ablehnenden Vor-Urteile als im sozialen Rahmen hinzunehmende Urteile ansehen würde. Diese aber stellen selbst das Problem dar: Ein Rassist sollte seine rassistischen Ablehnungen überwinden, nicht

»tolerant« sein. Dies zeigt: Nicht in jedem Fall ist Toleranz die beste Antwort auf Intoleranz.

Die Paradoxie moralischer Toleranz wäre daher so aufzulösen, dass eine allgemeine Form des demokratischen Respekts unter Bürgern es erfordert, all die Überzeugungen und Praktiken zu tolerieren, die nicht gegen diesen Respekt – oder das Rechtfertigungsprinzip – verstoßen, obwohl man sie ansonsten vollständig oder teilweise ablehnen mag und ethisch falsch findet. Die Paradoxie der Grenzziehung wäre vermieden, wenn die Gründe, die die Grenzen der Toleranz markieren, sich selbst am Prinzip des demokratischen Respekts orientierten und die Grenze dort zögen, wo das Recht auf Rechtfertigung oder grundlegende Bürgerrechte verletzt werden.

Der Autor



Prof. Dr. Rainer Forst, 43, befasst sich intensiv mit Grundfragen der politischen Philosophie, insbesondere mit den Begriffen Gerechtigkeit, Demokratie und Toleranz. Der Wissenschaftler wird zur jüngeren Generation der »Frankfurter Schule« gezählt. 2003 habilitierte sich Forst mit der Arbeit »Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs«, die noch im selben Jahr im Suhrkamp Verlag erschien. Darin verfolgt er verschiedenste Toleranz-Begründungen durch die Jahrhunderte, klopft sie auf ihre aktuelle Relevanz ab, entwickelt eine eigene Konzeption und stellt unter anderem dar, dass die Entwicklung des Toleranz-Gedankens auch eine facettenreiche Geschichte unserer selbst ist. Forst studierte Philosophie, Politikwissenschaft und Amerikanistik in Frankfurt und New York sowie an der Harvard University. Er promovierte im Jahr 1993 bei dem Sozialphilosophen Prof. Dr. Jürgen Habermas. Seine Promotionsarbeit befasste sich mit Theorien zu politischer und sozialer Gerechtigkeit (Kontexte der Gerechtigkeit, Suhrkamp Verlag, 1994). Anschließend war er als wissenschaftlicher Assistent am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin tätig, von 1996 bis 2002 am Institut für Philosophie der Goethe-Universität als Assistent von Prof. Dr. Axel Honneth. Zusätzlich erhielt er in den Jahren

1995/96 und 1999 Gastprofessuren an der Graduate Faculty der New School for Social Research in New York. Nach Professurvertretungen in Frankfurt und Gießen und einem Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft nahm er 2004 den Ruf auf die Professur für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Frankfurt an, berühmter Vorgänger auf dieser Professur war übrigens Prof. Dr. Iring Fetscher. Im Studienjahr 2005/06 hatte Forst in New York die Theodor-Heuss-Proffessur an der Graduate Faculty der New School for Social Research übernommen, einen Ruf an die renommierte University of Chicago lehnte er 2007 ab. Jüngst hat ihm die Harvard University eine Gastprofessur für Philosophie angeboten. Prof. Dr. Forst gemeinsam mit Prof. Dr. Klaus Günther Sprecher des Exzellenz-Clusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«, das die Geistes- und Sozialwissenschaftler im vergangenen Jahr für die Universität Frankfurt eingeworben haben. 2007 ist bei Suhrkamp »Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit« erschienen [siehe auch Buchtipps, Seite 107].

forst@em.uni-frankfurt.de

www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/rforst1

Religion, Glaube und Vernunft

Tolerant zu sein heißt, dass man die religiösen Überzeugungen und kulturellen Praktiken anderer, mit denen man keinesfalls übereinstimmt, duldet und respektiert, sofern Klarheit darüber besteht, auf welcher Basis und mit welchen Grenzen dies geschieht. Wie aber ist solch eine Basis zu finden?

Die Religionen selbst bergen eine Reihe von Gründen gegen Glaubenszwang. Das Christentum etwa im Gebot der Liebe und der Duldsamkeit, im Gleichnis vom Unkraut (demzufolge die Gefahr besteht, vor der Zeit den »guten Samen« mit zu vernichten [Matthäus 13, 24 ff.]), in der Lehre von den zwei Reichen, schließlich in der Überzeugung, dass sich das Gewissen nicht zwingen lässt oder dass man es nicht zwingen darf, da der Glaube ein freiwillig zu empfangendes Geschenk Gottes ist und dieser keine geheuchelte Verehrung wollen kann. Andere religiös-humanistische Argumente betonen die tieferen Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen. Oder man geht im Sinne von Lessings Ringparabel davon aus, dass sich erst am Ende des ethisch-religiösen Wettstreits auf Erden zeigen wird, wer den echten Ring im Besitz hatte.

Die Sache so zu betrachten, kann allerdings zu Fehlern führen. Der erste ist zu glauben, die Toleranz sei ein ureigener Besitz des Christentums. Denn nicht nur findet sich eine Vielzahl von Toleranzargumenten auch in anderen Religionen – etwa im Koran 2/256: »Es gibt keinen Zwang in der Religion.« Unsere Geschichte zeigt vielmehr, dass sich solche Argumente nur mühsam unter vielen und schweren Kämpfen Bahn gebrochen haben gegen ebenso viele Gegen-

argumente, die der christliche Glaube birgt, etwa die Pflicht, den Verirrten zu helfen, deren Seelenheil auf dem Spiel steht, wozu oft das Gleichnis vom »Zwang zum Eintreten« zum bereiteten Mahl [Lukas 14, 16 ff.] herangezogen wurde – etwa in den berühmten Schriften des Augustinus oder bei Thomas von Aquin. Zur Erinnerung: Erst in der Erklärung »De libertate religiosa« des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) machte die katholische Kirche ihren Frieden mit dem subjektiven Recht auf Religionsfreiheit. Die Toleranz, so sollte man festhalten, war eher eine Errungenschaft derer, die als »Ketzer« galten, als eine »des Christentums«.

Wichtiger aber noch ist der Fehler anzunehmen, dass religiöse Toleranzbegründungen, so notwendig sie – besonders im globalen interkulturellen Dialog – auch sind, ausreichen. Denn sie können im interreligiösen Dialog nicht als Grundlage eines normativen Gebots wechselseitiger Toleranz dienen, da die jeweiligen Gründe nicht auf die Andersdenkenden übertragbar sind, seien sie Anhänger anderer Religionen, Agnostiker oder Atheisten. Dann bleibt Toleranz eine einseitige Leistung, was Hochmut ebenso mit sich bringen kann wie Demut.

So greift man denn auf »säkulare« Toleranzargumente zurück, etwa das eines Pluralismus von objektiven Werten oder das skeptische Argument, das religiöse Absolutheitsansprüche grundsätzlich anzweifelt. Diese Argumente aber sind selbst vernünftigerweise bestreitbar, und sie bergen auch wieder eigene Gefahren zu enger Grenzziehungen und der Intoleranz denen gegenüber, die eben keine Pluralisten oder Skeptiker sind. Daher bedarf es einer Toleranzbegründung, die im Streit zwischen Skeptizismus und Religion neutral bleibt und zugleich wechselseitig bindende Grundsätze enthält. Dabei kommt es darauf an, die Endlichkeit der menschlichen Vernunft in Fragen »letzter« Wahrheiten auf eine Weise zu verstehen, die die eigene Wahrheitsauffassung nur soweit relativiert, dass man die Überzeugungen der anderen zwar nicht als ebenfalls oder gleichermaßen wahr, aber auch als nicht unvernünftig ansieht.

Dann ist die Toleranz eine Haltung und Praxis der Vernunft, im praktischen wie im theoretischen Sinne. Ihre normative Komponente besteht im Respekt gegenüber anderen als Freien und Gleichen, denen man wechselseitig zu rechtfertigende Gründe für die Normen schuldet, denen alle unterworfen sind. Und die Toleranz setzt die Akzeptanz dieses Grundsatzes ebenso voraus wie das Vermögen, in Bezug auf rechtfertigende Gründe zwischen solchen zu unterscheiden, die ich für richtig halte, weil sie etwa meinem Glauben entsprechen, und solchen, von denen ich überzeugt sein kann, dass auch diejenigen, die meinen Glauben nicht teilen, sie akzeptieren können. Der eigene Glaube kann nur dann als vernünftig gelten, wenn er weiß, dass er ein Glaube ist – und sich von Aussagen der Wissenschaft zu unterscheiden weiß sowie sich positiv zu moralischen Grundsätzen verhält, die unabhängig, für alle moralisch verantwortlichen Personen gleichermaßen gelten. ♦



Der überzeugendste Toleranzdenker der frühen Aufklärung: der Hugenotte Pierre Bayle (1647 – 1706): Er entwickelte nicht nur eine Konzeption der autonomen praktischen Vernunft, sondern auch eine zukunftsweisende Unterscheidung von Glauben und Wissen: Demnach ist der Glaube nicht irrational, sondern in Bezug auf letzte metaphysische Wahrheiten, die die endliche Vernunft weder widerlegen noch eindeutig bestätigen konnte, »übervernünftig«. Der vernünftige Glaube stellt sich als toleranter Glaube nicht selbst infrage, weiß aber, dass er ein Glaube ist und sieht ein, dass die menschliche Vernunft an ihm festhält, ihn aber nicht als letztlich wahr beweisen kann.

Die hohe Kunst der Toleranz

Die Toleranz ist eine hohe Kunst, setzt sie doch voraus, dasjenige zu dulden, mit dem man nicht übereinstimmt, auch aus tief empfundenen Gründen heraus. Toleranz heißt nicht, diese Differenz und Ablehnung wegzudrücken, es heißt aber, dass man sie so ausdrückt, dass die anderen respektierte Gleiche bleiben – auf Augenhöhe, aber nicht ohne wechselseitige Kritik. Keine Gesellschaft hat diesen Lernprozess der Ausbalancierung von Gleichheit und Differenz je abgeschlossen. ♦

Protest gegen neuen Abdruck von Mohammed-Karikaturen in Pakistan: Als Reaktion auf ein Mordkomplott gegen den Karikaturisten Kurt Westergaard (73) veröffentlichen dänische Zeitungen im Februar 2008 erneut jene Zeichnungen, die bereits vor zwei Jahren eine beispiellose Protestwelle in der islamischen Welt auslösten. Westergaard hatte den Propheten als finsternen, vollbärtigen Mann mit einer Bombe samt brennender Zündschnur im Turban porträtiert.



Anmerkungen

^{/1/} Immanuel Kant, Was ist Aufklärung?, in Kants gesammelte Schriften VIII, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1912/23, ND Berlin: de Gruyter, 1968, S. 40.

^{/2/} Honoré Gabriel Mirabeau, Rede vom 22. August 1789, in H. Guggisberg (Hrsg.), Religiöse Toleranz. Dokumente zur Geschichte einer Forderung, Stuttgart-Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog, 1984, S. 289f.

^{/3/} Johann Wolfgang Goethe, Maximen und Reflexionen, in Werke, Bd. 6, Frankfurt/Main: Insel, 1981, S. 507.

^{/4/} Die folgenden kurzen Erörterungen beruhen auf meiner historisch-systematischen Studie Toleranz im

Konflikt, in der die hier angesprochenen Fragen, auch die folgenden Beispiele, umfassend diskutiert werden. Rainer Forst, Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2003.

^{/5/} Siehe dazu insbesondere den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 16. Mai 1995 (1 BvR 1087/91) und die dort referierten Positionen; ausführlicher dazu Forst, Toleranz im Konflikt, § 38.

^{/6/} Vgl. dazu insbesondere das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 24. September 2003 (2 BvR 1436/02).

^{/7/} Vgl. dazu das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur »eingetragenen Lebenspartnerschaft« vom

17. Juli 2002 (1 BvF 1/01).

^{/8/} Vgl. dazu Rainer Forst, Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.

Anzeige

Personal mit Profil

JOHANN WOLFGANG GOETHE
UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN

Unsere Leistungen:

- Personalsuche auf verschiedenen Kanälen
- Übernahme der gesamten Bewerberkorrespondenz
- Selektion der Bewerbungsunterlagen nach Ihren Kriterien
- Durchführung von Erstinterviews
- Bewerberbewertung
- Erstellen von Bewerberprofilen
- Auf Wunsch Teilnahme am Bewerbungsgespräch

- Exklusiver Zugang zu Studierenden und Absolventen/-innen
- Nachwuchskräfte für Ihre Zukunft
- Personalvermittlung
- Zeitarbeit

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Career Center
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Mertonstraße 17 | 60325 Frankfurt/Main

Tel: 069 / 798 251-65 | Fax: 069 / 798 251-69

info@careercenter-company.de
www.careercenter-company.de



www.careercenter-company.de



Frankfurter Skyline – Kirche und Kommerz.

Gott in der säkularen Stadt

Zeitgemäße Religionspräsenz in theologischer Analyse

von Knut Wenzel

Menschen in den modernen städtischen Gesellschaften sind kaum weniger religiös als zu früheren Zeiten. Sie suchen aber eher ihren eigenen Weg und wollen auch über ihre Zustimmung zu den Forderungen der Kirchen und Religionen frei entscheiden. Mit neuen religiösen und kulturellen Einflüssen wollen sie ihre eigenen Erfahrungen machen. Die Konturen der Glaubensgemeinschaften werden unschärfer; zugleich setzen sich Entwicklungen der Subjektivierung und Individualisierung nachhaltiger durch. Was kann es bedeuten, in Würdigung dieser Tendenzen die christliche Botschaft geltend zu machen: »Gott ist Mensch geworden«?

Religion ist wieder da«, heißt es: Manche freut es, andere nicht. »Religiosität war nie weg«, sagen andere. »Der Säkularisierungsprozess geht weiter«, sagen wieder andere. Mit allen Aussagen kann man Politik machen und Bestseller lancieren, für alle Aussagen lassen sich Belegdaten angeben. Bei näherem Zusehen jedenfalls zeigt sich, dass sie einander nicht zwingend ausschließen. Die so genannte »Wiederkehr der Religion« ist ein mehrschichtiges Phänomen. Sie steht sicher nicht für eine Wiederverankerung der Religion als weltanschaulich bestimmender Faktor in einer homogenen Gesellschaft. Vielmehr: Wiedergekehrt ist Religion einerseits im Fokus medialer Aufmerksamkeit,

dies jedoch zum einen unter negativen oder problematischen Vorzeichen – islamistischer Terror, Kopftuchdebatte, bischöfliche Polterpolemiken, Pädophilieskandale –, zum anderen als »Event« – Weltjugendtag 2005 in Köln, Papstbesuch 2006 in Bayern. Andererseits ist durch die weltumfassenden Migrationsströme auch die Religion in Bewegung geraten. Dort, wo Migranten hinziehen, kann dies als Rückkehr von Religion wahrgenommen werden, allerdings nur abstrakt. Tatsächlich findet mit der Ankunft von Migranten-Religionen kein Wiedererwachen des Alten, sondern ein Zuwachs des Neuen statt. Auch die von Migranten aus Osteuropa, Lateinamerika, Afrika und Asien mitgebrachten Chris-

tentümer (orthodox, evangelikal, charismatisch, ethnisch-kulturell geprägt) haben einen gewissen Fremdheitseffekt.

Religion in der Dynamik der Moderne

Mit vielfältig Fremdem und Fremden zusammenzuleben – das dürfte eine wesentliche, erfahrbare Dimension von Urbanität sein. Die Ankunft neuer und fremder Religionen gehört hierher. Urbanität ist in dieser Hinsicht nicht nur ein Zustand, sondern ein Prozess. Wenn Menschen sich neu niederlassen und neue Kulturen, neue Religionen mitbringen, ist nicht von vornherein ausgemacht, wie das Zusammenleben dieser neuen Nachbarschaften funktionieren kann. Weder die Alteingesessenen noch die Neuankömmlinge sind auf ein Zusammenleben schon passgenau vorbereitet. Das Ziel von Urbanität, verstanden als Prozess des vielfältig divergenten Zusammenlebens, kann nicht in der wechselseitigen oder asymmetrischen Assimilierung bis hin zu einem Nullpunkt erzwungener Identität liegen, sondern im Finden und Akzeptieren von Verkehrsformen, durch die alle zu ihrem Recht kommen und niemand in seinen wesentlichen Geltungsansprüchen prinzipiell missachtet wird. Steht ein solches Konzept für eine Relativierung der Werte? Können Werte in nichtrela-



Wallfahrtsort Kevelaer: Treffen von Tamielen in der katholischen Basilika.

tivierter Weise nur in der Dominanz *einer* religiösen, kulturellen, weltanschaulichen Überzeugungstradition aufrechterhalten werden? Diese Fragen weisen schon auf die Ausführungen zur Würdigung des Subjekts voraus.

Zunächst aber ist von der Religion die Religiosität zu unterscheiden. Steht Religion für verfasste, sichtbare Gemeinschaft mit Glaubensbekenntnis und/oder Kult sowie einer Organisationsstruktur, gehört Religiosität in den Bereich des Persönlichen. Der Grad der gesellschaftlichen Verbreitung von Religiosität ist nicht direkt an die gesellschaftliche Präsenz von Religion gekoppelt. Persönliche Religiosität kann in vormodernen Gesellschaften in den homogen präsenten Religionsformen gewissermaßen beinhaltet gewesen sein; die Vervielfältigung und das Schwinden von Religionspräsenz in modernen Gesellschaften, zumal in der Phase der reflexiv gewordenen Moderne, führt nicht mit einfacher Kausalität

zum Schwund an Religiosität. Darin besteht das Missverständnis der klassischen Säkularisierungsthese, die stillschweigend Religion und Religiosität identifizierte und aus dem Schwund der gesellschaftlichen Prägekraft der Religion in der Moderne das Bild einer zunehmend areligiösen Gesellschaft ableitete, in welcher die kleiner gewordenen Kirchen sich wie ein »heiliger Rest« zu einer verschworenen Gemeinschaft der »katharoi«, der »Reinen«, zusammenschweißen müssten [Ebertz 1998]. Manche Kirchenfürsten, und übrigens auch manche römisch-päpstlich gewendeten Feuilleton-Intellektuellen, haben daraus den Honig einer antimodernen Elite-Kirche ziehen wollen. Nur auf dem Hintergrund einer solchen Vision der Moderne als religiöse Dekadenz konnten viele davon überrascht werden, dass Religiosität als gesellschaftlich verbreitete Wirklichkeit gar nicht verschwunden ist.

Sonntagsgottesdienst: Koreanische Hanbit-Gemeinde in Köln.



Mitglied der griechisch-orthodoxen Gemeinde »Kreuzerhöhung« in Mannheim.



Innere Einkehr
im meditativen
Gebet.

Aber etwas hat sich tatsächlich geändert: Diese Religiosität ist nicht mehr selbstverständlich religionskonform. Wahrscheinlich hatte man sie deswegen auch nicht wahrgenommen. Religion hat in Neuzeit und Moderne ihrerseits eine Entwicklung der Subjektivierung, eine Verlagerung der Glaubensverantwortung in die Zuständigkeit der einzelnen Gläubigen, durchgemacht [siehe auch: »Die Modernität des Glaubens: Franziskus und die Folgen«, Seite 33]. Religionssoziologisch ist zur Erfassung dieser Entwicklung der Begriff der Modernisierung dem der Säkularisierung vorzuziehen [Gabriel 2000]. Im Rückblick fragt sich überhaupt, wie kirchenkonform frühere, vormoderne Religiosität eigentlich war. Dass sich die katholische Kirche noch im 19. Jahrhundert ländliche christliche Religionsformen erst noch einverleiben und zu einer ausdrücklich und formell kirchlichen Veranstaltung machen musste, spricht für sich. Ein Beispiel ist der Flurumgang, der zunächst wie selbstverständlich ohne kirchlich-amtliche Repräsentanz praktiziert wurde.

Nachdem schon so viele Grabesgesänge auf die Moderne angestimmt worden sind, sollte nicht vergessen werden: Es hat eine Geschichte der Emanzipation und damit der realen Selbstgewinnung des Menschen als Subjekt stattgefunden. Freilich ist diese Geschichte keineswegs unschuldig verlaufen: Sie kennt die Formulierung der Menschenrechte genauso wie die Praxis der Sklaverei; sie kennt die Erkämpfung der Religionsfreiheit genauso wie die Unterwerfung Nordamerikas als Freiraum der aus Europa flüchtenden Puritaner. Deswegen ist ein Ende dieser Geschichte nicht in Sicht. Denn die von ihr frei gesetzten Bedeutungspotenziale sind längst noch nicht aufgenommen und geschichtlich verwirklicht worden. Das befreiende Paradox dieser Subjektgeschichte besteht nun aber darin, auch noch durch ihr partielles Schiefelaufen hindurch mit den Freiheits-

und Menschenrechten die Instrumente zur Identifizierung der fehllaufenden Entwicklungen ausgebildet zu haben. Das Christentum nun steht, soweit es sich auf der Höhe seiner selbst verwirklicht, nicht für eine Blanko-Verurteilung der europäischen Subjektgeschichte, sondern für das Offenhalten der Ambivalenz dieser Geschichte. Sie ist zweideutig, weil zu ihr eben auch die Unabgegoltenheit der legitimen Lebens- und Erfüllungsansprüche ihrer Opfer gehört. Das Christentum plädiert damit für eine Moderne, die sich dieser Zweideutigkeit ihrer Verwirklichungsgeschichte bewusst wird – für eine reflexive Moderne.

Die Moderne: Zusage und Zumutung

Modernitätsentwicklungen, die sich zur Globalisierung bündeln, ereignen sich nicht abstrakt oder stets anderswo, sondern sind hier, vor Ort, alltagsprägend erfahrbar, nämlich auch als Fortsetzung des Projekts Stadt: als Zusammenleben einer wachsenden Zahl von Menschen aus einer wachsenden Zahl verschiedener Herkunftsländer, mit einer wachsenden Zahl unterschiedlicher Kulturen und Religionen im Gepäck. Noch bevor Stadtplaner Argumentationen für eine gemischte oder segregierte Bevölkerungsstruktur entwickeln, sind die Menschen gerade wegen der immer noch zunehmenden Pluralität der hier präsenten Kulturen und Bekenntnisse nicht mehr primär aufgrund ihrer jeweiligen Zugehörigkeit wahrnehmbar, sondern als sie selbst. Es wäre der durch Subjektivierung, Pluralisierung und Mobilität geprägten reflexiven Moderne unangemessen, Alteingesessene wie Neuankömmlinge auf ihre religiös-kulturelle Zugehörigkeit festzulegen. Eine solche vormoderne Einordnung wäre nicht über die Zunft- oder Clanperspektive hinausgekommen. Der Kontext Stadt hingegen ermöglicht es, das eigene Leben von solchen Zugehörigkeiten und Festlegungen zu entkoppeln und »Clan«-Grenzen zu überschreiten. In der Stadt werden die Neukombinationen verschiedener kultureller und religiöser Bedeutungsbestände möglich. Sichtbar wird dabei, als Bürgerin und Bürger dieser Stadt, der einzelne Mensch mit seinen je unverwechselbaren Bedeutungsansprüchen, in seiner irreduziblen Würde. In einem letzten (transzendentalen) Sinn ist der Mensch deswegen durch keine der konkreten Bedingungen seines Lebens bestimmt, sondern durch seine kategoriale Unbestimmbarkeit, positiv gewendet: durch seine Subjekthaftigkeit. Die in der Stadt einer reflexiv gewordenen Moderne alltägliche, wechselseitige Zumutung der Andersheit erschöpft sich nicht in der Konfrontation mit fremden Physiognomien, Moden, Bräuchen, Sprachen, Gerüchen oder Tagesabläufen: In all dem präsentiert sich die Zumutung der Erfahrung von Subjektivität.

Religion: Erinnerung an unsere normativen Lebensressourcen

Von der Zumutung der Subjektivität zu reden, beruht nicht auf rhetorischem Kalkül, sondern gibt eine Grunderfahrung wieder: Die Not der Freiheit, von Immanuel Kant als eine intellektuell-politische diagnostiziert, wenn er von einer »selbst verschuldeten Unmündigkeit« spricht, verschärft sich noch, wenn man durch die unausweichliche Präsenz vielfältig anderen Lebens mit der Notwendigkeit konfrontiert wird, endlich ein eigenes

Die Modernität des Glaubens: Franziskus und die Folgen

Die Geschichte der Selbstgewinnung des Menschen in seiner Subjektivität, in deren Verlauf er sich zunehmend von seiner Fremdbestimmung befreit und in seiner Individualität wahrnimmt, beginnt in den europäischen Städten, wie sie ab dem 11. Jahrhundert in Italien entstehen. Die Moderne beginnt schon vor der Moderne. Zwischen Papst und Kaiser bildet die Zivilisation der Stadt einen neuen Typ Macht aus, der nicht mehr auf eine absolute Garantie- und Legitimationsautorität zurückgeführt, sondern von den Bürgern selbst verliehen wird, nämlich auf Zeit. Die Zivilisation dieser Städte entfaltet sich als ein Beziehungsgewebe von hoher Beweglichkeit: ökonomisch, politisch, kulturell, religiös. Exemplarische Biografien durchqueren und verbinden diese Sektoren zu einer neuen Lebensart: Francesco Bernardone stammt aus einem Kaufmannshaus, dessen Geschäftsbeziehungen die umbrische Heimatstadt mit Frankreich verbinden.

Als junger Kaufmannssohn transponiert er das dem Adel zugeschriebene Ideal einer höfisch-höflichen Kultur in die Welt der Stadt. In einem öffentlich-politischen Akt hat er weniger mit seinem bisherigen, weltlichen Leben gebrochen, als dass er dieses Ideal unter neue, radikal-religiöse Forderungen gestellt hat. Auch er hat dann durch seine wenigen eigenen und durch die von ihm inspirierten Schriften die Volkssprache zur allgemeinen kulturellen Verkehrssprache erhoben. Als Franz von Assisi hat er der Suche nach einer neuen Spiritualität, zu der die Armutsbewegungen im Hochmittelalter aufgebrochen waren, eine eigene, unverwechselbare und wirkmächtige Gestalt gegeben.

»Akt humaner Selbstbehauptung«

Franziskus ist der erste Heilige der Moderne: Er lebt christliche Spiritualität als unvertretbar eigene und deswegen undelegierbar selbst zu verantwortende Glaubensbeziehung zu Gott. Mit dem franziskanischen Paradigma verwirklicht sich ein modernes Christentum in der Stadt, da jenes Paradigma ja selbst mit der Pluralisierung, Mobilisierung und Subjektivierung dieser neuen städtischen Zivilisation aufgekommen ist. Das Christentum war an der Entstehung der Moderne beteiligt und hat von Anfang an Formen der Präsenz in ihr ausgebildet. Dies gilt es angesichts des unbestreitbaren Faktums festzuhalten, dass die Neuzeit aus einem »Akt humaner Selbstbehauptung« [Blumenberg 1966] hervorgegangen ist. Es ist diese gegen eine autoritär behauptete, integrale Dominanz des Christentums sich wendende Selbstbehauptung des Subjekts, die eben diesem Christentum in einer Langfrist-Lektion erschlossen hat, was originär zu seinem Bedeutungskern gehört und mit Franziskus bereits geschichtlich wirksam zu werden begann: dass nämlich Glaube, soll er das vertrauensvolle Einstimmen in Gottes vorbehaltloses Angebot einer unbedingten Anerkennung des Menschen sein, ein personales Geschehen ist. Dieses meint und ergreift den Menschen als Ganzes; seine Glaubensbeziehung muss, wenn sie eine heilvolle sein soll, höchstpersönlich eingegangen werden. In Glaubensdingen gibt es keine Stellvertretung, auch nicht durch eine Institution oder eine Kultur oder ein soziales System.

Die neuzeitlich-moderne Entwicklung der Subjektivierung kann als Depotenzierung vorgegebener religiöser, kultureller, politischer Autoritäten und als Emanzipation des Menschen zur selbstverantworteten Verwirklichung (oder Reklamierung) der Bedeutung des eigenen Lebens bestimmt werden. Sie hat sich im Wesentlichen nicht vom Christentum entfernt, sondern ihm zu einem besseren Verständnis des eigenen Glaubensbegriffs verholfen.

»Kirche in der Welt von heute«

Diese Entwicklung spiegelt sich übrigens recht deutlich in der Differenz zwischen Erstem und Zweitem Vatikanischen Konzil hinsichtlich des Glaubensverständnisses:



Mit dem Rücken zu den Emanzipationsansprüchen der Moderne hat das Erste Vatikanum (1869–1870) Glaube als das gehorsame Annehmen autoritativ mitgeteilter, in ihrem Wahrheitsanspruch nicht zu überprüfender (Offenbarungs-)Aussagen aufgefasst, während das Zweite Vatikanum (1962–1965) Glaube als personale, sich lebensgeschichtlich erfüllende Annahme der Heilszusage Gottes versteht. Besonders in seinen Dokumenten zur »Kirche in der Welt von heute« (»Gaudium et spes«) und zur Religionsfreiheit (»Dignitatis humanae«) hat das Zweite Vatikanum deutlich gemacht: Das Christentum kann – nicht aus falscher Anpassung, sondern aus der Mitte des eigenen Glaubensverständnisses heraus – den Menschen in seiner Autonomie als Subjekt anerkennen und würdigen und bewegt sich damit auf der Höhe einer reflexiv gewordenen Moderne.

Für die Autonomie des Subjekts richtungsweisende Dokumente wurden während des Zweiten Vatikanischen Konzils verabschiedet.

Literatur

Hans Blumenberg, Legitimität der Neuzeit, Frankfurt 1966.

Raoul Manselli, Franziskus. Der solidarische Bruder, Freiburg-Basel-Wien 1989.

Knut Wenzel, Kleine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg 2005.



Ort der Besinnung – die neue evangelische Jugendkirche in Frankfurt am Main.

Leben zu leben und nicht noch einmal altvertraute Lebens-Stereotypen zu verteidigen oder aggressiv gegen »das Fremde« durchzusetzen. Was aber war noch einmal das Leben, das wir selbst zu führen längst vergessen oder nie gewusst haben? Kulturen sind Erinnerungsspeicher gelebter, erstrebter, verfehlter Bedeutungen. In diesen Speichern können wir lesen, während wir die Bedeutung unseres eigenen Lebens vergessen oder nie gewusst haben. Als Kulturwesen lesen wir fremde Lebensbedeutungen in unser Leben hinein und probieren sie dabei in der Hoffnung aus, dass sich so die bedeutungsvolle Textur *unseres* Lebens zeige. Religionen erinnern uns an die normativen Ressourcen unseres Lebens, indem sie unsere Suche nach der Bedeutung unseres Daseins mit einer Wirklichkeit des Absoluten und Verpflichtenden verbinden. In der Sprache der monotheistischen Religionen wird diese Wirklichkeit mit dem Wort Gott belegt. Die eigentliche Unruhe, die Judentum und Christentum in die Welt gebracht haben, ist nicht die Einführung und Universalisierung der mosaïschen Unterscheidung [Jan Assmann], sondern die Bindung der Rede von Gott an das Geschick der Menschen. Gott bindet sich in seiner Absolutheit so an den Menschen in dessen Relativität, dass diesem dadurch eine absolute Würde zukommt und die Absolutheit Gottes nur in der Relativität des Menschen konkret wird. »Die Herrlichkeit Gottes ist der lebendige Mensch«; so sagt dies Irenäus von Lyon [Gegen die Häresien IV 20,7].

Stadtpastoral: Kirchliches Handeln im städtischen Lebensraum

Stadtpastoral, also kirchliches Handeln, das auf den Lebensraum Stadt bezogen ist, entsteht eigentlich mit der Etablierung der ersten christlichen Gemeinden in den Städten des spätantiken römischen Reichs. Gleichwohl erfährt die Stadtpastoral seit einigen Jahren eine neue Aufmerksamkeit, sowohl in der Praxis als auch in der theologischen Reflexion, nämlich als Antwort auf die neuen, offenen, mobilen Lebenssituationen in den Städten des Zeitalters der Globalisierung. Als Bewohner dieser neuen, globalitätsbezogenen Urbanität leben Menschen nicht mehr in stabilen, womöglich lebenslang haltenden Sozialgefügen. Sie sind deswegen durch die Sozialform der traditionellen Pfarrei zunehmend weniger erreichbar. Die neue Urbanität stellt in bisher ungekanntem Ausmaß Freiräume zur individuellen Lebensgestaltung zur Verfügung. Je weniger allerdings die städtischen Lebensräume schon bedeutungsvoll vorgeprägt sind, desto höher werden die Ansprüche an individuelle Orientierungsleistungen. Menschen werden zunehmend gezwungen, Manager und Promoter ihrer selbst zu werden: nicht nur ihrer Arbeitsleistung, sondern ihrer Person.

Stadtpastoral will in den neuen urbanen, fließenden, diffusen, anonymen Räumen Orientierungspunkte setzen, an denen Menschen die Möglichkeit eröffnet wird, »zu sich« zu kommen, an denen sie eine vorbehaltlose Anerkennung ihrer unverfügbaren Subjektivität erfahren. Freilich, diese unbedingte, also voraussetzungslose, an keine erst zu erfüllenden Bedingungen geknüpfte Anerkennung kann nicht selbst die Gestalt der Unbedingtheit annehmen. Ihre konkreten Gestalten sind begrenzt von der Endlichkeit unserer Hand-

lungs- und Einfühlungsmöglichkeiten, von der Sündigkeit auch der Kirche, aber auch von den jeweiligen Lebens- und Leidenssituationen der Menschen. Unbedingte Anerkennung erfordert konkrete Handlungsge-
 gestalten, welche die Handelnden nicht überfordern. Stadtpastoral kann also als psychosozialer Hilfsdienst in einer zentralen U-Bahnstation realisiert werden oder als Angebot eines Raums der Sammlung im permanenten Genuss- und Konsumflow einer Haupteinkaufszone (etwa in der Liebfrauenkirche in Frankfurt), oder als prosoziale Bildungs- und Beratungsarbeit (wie im »Haus der Volksarbeit« in Frankfurt), oder als institutionell verankerte Intervention in den gesellschaftlich und kulturell prägenden Diskursen (so im »Haus am Dom«), oder auch als Raum der Begegnung in den so öffentlichkeits- und kommunikationsarmen Schlaf- und Vorstädten der urbanen Zentren.

Anders als bei ähnlich anmutenden Aktivitäten evangelikaler oder pfingstlerischer Sekten handelt es sich bei den von den seriösen Kirchen praktizierten stadtpastoralen Handlungsformen gerade nicht um neue Formen der Selbstvermarktung; Stadtpastoral steht für die Unterbrechung und nicht für die Affirmation jener Kapitalzirkulation, die den Menschen auch in seinem subjekthaften Unverfügbarkeitskern zu involvieren droht. Bestenfalls »werben« die Kirchen auf diese Weise für sich als für jene in der Gesellschaft vorkommenden (und für sie notwendigen) Orte, an denen niemand für sich »werben« muss, an denen vielmehr Jesu Botschaft des nahen Gottes als Zusage einer vorleistunglos immer schon geschenkten Wertschätzung der Menschen gegenwärtig gehalten wird.



Kindergottesdienst im Pfarrsaal.

Gedeutete und gewürdigte Subjektivität

Bei den letzten Gedanken steht der Inkarnationsgedanke im Hintergrund. Er stellt die bildkräftige Zusammenfassung dieses christlichen Kerngehalts dar: Gott wird Mensch, nimmt Fleisch an, nimmt Wohnung unter den Menschen – und der Mensch wird als jenes relative Wesen gewürdigt, durch das sich die absolute Wirklichkeit Gottes vergegenwärtigt. Ein durch die Inkarnation bestimmtes Christentum kann seinen Ort in der urbanen Gesellschaft einer reflexiv gewordenen Moderne finden als die Religion, welche die Rede von Gott als Würdigung des Menschen in seiner Subjektivität zu verstehen gibt. Die Stadt, Chiffre der Moderne und Realität in ihr, erfährt eine Bereicherung und keine Beschneidung ihrer Säkularität, wenn in ihr mit der Geschichte Jesu aus Nazareth die Geschichte der Selbstvergegenwärtigung Gottes präsent ist: nämlich als die aus einer bedeutungsvollen religiösen Tradition lebende Erzählung der Würdigung des Menschen. Denn an dieser Erzählung des Ereignisses der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen kann die absolute, das heißt unbedingte, vorbehaltlose und in sich uneingeschränkte Anerkennung des Menschen »abgelesen« werden.

Die Erzählung ist prinzipiell für jeden Menschen lesbar. Es obliegt den Kirchen, diese Lesbarkeit auch faktisch zu gewährleisten. An dieser Geschichte kann ein jeder Mensch die Bedeutung seines eigenen Lebens ablesen – gerade wenn er sich selbst dieser Bedeutung nicht mehr sicher ist, ihr keine eigene, aus dem eigenen Leben schöpfende Sprache mehr geben kann. In dieser bedeutungsvollen Zusage aus der Glaubens-Geschichte Jesu Christi verbirgt sich aber keine Entfremdung; sie ist Zusage der Bedeutung des je eigenen Lebens. Die kulturproduktive Suche nach der Bedeutung der eigenen Existenz wird von der christlichen Religion als eine nicht vergebliche, nicht in der Beliebigkeit warenförmig präsentierter Sinnangebote sich verlierende, sondern als

eine erfüllte Suche zu verstehen gegeben. Erfüllt allerdings im Modus des Glaubens und der Hoffnung. Was aber bedeutet: im Modus des Glaubens und der Hoffnung erfüllt? Es bedeutet, dass die Bedeutungslosigkeit und -angewiesenheit des Menschen nicht prinzipiell unerfüllbar und der Mensch deswegen kein absurd strukturiertes Wesen ist. Es bedeutet, dass die Bedeutungserfüllung, als Erfüllung der eigenen Existenz, nicht erst noch zu leisten ist, denn sie ist von Gott schon im Vorhinein gegeben. Es bedeutet schließlich, dass diese in der Erzählung von der Menschwerdung Gottes zugesagte Würdigung des Menschen stets erst noch ergriffen und je persönlich verwirklicht werden muss.

Die christlich-religiöse Erzählung lebt von Bildern und Mythen, und das heißt zunächst: Sie ist eminent bedeutungsaufgeladen. Der gesellschaftliche Wert solcher Rede, auch unter den Bedingungen einer reflexiv gewordenen Moderne, liegt in dieser bedeutungsver-

Gespräch mit dem Seelsorger.





Auf dem Weg zum Andachtsraum im Klinikum Gießen.

dichteten Stofflichkeit. Während die Lebensverhältnisse immer differenzierter, vermittelter, abstrakter werden, ist mit der biblisch-christlichen Erzählung eine anschauliche, vielfach anknüpfungsfähige, übersetzbare, unverwandelbare Geschichte der Anerkennung der Menschen »mitten unter ihnen« [Lukas 17,20f.] gegenwärtig, ein Erzählstoff, mit dem man lebensgeschichtlich arbeiten kann.

Bejahung und Kritik

Diese Erzählung führt ihr Thema – Gott macht sich unter den Menschen als deren letztgültige Bedeutungserfüllung identifizier- und erreichbar – durch vielgestaltige Episoden des Scheiterns, der Bedrängung, der Verirrung, der Verlorenheit, der Deformation, aber auch des Beistehens, des Sich-Bekümmerns, des Wieder-neu-leben-Könnens, der Umkehr, der Vergebung und der Rettung hindurch: Sie präsentiert nicht nur die Botschaft des zur Freiheit befreiten Menschen – der deswegen frei sein *kann* –, sie hat in diese Botschaft das Wissen um das Versagen vor und das Abgehaltenwer-

den von dieser Freiheit mit integriert; sie präsentiert nicht den blanken Imperativ eines unbedingten Sollens, sie entfaltet eine Kultur des helfenden Beistehens, der Solidarität im Scheitern vor dem Humanum. Mit der Erzählung vom Hirten, der seine Professionalität darin erweist, dass er 99 Schafe zurücklässt, um das eine verirrt Schaf zu retten [Lukas 15,3–7], erhebt die Jesus-Geschichte nicht nur Einspruch gegen die Welt-Bild-Dominanz eines effizienzfixierten Ökonomismus. Sie macht auch deutlich, dass Fortschritt, Prosperität, Wohlergehen und Glück unter Zurücklassung oder Ausschließung auch nur eines einzigen Menschen nichts ist. Die christliche Rede von der Anerkennung des Menschen in seiner Subjekthaftigkeit sperrt sich in ihrer Grundintention gegen jede verdinglichende Ausbeutung. Leitspruch der biblisch-christlichen Überlieferung ist nicht: Jeder ist seines Glückes Schmied, sondern: Jede und jeder ist unbedingt anerkennenswert, weil von Gott in jener einschränkungslosen, schöpferischen Weise gewollt, die unter Menschen Liebe heißt. Diese Leitidee wird an der »real existierenden« Wirklichkeit normativ: zum Maßstab, der an deren Deformationen abliest und zur Sprache bringt, was fehlt, was fehlt geht.

Der Warenprospekt einer großen Kaufhauskette trug zum vergangenen Weihnachten den Titel »Die Stadt ist voller Wünsche« – Wünsche, die sich naturgemäß aufs Wunderbarste in den angepriesenen Waren erfüllen sollten. Pastorales Handeln im Sinn jenes Hirtengleichnisses geschieht, wenn die Kirchen das Licht ihrer Weihnachtsgeschichte in die »backstreets of desire« [Willy DeVille] werfen, wenn sie denen Ort, Sichtbarkeit und Stimme verleihen, die aus den glamourösen Inszenierungen urbaner Warenästhetik wegretouchiert und von deren hysterischer Frohsinnsakustik übertönt werden. Die Travestien des Erfolgs, die in den Kulissen unserer innen- und vorstädtischen Einkaufs-Erlebnis-Welten zur Aufführung kommen, sind genau das, was sie zu sein beanspruchen: exklusiv. Sie schließen aus – die, welche schon das Eintrittsbillet nicht aufbringen können, viele derer, die in den Kulissen dieser Inszenierungen arbeiten müssen, ohne in ihren Genuss kommen zu können, aber auch etliche der »shiny happy people« [Michael Stipe], denen der käufliche Glanz fahl geworden ist und die sich in der Glitzerwelt der kreditkartenintensiven Glücks-Bringer neu fragen, was es heißt, glücklich zu sein.

Es ist Auftrag der Kirchen, durch die gesamte Bandbreite der kulturell-religiösen, sozialen und ökonomisch-materiellen Dynamiken von Integration und Exklusion hindurch geltend zu machen, dass Menschen weder ausgeschlossen noch vereinnahmt werden dürfen. In dieser diakonischen Sorge formuliert die christliche Botschaft ihre universale Geltung, ohne deswegen hegemonial zu sein. Sie kann sich vielmehr im Vertrauen darauf in der Vielstimmigkeit urbaner Prozesse ins Spiel bringen, dass Menschen in ihrer Resonanzen ihrer je eigenen Geltungsansprüche wahrnehmen. ♦

Der Autor



Prof. Dr. Knut Wenzel, 45, lehrt seit 2006 Systematische Theologie, Dogmatik und Fundamentaltheologie am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte sind theologische Hermeneutik, theologische Anthropologie, Theologie der Säkularität, Theologie und Literatur sowie die theologische Analyse moderner Popularkultur. Wenzel studierte zunächst Germanistik und Katholische Theologie für das Lehramt an Gymnasien an der Universität Regensburg; nach seiner Promotion setzte er seine wissenschaftliche Arbeit in Regensburg fort: Thema seiner Habilitation war »Sakramentales Selbst. Der Mensch als Zeichen des Heils«. Als Privatdozent übernahm er ab 2003 verschiedene Lehrstuhlvertretungen in Bonn, Innsbruck, Augsburg und Osnabrück. K.Wenzel@em.uni-frankfurt.de

Literatur

- | | | |
|--|--|--|
| Michael N. Ebertz, <i>Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche</i> , Frankfurt 1998. | Karl Gabriel, <i>Christentum zwischen Tradition und Postmoderne</i> , Freiburg 72000 (= QD 141). | Knut Wenzel, <i>Die Endlichkeit würdigen</i> , in: <i>zur debatte</i> 35 (2005), S. 14–16. |
|--|--|--|

Die Universität Frankfurt auf dem Weg zur Spitze:

„Wir sind Sherpas für die Uni. Werden Sie es auch!“



Hilmar Kopper
Vorsitzender des Vorstandes der Freunde
der Universität



Petra Roth
Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main
Vorstandsmitglied der Freunde



Claus Wissler
WISAG Service Holding
Vorstandsmitglied der Freunde

Werden Sie Mitglied bei den Freunden der Universität Frankfurt

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ: _____

Ort: _____

Staat: _____

Die folgenden Angaben helfen, unsere Angebote auf Ihre Interessen abzustimmen.

Tätigkeitsfeld: _____

Studium/Ausbildung: _____

an der Uni Fankfurt ja nein

Ich bin Mitglied der Alumnivereinigng des Fachbereiches _____

Telefon: _____

Telefax: _____

E-Mail: _____

Geburtstag: _____

Ich möchte der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. beitreten als

Einzelmitglied (Jahresbeitrag 50,- EURO)

Firma oder Organisation (Jahresbeitrag 500,- EURO)

Ich bin bereit, über den Mindestbeitrag hinaus jährlich _____ EURO zu zahlen.

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag und darüber hinausgehende jährliche Zuwendungen von meinem Konto ab.

Kontonummer: _____

Bankinstitut: _____

BLZ: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Bitte senden Sie den ausgefüllten Coupon an folgende Adresse:
Vereinigung von Freunden und Förderern der
Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V.,
Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt am Main

Wie vertragen sich Artenvielfalt und menschliche Besiedlung?

Städtische Biotope und gefährdete Arten im Rhein-Main-Gebiet



von Rüdiger Wittig, Georg Zizka und Bruno Streit

Ohne das Eingreifen des Menschen wäre Mitteleuropa fast ein reines Waldgebiet. Noch heute beheimaten die Wälder eine große Vielfalt an Pflanzen und Tieren, die für diese Region spezifisch sind. Regionale Besonderheiten gehen aber verloren, je mehr Menschen in die Ökosysteme eingreifen: So unterscheiden sich die Pflanzenarten auf der North Charles Street in Baltimore nur wenig von denjenigen der Mainzer Landstraße in Frankfurt. Gleichzeitig verdrängen zugewanderte und eingeschleppte Arten heimische Tiere und Pflanzen. Allerdings gibt es auch im Frankfurter Stadtgebiet echte Horte der Biodiversität.

Die 1992 auf dem Erdgipfel in Rio de Janeiro formulierte Konvention über biologische Vielfalt erklärt die Erhaltung der Biodiversität zum Menschheitsziel. Forschung, Umweltbildung und nachhaltige Entwicklung werden als unabdingbare Voraussetzungen zum Erreichen dieses Zieles genannt. Inzwischen haben 188 Staaten das Abkommen unterzeichnet, zahlreiche staatliche und nichtstaatliche Einrichtungen wie Naturschutzorganisationen arbeiten an seiner Umsetzung. Die Rhein-Main-Region ist hier besonders aktiv. Frankfurt beheimatet wie wohl kaum eine andere Stadt in Deutschland eine große Zahl von Institutionen und Organisationen, die auf mindestens einem der drei Gebiete Biodiversitätsforschung, Umweltbildung und Nachhaltigkeit

Unsere Wasservogelwelt verändert sich durch Zuwanderer aus aller Welt. In den letzten Jahrzehnten haben sich die in Afrika beheimatete Nilgans (oben) und die asiatische Mandarinente (unten) in Frankfurt und der Rhein-Main-Region ausgebreitet.



internationales Renommee besitzen. 2004 haben sich diese im Netzwerk »BioFrankfurt« zusammengeschlossen. Ihr erstes Großprojekt ist die Umweltbildungskampagne »Biodiversitätsregion Frankfurt/Rhein-Main«.

Wichtige Basis dieser Kampagne sind die vom Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Goethe-Universität und vom Forschungsinstitut Senckenberg erarbeiteten detaillierten Zahlen und Fakten zur Biodiversität des Rhein-Main-Gebiets. Die langjährigen Forschungen beider Institute machen die Region zu bestuntersuchten in Hessen und zu einer der bestuntersuchten Europas. Sie belegen, dass die Region zurzeit noch eine für einen Ballungsraum erfreulich große Biodiversität besitzt.

Artenreichtum in Parks, Gleis- und Industrieanlagen

Allein für den Hochtaunus wurden in einer soeben abgeschlossenen, noch unveröffentlichten Bestandsaufnahme etwa 1100 Arten an Gefäßpflanzen (Farn- und Blütenpflanzen) nachgewiesen. Die laufende Untersuchung des gesamten Taunus, deren Abschluss für 2009 geplant ist ^{139/} erbrachte bis jetzt bereits gut 1200 Arten.

Im Stadtgebiet von Frankfurt kommen nach den Untersuchungen der Biotopkartierung sogar rund 1300



1 2 Das im Taunus wachsende Breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis*) und die Türkenbund-Lilie (*Lilium martagon*) stehen inzwischen auf der Roten Liste der seltenen und gefährdeten Pflanzen Hessens.



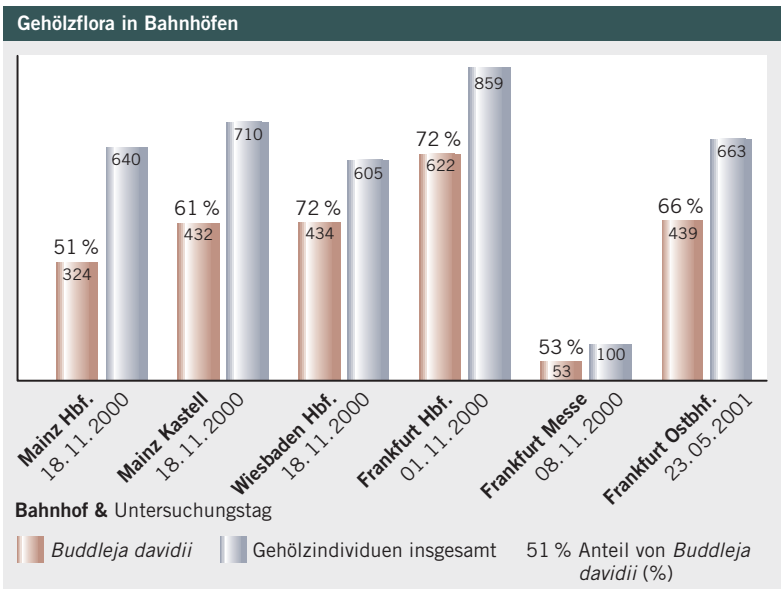
Gefäßpflanzenarten vor. Das sind knapp 73 Prozent der für Hessen und 40 Prozent der für Deutschland bekannten wildwachsenden Gefäßpflanzenarten! Ursache für diese beeindruckende Diversität ist vor allem die Vielfalt der Lebensräume, wobei typisch großstädtische Bereiche, wie Bahnhöfe oder Industriegelände, besonders artenreich sind ^{136/}. Die Gleisanlagen von Haupt- und Güterbahnhof wiesen 1997/98 auf einer Fläche von nur rund 210 Hektar 450 Blütenpflanzenarten auf. Nicht weniger beeindruckend ist die Vielfalt der Tiere, etwa bei den Spinnen und Weberknechten mit 145 Arten sowie den Laufkäfern mit 61 Arten ^{16/}. Auch Parkanlagen können sehr artenreich sein. Beispielsweise wurden im Botanischen Garten der Universität bisher über 70 Vogelarten beobachtet ^{119/}. Aus internationaler Sicht leisten die urban-industriellen Biotope aber trotz ihrer Artenvielfalt keinen Beitrag zur Biodiversität, da sie sich innerhalb einer Klimazone nur gering unterscheiden, also nur wenig divers sind. Während sich zum Beispiel Laubwälder der temperierten Zone Nordamerikas und Europas artenmäßig zu 90 bis 100 Prozent unterscheiden, findet man fast 80 Prozent der Pflanzenarten, die vom Erstautor im Jahr 2007 auf der North Charles Street in Baltimore wildwachsend angetroffen wurden,

auch in Frankfurt. Allerdings gibt es im Frankfurter Stadtgebiet auch naturnahe Bereiche, von denen einige als echte Horte der Biodiversität zu werten sind, zum Beispiel die Naturschutzgebiete und der Stadtwald.

Bei rund 11 Prozent der für Frankfurt und bei 9 Prozent der für den Taunus nachgewiesenen Arten handelt es sich um Spezies, die wegen ihrer Seltenheit oder Gefährdung in der Roten Liste der gefährdeten Pflanzenarten Hessens und/oder Deutschlands aufgeführt werden, so das Breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis*) und die Türkenbund-Lilie (*Lilium martagon*) im Taunus **1 2**. Allein in Frankfurt wurden bisher 18 Orchideen-Arten nachgewiesen, von denen aber sieben Arten als verschollen gelten müssen, und im Taunus kommen sogar 23 Arten vor ^{19/}, von denen die meisten allerdings (stark) gefährdet sind **3**. Was die Tierwelt der Region betrifft, so sind die Wirbeltiere gut erforscht.

Artenvielfalt im Frankfurter Stadtwald		
Artengruppe	Anzahl Arten	davon Rote-Liste-Arten
Säugetiere	40	14
Vögel	141	43
Kriechtiere	5	3
Lurche	11	7
Schmetterlinge	446	33
Libellen	41	16
Heuschrecken	38	17
Holzkäfer	661	154
Laufkäfer	197	57
Spinnen- und Weberknechte	399	82
Summe	1979	426

3 Der Frankfurter Stadtwald beheimatet eine große Vielfalt von Tieren, davon einige gefährdete Arten ^{14/15/}.



5 Prozentualer Anteil von *Buddleja davidii* an der Gehölzflora von Bahnhöfen im Rhein-Main-Gebiet [aus Wittig 2002a].

Volksmund unter der Bezeichnung Brombeere bekannt ist, konnten im Hochtaunus über 70 Arten nachgewiesen werden, davon im Bereich des Feldbergmassivs allein 29^{/27/}.

Biodiversität bezieht sich aber nicht nur auf Arten. So werden zum Beispiel von den europäischen Fauna-Flora-Habitat-Richtlinien verschiedene Lebensräume als besonders wertvoll eingestuft und geschützt, von denen 15 auch in Frankfurt vorkommen und geschützt sind^{/14/}. Dazu gehören Buchenwälder, Sanddünen, Halbtrockenrasen und Borstgrasrasen. Die drei letzten benötigen begrenzte Störungen (zum Beispiel Beweiden, Mähen oder Entbuschen), um dauerhaft erhalten zu werden. Biodiversität im besiedelten Bereich braucht also nicht nur Erforschung und Beobachtung, sondern auch Eingriffe und deren Erfolgskontrolle. Die Palette der Biotope in der Region Rhein-Main reicht von sehr stark menschlich beeinflussten Standorten (Industriegebiete, Verkehrsanlagen, Siedlungen, Müllhalden), auf denen man die besonders stadtcharakteristischen Vegetationstypen findet^{/20/}, über Biotope der Agrarlandschaft (Dörfer, Äcker, Wiesen und Weiden) bis hin zu naturnahen Lebensräumen (Wälder, Bäche).

Die typisch städtischen Biotope weisen in der Regel einen sehr hohen Anteil an nicht einheimischen, erst in der Neuzeit zugewanderten oder eingeschleppten Arten (Neobiota) auf^{/22/28/}. So ist der aus China stammende Sommerflieder (*Buddleja davidii*) 4 5 der bei weitem dominierende Strauch der Bahnhöfe der Rhein-Main-Ebene^{/24/}. Der Gesamtanteil an neu zugewanderten Pflanzenarten (Neophyten) liegt auf den großen Frank-

4 Der aus China stammende blütenreiche Sommerflieder (*Buddleja davidii*) ist der häufigste Strauch in den Bahnhöfen der Rhein-Main-Ebene. Er wächst sogar in viel befahrenen Gleisen, wo er von den Zügen heckenartig geschoren wird. Der Anteil an zugewanderten Arten, in den Frankfurter Bahnhöfen 27 Prozent, ist ein guter Gradmesser für die Stärke der menschlichen Beeinflussung des Biotops.



Schaut man dagegen bei den Gliedertieren genauer hin, so gibt es viele »Neufunde«.

Bei manchen Arten bedarf es allerdings eines geschärften Blickes, um zu erkennen, dass sie verschieden sind, weshalb sie im Volksmund häufig nur mit einem gemeinsamen Sammelnamen belegt werden. So handelt es sich beim Vogel-Knöterich im Taunus um zwei Arten mit drei beziehungsweise zwei Unterarten, insgesamt also um fünf verschiedene Sippen^{/28/}, bei den in der Region vorkommenden Nachtkerzen sogar um mindestens zwölf Arten^{/34/35/}. Für das, was im



6 Artenreiche Pioniervegetation auf dem Gebiet des ehemaligen Frankfurter Hauptgüterbahnhofs im Jahr 2002.



7 Auf dem über 30 Jahre lang im Niemandsland zwischen Ost- und Westberlin gelegenen Anhalter Bahnhof hat sich ein (im Vergleich zur ursprünglichen Pioniervegetation) relativ artenarmer Wald aus Robinien und Birken entwickelt.

Wälder und bäuerliche Kulturlandschaft schützen

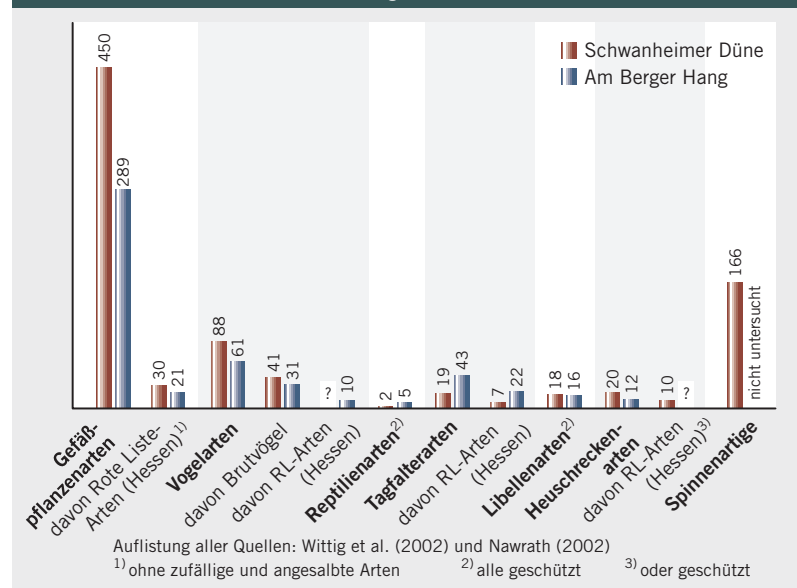
Die Lebensräume der alten, extensiv bewirtschafteten bäuerlichen Kulturlandschaft (Sandmagerrasen, kalkreiche Trocken- und Halbtrockenrasen, Bergwiesen, Frischwiesen, Feuchtgrünland, Triftweiden) mussten teils der Intensivlandwirtschaft, teils der Siedlungsausweitung weichen oder sie wurden aufgeforstet, weshalb sie heute fast nur noch in Naturschutzgebieten zu finden sind. Ein europaweit bedeutendes Gebiet zur Erhaltung von Sandmagerrasen ist das Naturschutzgebiet Mainzer Sand, in dem 147 gefährdete, vom Aussterben bedrohte oder seltene Gefäßpflanzenarten beheimatet sind ^{137/}. Aber auch das Frankfurter Naturschutzgebiet Schwanheimer Düne ist diesbezüglich von überregionaler Bedeutung ^{38/} und es existieren in der Region weitere Sandgebiete mit schützenswertem Arteninventar ^{11/} 8. Im Hinblick auf den Schutz von Halbtrockenrasen besitzt die Stadt Frank-

furter Bahnhöfen bei 27 Prozent ^{6/}. Auch in den Dörfern der Region ist der Anteil der Neophyten mit 18 Prozent bereits recht hoch ^{29/}, was als Anzeichen für Verstädterung zu werten ist.

Werden urban-industrielle Standorte nicht mehr oder nur noch wenig genutzt, so können sie zu Refugien für einheimische seltene und/oder gefährdete Arten werden. Ein Beispiel sind die Bahnanlagen des Haupt- und Güterbahnhofs in Frankfurt 6, auf denen zwölf Pflanzen-Arten der Roten Listen Deutschlands, Hessens oder der Region Südwest gefunden wurden. Ebenso hat sich hier eine stattliche Population der streng geschützten Mauereidechse (*Podarcis muralis*) entwickelt ^{6/}. Erfolgt über Jahrzehnte keine Störung mehr, so entwickeln sich allerdings selbst ehemalige Bahn- oder Industrieanlagen zum Wald 7, der dann in der Regel wieder deutlich artenärmer ist als die vorhergehenden Pionier-Lebensgemeinschaften.

8 In den Frankfurter Naturschutzgebieten Schwanheimer Düne und Am Berger Hang leben seltene Vögel, Reptilien, Tagfalter und Heuschrecken.

Artenreichtum in Frankfurter Naturschutzgebieten ^{1/}



Biodiversität erhalten

Auf der UNO-Weltkonferenz von Rio de Janeiro 1992 wurde die Erhaltung der Biologischen Vielfalt der Erde (Biodiversität) neben dem Klimaschutz als eine der zentralen Herausforderungen international anerkannt.

Als wesentliche bedrohende Faktoren gelten:

- Biotopvernichtung und Umwandlung in bewirtschaftete Monokulturen;
- unkontrolliertes Befischen, Bejagen oder Sammeln
- Veränderung der Umwelt durch Verbauung, Verschmutzung, Klimaänderung
- Verdrängung einheimischer durch invasive Arten

Zu den international verbindlichen Grundlagen für den globalen Biodiversitätserhalt zählen seit 1992 insbesondere die auf der Konferenz erarbeitete Biodiver-

sitäts-Konvention, die Agenda 21, die Klima-Rahmen-Konvention und die Wüsten-Konvention. Unter Biodiversität versteht die Konvention:

- die genetische Vielfalt aller Organismen
- die Artenvielfalt an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Ökosystem
- die Vielfalt der ökologischen Systeme auf dem Festland und im Wasser

Die Biodiversitäts-Konvention setzt sich unter anderem für eine Regelung des Informationsaustausches und der Nutzung der genetischen Ressourcen in der Natur ein. Sie fordert eine gerechte Verteilung von Nutzen und Profiten. Ihre Umsetzung soll vorwiegend von den entwickelten und reicheren Staaten finanziert werden.

9 10 Eingeschleppte Arten wie die Beifuß-Ambrosie (*Ambrosia artemisiifolia*) oder der Stinktierkohl (*Lysichiton americanus*) können erhebliche Probleme verursachen: Die Beifuß-Ambrosie ruft starke allergische Reaktionen hervor; der Stinktierkohl verdrängt die stark gefährdeten heimischen Pflanzen der bachbegleitenden Flachmoore im Taunus.



furt mit dem Berger Hang ein sehr wertvolles Gebiet ^{/16/} und auch die anderen Frankfurter Naturschutzgebiete beherbergen bemerkenswerte Arten ^{/23/}. Beispielsweise existiert im Enkheimer Ried eine der letzten hessischen Populationen der Europäischen Sumpfschildkröte ^{/10/12/}. Frischwiesen, Bergwiesen und Feuchtgrünland findet man in der Umgebung von Frankfurt vor allem im Taunus und seinem Vorland. Dieses Grünland beherbergt noch eine Vielzahl seltener und schützenswerter Arten, beispielsweise wurden im Naturschutzgebiet Schmittröder Wiesen elf Gefäßpflanzenarten der Roten Liste von Hessen nachgewiesen ^{/41/}. Allerdings sind in der Region bereits einige Arten des Grünlandes erloschen. Ein für das Rhein-Main-Gebiet sehr charakteristischer Lebensraum sind die Streuobstwiesen. Auch sie enthalten mehrere schutzwürdige Pflanzenarten ^{/8/}.

Für Deutschland besonders typisch sind Buchenwälder. Hessen, als der walddreichste deutsche Bundesstaat, trägt für die Buchenwälder weltweit eine große Verantwortung. Daher wurden die naturnahen Bestände von Waldmeister- und Hainsimsen-Buchenwäldern im Frankfurter Stadtgebiet, die eine Vielzahl schützenswer-

ter Tierarten enthalten **3**, als zu schützende Fauna-Flora-Habitat-Gebiete nach Brüssel gemeldet ^{/14/}. Im Taunus ist der säuretolerante, relativ artenarme Hainsimsen-Buchenwald (Luzulo-Fagetum) vorherrschend, der sich bei genauerem Studium als durchaus vielfältig (zehn Subtypen) erweist ^{/31/}.

Vermehrte Artenwanderung seit Columbus' Zeiten

Biologen bezeichnen diejenigen Spezies, die seit der letzten Eiszeit im Gebiet existieren beziehungsweise nach der Eiszeit aus eigener Kraft ins Gebiet gelangt sind, als einheimisch. Arten, die durch beabsichtigten oder unbeabsichtigten Transport oder durch die Schaffung entsprechender Lebensräume in das Gebiet gelangt sind, werden nach der Zeit ihres ersten Auftretens in Archäobiota und Neobiota unterteilt. Die Archäobiota waren bereits vor Beginn der Neuzeit vorhanden, während die Neobiota erst seit Beginn der Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas durch Columbus gleichgesetzt wird, im Gebiet nachweisbar sind. In Ballungsge-

BioFrankfurt – das Netzwerk für Biodiversität

BioFrankfurt ist ein Zusammenschluss namhafter Institutionen des Rhein-Main-Gebiets, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit Biodiversität beschäftigen. Das Netzwerk wurde 2004 mit dem Ziel gegründet, die Bedeutung der Biodiversität aus ökologischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Sicht zu kommunizieren und die Einzelanstrengungen der Netzwerkmitglieder zu bündeln. Derzeit gehören 12 Institutionen zu BioFrankfurt: Die



BIOFRANKFURT
Das Netzwerk für Biodiversität

Johann Wolfgang Goethe-Universität, das Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg, die Zoologische Gesellschaft Frankfurt, die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (gtz), die Kreditbank für Wiederaufbau (KfW), der Palmengarten, der Zoo Frankfurt, der WWF Deutschland, Tropica Verde, die Vogelschutzwarten von Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland, die Bertha Heraeus- und Kathinka Plathhoff-Stiftung sowie die Bruno H. Schubert-Stiftung. Sprecher von BioFrankfurt ist Prof. Dr. Bruno Streit von der Universität Frankfurt. Eines der wichtigsten Projekte im Vorfeld der Weltnaturschutzkonferenz, die im Mai 2008 in Deutschland stattfindet, ist



Biodiversitätsregion
Frankfurt | Rhein-Main

»Biodiversitätsregion Frankfurt/Rhein-Main«. Mit Hilfe moderner Medien, aber auch durch ein umfassendes »klassisches« Bildungsangebot mit Führungen, Exkursionen, Vorträgen und Ausstellungen kann biologische Vielfalt »direkt vor der Haustür« erlebt werden. Der lokale Bezug soll Menschen die Augen für eine bisher unbekannte Seite der Bankenmetropole öffnen und ihr Engagement für deren Erhalt fördern.

Nähere Informationen:
www.biofrankfurt.de

bieten, und hier insbesondere auf typisch urban-industriellen Standorten, ist der relative Anteil der Neobiota deutlich höher als an naturnahen Standorten.

Je größer Städte werden, desto höher ist in der Regel der Anteil der Neobiota. Wichtige Faktoren sind dabei die Intensität von Handel und Verkehr – es verwundert also nicht, dass die internationale Verkehrsdrehscheibe Frankfurt in Bezug auf den Neophytenreichtum mit größeren Städten »Schritt halten« kann. Einige der »Neubürger« sind allgemein bekannt, zum Beispiel der Riesen-Bärenklau (*Heracleum mantegazzianum*), das Indische Springkraut (*Impatiens glandulifera*) oder die Staudenknöteriche (*Fallopia japonica*, *F. sachalinensis* und der Bastard *F. x bohemica*).

Regelmäßig werden neu eingewanderte Arten in Frankfurt entdeckt. Ein aktuelles Beispiel ist das aus Nordamerika stammende Kurzfrüchtige Weidenröschen (*Epilobium brachycarpum*), dessen Vorkommen in Frankfurt erst seit wenigen Jahren belegt ist und dessen Bestände sich Jahr für Jahr ausgebreitet und vergrößert haben^{15/}. Die Biotopkartierung sammelt die Fundortdaten solcher Neubürger in Frankfurt und dokumentiert ihr Auftreten durch das Anlegen von Herbarbelegen. Solche wissenschaftlichen Sammlungen sind für die Rekonstruktion der Ausbreitungsgeschichte von Arten sehr wichtig. Oft werden Neubürger zunächst mit ähnlichen, bereits vorhandenen Arten verwechselt, beispielsweise der Australische Gänsefuß, *Chenopodium pumilio*, mit dem Klebrigen Gänsefuß, *Ch. botrys*^{17/}. Erst durch die kritische Revision des Sammlungsmaterials kann dann die Einwanderung der Neubürger verlässlich rekonstruiert werden.

Heute, im Zeitalter des Klimawandels, drängt sich die Frage auf, ob die Einwanderung von Neobiota die Erwärmung widerspiegelt. Insgesamt stammt die Mehrzahl der Neubürger im städtischen Raum aus wärmeren beziehungsweise trockeneren Regionen. Noch sind aber die Daten zur Verbreitung dieser Arten zu lückenhaft und ihre Ausbreitung von zu vielen Faktoren geprägt (wie Transport, Verkehrsverbindungen), um dies im Detail belegen zu können.

Einen Sonderfall stellen solche neuen Arten dar, die nicht nur für das Gebiet neu (zugewandert) sind, sondern auf vom Menschen geschaffenen Standorten neu entstanden sind. Derartige Anökophyten gibt es in der Region unter den Vertretern der Gattung *Oenothera* (Nachtkerzen)^{34/35/}, bei denen einige der in Europa vorkommenden Sippen nicht mehr mit ihren nordamerikanischen Vorfahren identisch sind und daher als eigene Arten aufgefasst werden.

Zugewanderte Arten verdrängen einheimische

Während die Mehrzahl der Zuwanderer, insbesondere der pflanzlichen, harmlos ist, verursachen einige wenige ernsthafte Probleme. So ruft beispielsweise die unter anderem im Vogelfutter eingeschleppte Beifuß-Ambrosie (*Ambrosia artemisiifolia*) **9** starke allergische Reaktionen hervor^{12/} und der im Taunus von einem »Pflanzenfreund« ausgesetzte und sich entlang der Bäche an vermoorten Stel-

12 Welche Auswirkungen der Klimawandel auf das Artengefüge hat, ist erst ansatzweise erforscht. Der Alpendost (*Adenostyles alliariae*) gehört zu den Pflanzen, die kühle Standorte bevorzugen. Er wurde erst kürzlich im Taunus entdeckt.



len ausbreitende Stinktierkohl (*Lysichiton americanus*) **10** ist aufgrund seiner enormen Konkurrenzkraft eine ernsthafte Gefahr für die sowieso stark gefährdete heimische Flora der bachbegleitenden Flachmoore. Daher wird versucht, die Pflanze wieder völlig aus der Region zu eliminieren^{11/}. Wegen ihrer Aggressivität bekämpft wurde auch die sich im Stadtwald stark ausbreitende, ursprünglich zur Verbesserung des Waldbodens aus Nordamerika eingeführte Späte Traubenkirsche (*Prunus serotina*)^{14/}.

Auf der zoologischen Seite sind stärkste Veränderungen im Bereich von Main und Rhein aufgetreten, wo eingewanderte tierische Vertreter heute vielfach über die einheimischen dominieren, wie etwa die am Rhein massenhaft gefundene Asiatische Körbchenmuschel der Gattung *Corbicula*^{18/}.

Auch im terrestrischen Bereich ist die Faunenveränderung manchmal unübersehbar, häufiger allerdings verborgen und nur bei genauen Untersuchungen durch Spezialisten bemerkbar. Auffällige Vertreter sind etwa in der Vogelwelt zu finden. Die Mandarinente (*Aix galericulata*) – eine ostasiatische Entenart, deren Männchen ein auffällig buntes Federkleid trägt und darum gerne von Vogelliebhabern gehalten wird – ist im Sommer auf den Weihern im Frankfurter Stadtwald zu finden^{14/} und brütet in den Höhlungen alter Bäume. Noch auffälliger ist die Nilgans (*Alopochen aegyptianus*). Sie hat sich im vergangenen Jahrzehnt in Hessen stark ausgebreitet

11 Die zugewanderten Arten aus dem Reich der Insekten bleiben dem Laien meist verborgen, es sei denn, es handelt sich um so auffällige Arten wie das Taubenschwänzchen (*Macroglossum stellatarum*).



Die Autoren:

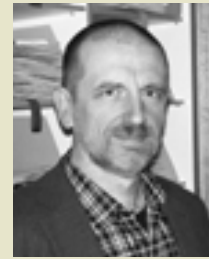
Prof. Dr. Rüdiger Wittig, 61, ist seit 1989 Professor für Ökologie und Geobotanik am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Goethe-Universität. Sein Arbeitsgebiet sind die anthropogenen Veränderungen von Flora, Vegetation und Lebensräumen mit den Schwerpunkten: Biodiversität in Städten und Dörfern; gefährdete Arten, Gesellschaften und Lebensräume; Veränderungen der Waldvegetation; Diversität, Nutzung und Schutz der afrikanischen Savannen. Seine derzeit größten Projekte beschäftigen sich mit der Erfassung, dem Schutz und der nachhaltigen Nutzung von Flora und Vegetation in Westafrika (gefördert von Bundesforschungsministerium und EU, koordiniert von Dr. Karen Hahn-Hadjali), sowie mit der Kartierung und Analyse der Taunusflora (mit Dr. Michael Uebeler). Darüber hinaus leitet er die Umweltbildungskampagne »Biodiversitätsregion Frankfurt/Rhein-Main« (Koordinatorin Dr. Julia Krohmer). Zum Thema »Stadt« hat er mehrere Bücher und Hefte verfasst oder herausgegeben, unter anderem »Stadtoökologie in Frankfurt am Main«, »Die Naturschutzgebiete in Frankfurt am Main«, »Siedlungsvegetation« und »Stadtoökologie« (Letzteres zusammen mit Herbert Sukopp, Berlin).

r.wittig@bio.uni-frankfurt.de



Prof. Dr. Bruno Streit, 60, ist seit 1985 Professor für Ökologie und Evolution am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Goethe-Universität. Er arbeitete lange über Ökotoxikologie und Gewässerökologie. Zunehmend fokussierte er auf die Evolutionsökologie, vor allem der von Schnecken und Wasserflöhen. Hierunter versteht man diejenigen Forschungsfelder, die in die ökologischen Erklärungen evolutionsbiologische Konzepte integrieren und vielfach molekulargenetische Analysetechniken einsetzen. Dazu zählen auch angewandte Fragestellungen: So wurden exemplarische Analysen zum wissenschaftlichen Artenschutz über lange Jahre vom BMBF gefördert. Derzeit konzentriert sich seine Forschung stark auf Fragen der evolutionsbiologischen Auswirkung von Klimawandel und anderen anthropogenen Belastungen auf die Biodiversität. Zu diesem Thema hat er ein gleichnamiges Buch verfasst. In seiner Abteilung (mit den Privatdozenten Dr. Klaus Schwenk und Dr. Markus Pfenninger) laufen mehrere Projekte, die durch die European Science Foundation, das DFG-Normal- und die DFG-Schwerpunktverfahren gefördert werden.

streit@bio.uni-frankfurt.de



Prof. Dr. Georg Ziska, 52, ist seit 1995 Professor für »Diversität und Evolution der Höheren Pflanzen« am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Goethe-Universität und in Personalunion Leiter der Abteilung »Botanik und molekulare Evolutionsforschung« am Forschungsinstitut Senckenberg. Letztere umfasst das mit 1,2 Millionen Belegen fünftgrößte Herbar Deutschlands und das »Grunelius-Möllgaard-Labor für molekulare Evolutionsforschung«. Systematik, Evolution und Biogeographie ausgewählter Pflanzengruppen werden mit klassischen und molekularen Methoden untersucht: Bromeliaceae, Poaceae, Marcgraviaceae (Dr. Stefan Dressler), Sapindales (Dr. Alexandra Müllner), Flechten (Dr. Christian Printzen). Ein weiterer Forschungsschwerpunkt mit großem Anwendungsbezug sind Erfassung und Analyse des Diversitätswandels in Westafrika (gefördert von BMBF und EU) sowie im Rhein-Main-Gebiet. Die »Biotopkartierung der Stadt Frankfurt am Main« wird seit 1985 von seiner Abteilung im Auftrag des Frankfurter Umweltamtes durchgeführt.

Georg.Ziska@senckenberg.de

und ist allenthalben im Großraum Frankfurt selbst an weitgehend sterilen Wasserbecken in den Stadtzentren zu finden.

Die Veränderungen in der Insektenfauna bleiben dem Laien dagegen meistens verborgen, es sei denn, es handelt sich um so auffällige Tiere wie das Taubenschwänzchen (*Macroglossum stellatarum*) ¹¹, das kolibriartig den Nektar an Garten- und Balkonpflanzen saugt. Die ursprünglich in wärmeren Regionen beheimatete, etwa zwei bis drei Millimeter große Spinne *Zodarion italicum* (ein Ameisenjäger) wurde erstmals vor etwa 20 Jahren in Hessen festgestellt. Seither hat sie sich rasant ausgebreitet und gehört heute an vielen trocken-warmen Standorten des Rhein-Main-Gebietes zu den dominanten Arten ¹⁶. Bei einer Untersuchung auf dem Gelände des Frankfurter Flughafens ¹⁴ war sie die am häufigsten gefangene Spinne. Von den Heuschrecken hat sich die flugunfähige Südliche Eichenschrecke (*Mecanema meridionale*) ausgebreitet. In den vergangenen Jahren mehrten sich die Fundstellen vor allem in Südhessen und im Rhein-Main-Gebiet. Mittlerweile sind auch die Städte in Mittelhessen besiedelt. Die Auswirkungen auf andere Nahrungs- oder Lebensraumkonkurrenten sind noch nicht bekannt.

Bedrohung durch Verstädterung und Klimawandel

Viele Arten unserer Kulturlandschaft sind von bestimmten Nutzungen, zum Beispiel Beweidung oder Mähen, abhängig. Der Übergang von der bäuerlichen zur industriellen Landwirtschaft hat zu zahlreichen Nutzungsände-

rungen geführt, insbesondere zu einer Vereinheitlichung der Nutzungsformen. Besonders stark vom Nutzungswandel in der Landwirtschaft betroffen sind die Arten des Feucht- und Extensivgrünlandes. Ein Beispiel dafür ist die bekannte Küchenschelle, *Pulsatilla vulgaris*. Alte Aufsammlungen im Senckenberg-Herbar belegen das frühere Vorkommen auf Kalktrockenrasen an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet Frankfurt. Heute ist nur noch ein Vorkommen bekannt, das aber möglicherweise auf im Garten kultivierte Exemplare zurückgeht ¹³. Im Falle der Küchenschelle sind die Bebauung der ehemaligen Standorte sowie geänderte Nutzung, die zu stärkerer Verbuschung führte, für den Rückgang verantwortlich.

Der Klimawandel hat bereits bis heute zu Veränderungen im Artengefüge geführt und wird weitere Änderungen nach sich ziehen. Insbesondere ist damit zu rechnen, dass Arten, die nur an eher kühlen Standorten konkurrenzfähig sind, erlöschen werden. Momentan gibt es unter den hessischen Farn- und Blütenpflanzen 13 Arten, die ausschließlich an kühlen Standorten wie schattigen Tälern, Nordhängen und den höchsten Bergregionen vorkommen ¹³. Sechs von ihnen sind momentan noch im Taunus an wenigen Stellen anzutreffen, darunter der Alpendost (*Adenostyles alliariae*) ¹², der im Jahre 2006 vom Erstautor auf dem Großen Feldberg entdeckt wurde.

Neue Lebensräume erobern

Viele Arten sind zwar an bestimmte Standorte gebunden, doch können sie auch neue Lebensräume erobern. Dies trifft in jüngster Zeit unter anderem für die Kleine Malve (*Malva neglecta*) zu, die sich von einer

Dorf- zur Stadtart gewandelt hat ^{121/}. Bemerkenswert ist auch die Besiedlung von Bahnsteigen und Gleis-schotter durch Farne ^{125/26/}. Um die Dynamik von Arten verstehen zu können, muss man neben ihren Ansprüchen an den Standort auch ihr Ausbreitungsverhalten kennen. Dies wird im Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Goethe-Universität intensiv untersucht.

Gerade in einem durch intensiven menschlichen Einfluss geprägten städtischen Lebensraum verändern sich Artenzahlen und Lebensräume beständig. Um die komplexen Zusammenhänge zwischen Artenvielfalt und menschlichem Einfluss zu verstehen und den Erfolg von Naturschutzmaßnahmen zu überwachen

und zu optimieren, wird im Frankfurter Stadtgebiet vom Forschungsinstitut Senckenberg seit 1985 eine langfristige Beobachtung der Biodiversität (»Monitoring«) im Auftrag des Umweltamtes durchgeführt ^{17/15/}. Besonders tiefgreifende städtebauliche Maßnahmen erfordern zudem detailliertere Begleituntersuchungen, wie sie zum Beispiel im Zuge der Überbauung von Gleisflächen ^{16/} oder der Planungen für den Flughafen-ausbau ^{14/} stattfanden. Insbesondere in Naturschutzge-bieten sind Monitoring, Pflegemaßnahmen und Effi-zienzkontrollen essenziell ^{133/}. Nur mit einer umfassenden und aktuellen Kenntnis der Biodiversität können wir die große Vielfalt an Arten und Biotopen auch in Zukunft erhalten. ♦

Literaturverzeichnis

Im Folgenden sind nur einige zusammenfassende und/oder weiterführende Werke aufgeführt. Die sich auf die im Text genannten Referenzen beziehende vollständige Literaturliste ist unter www.geobotanik-frankfurt.de/new/cms/L.pdf abrufbar.

Baummann, K., Bönsel, D., Fehlow, M., Malten, A. & Zizka, G. (2002), Exponat des Monats Februar: »Neubürger« im Frankfurter Stadtwald – Natur und	Museum 132(2): S. 89–91.	Bönsel, D., Malten, A., Wagner, S. & Zizka, G. (2000), Flora, Fauna und Biotoptypen von Haupt- und Güter-	bahnhof in Frankfurt am Main, Kleine Senckenberg-Reihe 38, 63 S. + Anlagen.	Malten, A., Bönsel, D., Fehlow, M. & Zizka, G. (2003), Erfassung von Flora, Fauna und Biotoptypen im Umfeld des Flughafens Frankfurt am Main, Teil I-VI,	Frankfurt am Main, 1065 S., Veröffentlichung im Internet, www.senckenberg.de/root/index.php?page_id=1483&preview=true	Malten, A., Wagner, S. & Zizka, G. (1999): Biotopkartierung der Stadt Frankfurt am Main, Kl. Sencken-	berg-Reihe 32: S. 113–119.	Streit, B. (2007), Was ist Biodiversität. Erforschung, Schutz und Wert biologischer Vielfalt. Verlag C.H. Beck, München. 125 S.	Wittig, R. (2002a), Siedlungsvegetation, Ulmer, Stuttgart, 252 S.	Wittig, R. (2002b) (Hrsg.), Die Frankfurter Naturschutzgebiete, Geobot. Kolloq. 17, 99 S.	Wittig, R. & Ehmke, W. (2005), Beiträge zur Flora und Vegetation des Taunus, Geobot. Kolloq. 18, 72 S.	Wittig, R., Breuste, J., Finke, L.,	Kleyer, M., Rebele, F., Reidl, K., Schulte, W., Werner, P. (1995), Wie soll die aus ökologischer Sicht ideale Stadt aussehen? – Forderungen der Ökologie an die Stadt der Zukunft, Z. Ökologie u. Naturschutz 4, S. 157–161.
---	--------------------------	---	---	--	--	---	----------------------------	---	---	---	--	-------------------------------------	--

Anzeige

schreiberVIS Büro für visuelle Gestaltung

Wir gestalten und illustrieren anspruchsvolle wissenschaftliche Buchprojekte für namhafte deutsche Buchverlage



Villastraße 9A
D 64342 Seeheim

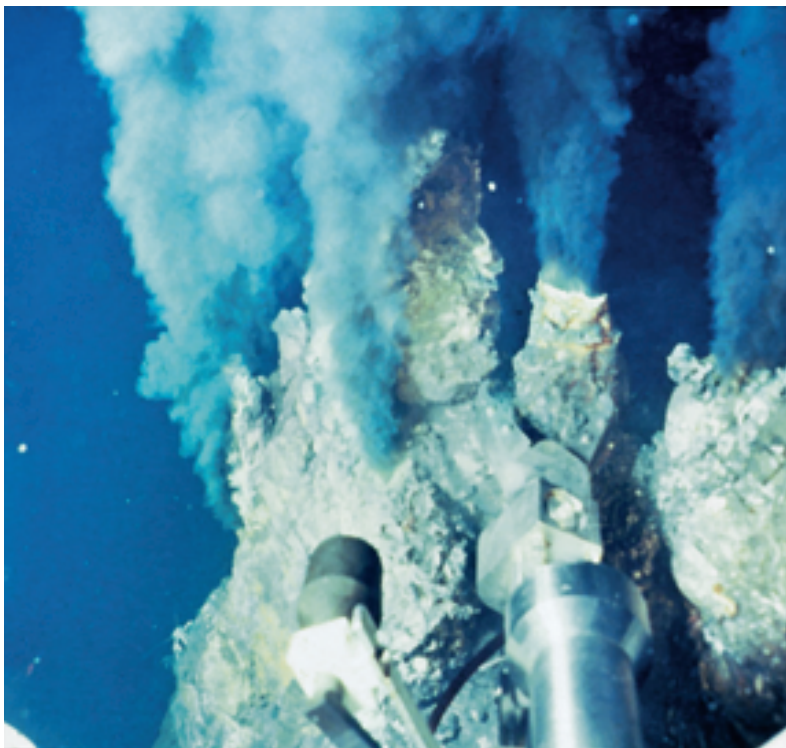
Fon 0 6257 96 21 31
Fax 0 6257 96 21 32

... und vieles mehr unter www.schreibervis.de

Manche mögen's salzig

Anpassungsstrategien und Biotechnologie Salz liebender Mikroorganismen

von Volker Müller Sie lieben extreme Bedingungen: Einige leben in tiefen Gesteinsschichten oder ohne Licht und Sauerstoff an kochend heißen Quellen der Tiefsee, andere bevorzugen die eisigen Temperaturen der Polargebiete, und wieder andere fühlen sich erst richtig wohl in kochender Schwefelsäure. Doch wie passen sich Mikroorganismen an diese extremen Bedingungen an? Die Forschung hat darauf bereits Antworten gefunden, die sich auch biotechnologisch nutzen lassen.



1 Die »schwarzen Raucher«, Hyperthermalquellen der Tiefsee, sind die Heimat einiger Methan bildender Archäen. In vollkommener Dunkelheit und bei Temperaturen von bis zu 130 °C gewinnen sie Energie aus Gasen, die aus dem Erdinneren aufsteigen. Aus Kohlendioxid und elementarem Wasserstoff bilden sie Methan, das auch als Sumpfgas bekannt ist.

Während die meisten unter extremen Bedingungen lebenden (extremophilen) Mikroorganismen erst in jüngster Zeit entdeckt wurden, sind Salz liebende (halophile) schon seit längerem bekannt. Dies liegt nicht zuletzt an der besonderen Bedeutung des Salzes, das lange Zeit als Konservierungsmittel ein begehrtes Handelsgut war (siehe »Die blutigen Wasser des Nils«, Seite 47). Salzhaltige Standorte sind auf unserem Planeten weit verbreitet und bilden die Basis für außergewöhnliche Ökosysteme. Mikroorganismen sind darin die wichtigsten und teilweise alleinigen Lebewesen. Die ersten Untersuchungen zur Mikrobiologie von salzhaltigen Standorten liegen etwa 100 Jahre zurück. Seinerzeit wurden die ersten Mikroben aus Salzlake und gesalzenen Lebensmitteln isoliert und beschrieben. Während man früher annahm, dass die Fähigkeit zum Wachstum an extrem salzhaltigen Standorten auf wenige Spezies beschränkt ist, weiß man heute, dass viele Mikroorganismen aus sehr unterschiedlichen Taxa diese Fähigkeit besitzen. Sie ist anzutreffen bei den Archäen (Archaeobakterien) und Bakte-

rien, aber auch bei einigen niederen Eukaryoten wie der einzelligen Alge *Dunaliella*.

Dabei zeigen sich die Salz liebenden Mikroorganismen als äußerst erfinderisch in Bezug auf ihren Stoffwechsel: Man findet das ganze Spektrum von der Atmung über die Gärung bis hin zur Photo- oder Chemosynthese. Diese Biodiversität an extrem salzhaltigen Standorten ist auch auf die unterschiedliche Lage und den Ursprung der Ökosysteme zurückzuführen. Die Standorte unterscheiden sich nach pH-Wert und Natur des Salzes dramatisch und stellen damit auch unterschiedliche Ansprüche an Überlebensstrategien: Während die Salzweiden der deutschen Nordseeküste vor allem Kochsalz enthalten, sind die Seen des ostafrikanischen Grabenbruchs typische Sodaseen mit einem hohen Carbonat-Gehalt und damit alkalischen pH-Werten.¹¹

Salz trocknet Zellen aus

Halophile Mikroben werden aufgrund ihrer Salzabhängigkeit in die moderat Halophilen und die extrem Halophilen eingeteilt. Während die moderat Halophilen Salzwasserkonzentrationen mögen, die etwa drei bis sechs Mal so hoch sind wie die der Nordsee (sie enthält 2,5 Prozent Kochsalz), wachsen die extrem halophilen bei einer sechs- bis zwölfmal so hohen Salzkonzentration. Gewöhnliche Zellen trocknen unter diesen Bedingungen sehr schnell aus, denn das Wasser aus dem Zellinneren diffundiert durch die Zellmembran nach außen, um das Konzentrationsgefälle auszugleichen. Biochemische Prozesse verlangsamen sich und die Zelle stirbt. In der Natur haben sich zwei Strategien entwickelt, diesen »Salz-Stress« zu vermeiden. Zum einen gibt es Organismen, die im wässrigen Cytoplasma ihrer Zellen soviel Kaliumchlorid (KCl) anreichern, dass der Druck gegen die Zellwand (Turgor) ausgeglichen wird. Dies trifft man hauptsächlich bei extrem halophilen Organismen an. Allerdings müssen die zellulären Maschinerien an diese extrem hohen intrazellulären Kaliumkonzentrationen angepasst werden. Dadurch ist das Wachstum der Organismen häufig auf einen engen Salzbereich begrenzt.

Eine weitaus flexiblere Strategie besteht darin, andere lösliche Stoffe im Zytoplasma anzureichern, die mit dem Stoffwechsel der Zelle verträglich sind. Auf diese Weise kann der Turgor der Zellen über einen weiten Bereich verändert werden. Dies ist vor allem für haloto-



lerante und moderat halophile Bakterien wichtig, die in Ökosystemen mit häufig schwankenden Salzkonzentrationen leben. Eine der wichtigen Fragen für die Grundlagenforschung ist dabei, wie die Zellen die Salzkonzentration des Mediums messen, wie Enzyme ihre Aktivität entsprechend verändern und die Expression der genetischen Information verändert wird. Diesen Fragen haben wir uns in den letzten Jahren an zwei Modellsystemen mit hoher ökologischer Relevanz gewidmet.

Ursprünge des Lebens in heißen Tiefseequellen

Zu den Salz liebenden Mikroorganismen gehören auch einige Methan bildende Archäen (Methanogene). Ihre Heimat sind zum Beispiel die Hyperthermalquellen der Tiefsee, die »schwarzen Raucher«. **1** Dort sind sie eines der ersten Glieder einer Organismen-Gemeinschaft, die in vollkommener Dunkelheit bei Temperaturen von bis zu 130 °C Energie aus Gasen gewinnen, die aus dem Erdinneren aufsteigen. Kohlendioxid und elementarer Wasserstoff werden zu Methan (Sumpfgas) umgesetzt. Viele Wissenschaftler sehen die Lebensgemeinschaften an den

schwarzen Rauchern und ihre Lebensweise, die nur in Archäen anzutreffen ist, als Ursprung des Lebens (siehe »Leben im All?«, S. 49). Für den Stoffwechsel sind eine Reihe von einzigartigen Enzymen und Kofaktoren mit ungewöhnlicher biochemischer Wirkweise entscheidend. ^{2/} Unser Labor hat sich in den letzten 20 Jahren vor allem mit der Art der Energiegewinnung befasst und dabei neuartige membrangebundene Enzyme entdeckt. ^{3/} Weitergehende Fragen nach der Struktur und Funktion werden jetzt im Sonderforschungsbereich »Molekulare Bioenergetik« untersucht. Da für die Methanogenen schon geringste Spuren von Sauerstoff tödlich sind, können sie im Labor nur in speziellen Inkubationskammern gezüchtet und manipuliert werden. **2**

Wichtige Hinweise, wie die Methanogenen mit ihrer Umwelt wechselwirken, erhielten wir aus der Entschlüsselung des Genoms unseres »Haustierchens«, des Archäons *Methanosarcina mazei*. Der Vergleich der Expressionsmuster sämtlicher Gene des Genoms in Salz-gestressten und nicht gestressten Zellen führte zur Entdeckung von 84 Genen, die differenziell in Abhängigkeit von den herrschenden Bedingungen reguliert werden. ^{4/} Dies sind 2,5 Prozent aller Gene der Zelle. Durch nachfol-

2 Ein typisches Anaerobenzelt in der Abteilung des Autors. Da die Mikroorganismen unter der Einwirkung von Sauerstoff sterben, sind die Zelte mit Stickstoff gefüllt. Der Experimentator reicht über die Handschuhe ins Zeltinnere.

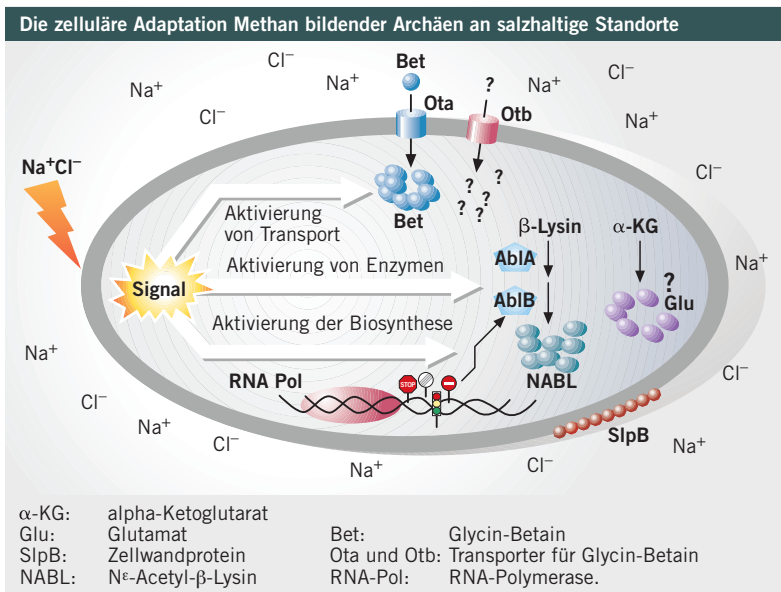
Die blutigen Wasser des Nils



Eine Anlage zur Gewinnung von Salz am Roten Meer in Eilat, Israel. Die rote Farbe stammt von den Carotinoiden der Mikroorganismen. Am Rande sind weiße, kristalline Ausfällungen (Salz).

Kochsalz (NaCl) ist essenziell für die Ernährung von Mensch und Tier, und das »Einsalzen« (Pökeln) ist das älteste Verfahren zur Haltbarmachung von Lebensmitteln. Daher hat Salz von jeher eine besondere Bedeutung für den Menschen. Handelsstraßen werden noch heute als Salzstraßen bezeichnet, in der

Namensgebung vieler Ortschaften spiegelt sich die Salzgewinnung wieder, wegen Salz wurden Kriege geführt und mit Salz wurde bezahlt. Noch heute erinnert die Bezeichnung für Lohn (Salär, engl. salary) an diese Bedeutung. Eine immer noch wichtige Methode der Salzgewinnung ist die Verdunstung von Meerwasser in großen, flachen Becken, wie sie für den Mittelmeerraum typisch sind. Von der Anwesenheit carotinoid-haltiger halophiler Archäen zeugt die rötliche Färbung des Wassers. Auch die Erscheinung des »blutigen Wassers« des Nils, eine der zehn Plagen Ägyptens, ist wahrscheinlich auf das Wachstum von Mikroben zurückzuführen. Aber auch die im Sommer anzutreffende Rotverfärbung von gesalzener Fisch geht auf das Wachstum der Mikroben zurück.

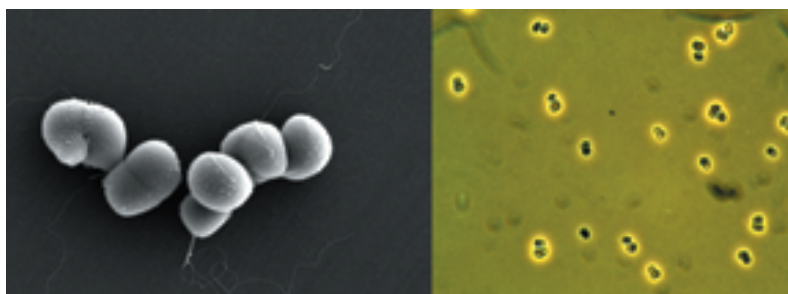


Das Modell basiert auf genomweiten Expressionsanalysen und physiologischen, biochemischen und genetischen Arbeiten der Arbeitsgruppe des Autors. Der Salzstress aktiviert Transportvorgänge und Enzyme für die Biosynthese von Osmolyten. Er führt darüber hinaus zur Expression von Genen, deren Produkte die Akkumulation von Osmolyten fördern. Der Biosyntheseweg für Glutamat und die Natur des »Signals« sind noch unbekannt. Neben den gezeigten sind noch weitere Adaptationen notwendig.

gende physiologische und biochemische Untersuchungen haben wir jetzt zum ersten Mal ein Bild der zellulären Antwort der Salzadaptation im methanogenen Archäon *M. mazei*. Bei Salz-Stress nimmt die Zelle das kompatible Solut Glycine-Betain auf, eine niedermolekulare Substanz, die ein Gegengewicht zur Salzkonzentration außerhalb der Zelle bildet. Erkennbar wird dies an der dramatisch erhöhten Expression des zugehörigen Transportergens (*ota*) und der zunehmenden Transportaktivität.

Steht kein Glycin-Betain im umgebenden Medium zur Verfügung, können die Zellen aber auch Solute selbst synthetisieren, um den Zelldruck auszugleichen. Bei mittelgroßen Salzgehalten bildet *M. mazei* zunächst Glutamat, bei höheren Konzentrationen ein neues Solut, das bisher nur in Methanogenen gefunden wurde: N^ε-Acetyl-β-Lysin. Dieses Solut wird in fast 1-molarer Konzentration akkumuliert, was für eine Zelle eine hohe Konzentration darstellt. Durch eine Kombination biochemischer und genetischer Methoden haben wir die Biosynthese von N^ε-Acetyl-β-Lysin aufgeklärt.

Neben der Zelldruck-Regulation produzieren die salzadaptierten Zellen aber auch Proteine für andere Prozesse: Diese pumpen die für die Zelle giftigen Natrium-Ionen aus den Zellen, stellen die Energieversorgung sicher, kontrollieren die Proteinfaltung oder verändern die Struktur der Zelloberflächen. Gerade letzteres war

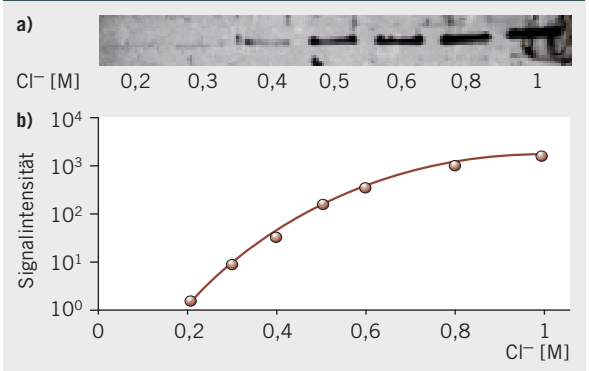


ein überraschendes Ergebnis. Die Produktion von Oberflächenproteinen mit höherer Ladungsdichte könnte zum Abfangen von Salzen auf der Oberfläche führen und zur Salztoleranz der Zellen beitragen.

Angepasst an schwankende Salzgehalte

In den Salzmarschen der Insel Sylt lebt das moderat halophile Bakterium *Halobacillus halophilus*. Es besitzt eine erstaunliche Fähigkeit, sich an starke Schwankungen des Salzgehalts in seiner Umgebung anzupassen. So wächst es bei Salzkonzentrationen zwischen 5 und 15 Prozent Kochsalz (NaCl) gleichbleibend gut. Nach der Überflutung mit Meerwasser haben die Salzmarsche zunächst die Konzentration des Meerwassers, bei Sonnenschein steigt sie aber durch Ausdunstung enorm an. In trockeneren Perioden wird die Salzkonzentration dann zusätzlich durch konstanten Eintrag von Salzwasser über den Meereswind erhöht. Neben dem Bedürfnis nach »Salz« zeichnet sich *H. halophilus* dadurch aus, dass es spezifisch Natrium-, Chlorid- und Magnesium-Ionen benötigt. Von Natrium- und Magnesium-Ionen war bereits bekannt, dass sie im bakteriellen Stoffwechsel eine entscheidende Rolle spielen. Eine Chlorid-Abhängigkeit war dagegen bisher unbekannt. Diese Entde-

Der zelluläre Flagellengehalt wächst mit der Chloridkonzentration



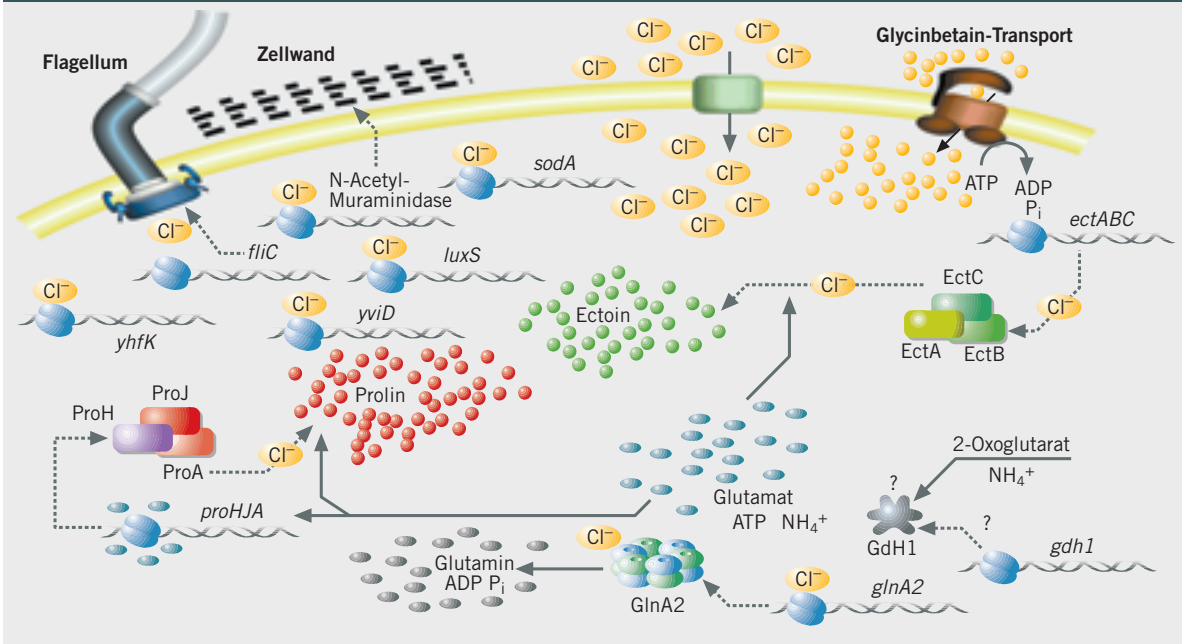
Fehlt *Halobacillus halophilus* das Chlorid, können die Zellen sich nicht mehr bewegen. Der Grund: Chlorid ist notwendig für die Synthese des Flagellin-Proteins, einer strukturellen Untereinheit der Geißel. Die Experimente wurden unter isoosmotischen Bedingungen und steigender Chlorid-Konzentration durchgeführt. Flagellin wurde in den Zellen immunologisch mittels eines Antikörpers gegen Flagellin aus *H. halophilus* (a) nachgewiesen. In (b) ist die Menge (Signalintensität) gegen die Chloridkonzentration aufgetragen.

ckung haben wir zum Anlass genommen, das Chlorid-Bedürfnis näher zu untersuchen und dessen molekulare Grundlagen zu entschlüsseln.

Durch vergleichende Analysen des Proteinmusters von Zellen, die unter verschiedenen Bedingungen gewachsen sind, haben wir einen Zusammenhang mit dem bakteriellen Bewegungssystem gefunden. Es gibt Proteine, die nur in Gegenwart von Chlorid nachzuweisen sind. Eins davon ist die strukturelle Untereinheit der Geißel (Flagellum), mit der Bakterien sich fortbewegen. Fehlt das Chlorid, können die Zellen sich nicht mehr bewegen. Wir

Der prokaryotische Modellorganismus *Halobacillus halophilus* in elektronenmikroskopischer (links) und lichtmikroskopischer (rechts) Aufnahme.

Das Chlorid-Regulon von *Halobacillus halophilus*

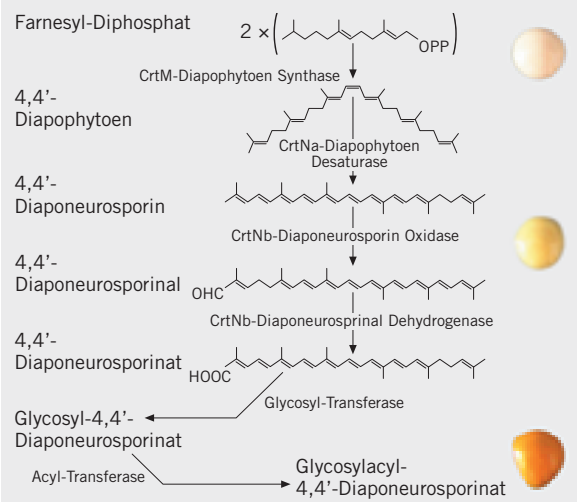


6 Chlorid wird in die Zellen aufgenommen und aktiviert dort die Expression von Genen wie *fliC*, *yviD*, *luxS*, *yhfK* und einer N-Acetyl-Muraminidase. Daneben sorgt Chlorid dafür, dass die gezeigten Enzyme für die Biosynthese der kompatiblen Solute in ausreichender Menge zur Verfügung stehen. Für die Aufrechterhaltung des Zelldrucks (Turgors) wird, basierend auf experimentellen Daten, ein zweistufiges Modell vorgeschlagen. Bei intermediären Salzkonzentrationen bildet der Organismus zunächst Glutamat und Glutamin, wobei deren Konzentration über Chlorid als Messgröße eingestellt wird. Steigt die externe Salzkonzentration weiter, übersteigt die interne Glutamatkonzentration einen Schwellenwert und aktiviert die Biosynthese von Prolin. Bei höheren Salzkonzentrationen liegen dann hauptsächlich Prolin und Ectoin als Solute vor.

Leben im All?

Ursprüngliche Lebensformen, wie die unter strikt sauerstofffreien Bedingungen lebenden Methanogenen in den »schwarzen Rauchern« der Tiefsee, könnten das Leben auf unserem Planeten begründet haben. Solche Lebensformen werden auch immer wieder als Modelle für mögliche außerirdische Lebensformen genommen, einer der Gründe, warum der Nachweis von Methan auf fernen Planeten für verhaltene Aufregung sorgt. Halophile Mikroben wachsen nicht nur bei hohen Salzkonzentrationen, sondern auch bei größerer Trockenheit. Wenn Prokaryonten auf der Erde in trockenen Gebieten wachsen, könnten sie dies möglicherweise auch auf fernen Planeten, auf denen wir kein Wasser nachweisen können.

Hypothetischer Biosyntheseweg eines neuen Carotinoids aus *Halobacillus halophilus*



7 Carotinoide wie das β -Carotin werden weltweit großtechnisch produziert, etwa als fargebende Komponente oder als Pro-Vitamin A in der Lebensmittelindustrie. Auch in Bräunungsmitteln und Lichtschutzcremes kommt es vor. Der Biosyntheseweg eines neuen Carotinoids aus *H. halophilus* wurde durch biochemische und genetische Analysen in Zusammenarbeit mit Prof. Gerhard Sandmann, Institut für Molekulare Biowissenschaften der Goethe-Universität, aufgeklärt.

konnten nachweisen, dass die Zugabe von Chlorid für die Synthese des Flagellin-Proteins essenziell ist. **5** Dies war der erste Nachweis einer Chlorid-abhängigen Genexpression und Proteinproduktion in Prokaryonten.

Interessanterweise zeigt *H. halophilus* einen salzabhängigen Wechsel seiner Strategie, je nachdem, wie hoch die Salzkonzentration in seiner Umgebung ist. **6** Durch genetische und biochemische Analysen, die Genexpression, Proteinbildung, enzymatische Aktivitäten und Produktbildung einschlossen, konnten wir zeigen, dass die Zellen über die Chlorid-Konzentration des Mediums die Glutamat- und Glutaminkonzentration innerhalb der Zelle einstellen.^{16/} Übersteigt die Glutamatkonzentration einen bestimmten Schwellenwert, beginnt die Produktion von Prolin.^{17/} Die Expression der Prolin-Biosynthesegene wird dramatisch durch die Glutamatkonzentration in den Zellen beeinflusst. Aufgrund dieser Erkenntnisse postulieren wir einen neuartigen, zweistufigen Mechanismus der Salz-Messung innerhalb der Zelle. Im ersten Schritt dient Chlorid als Signalmolekül für die Glutamatbildung. In einem zweiten Schritt dient dann Glutamat als weiterer Botenstoff, der die Prolinbildung in Gang setzt.

Neben der Biosynthese von Soluten ist Chlorid auch für die Aufnahme von Glycin-Betain essenziell. Viele weitere, hier nicht erwähnte zelluläre Prozesse konnten wir als Chlorid-abhängig identifizieren. *H. halophilus*

verfügt damit über das erste Chlorid-abhängige Regulationsnetzwerk, das in Prokaryonten gefunden wurde. **6** Weitere molekulare Details sind Gegenstand zusätzlicher Untersuchungen, die durch die Entschlüsselung des Genoms von *H. halophilus* künftig deutlich erleichtert werden. Das Genom haben wir in Zusammenarbeit mit Prof. Dieter Oesterhelt vom Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried zwei Tage vor Weihnachten 2007 vollständig entschlüsselt.

Schutz für gealterte, trockene oder irritierte Haut

In der Lebensmittel-Biotechnologie stellt man mit Halophilen Sauerkraut, eingelegte Gurken und andere fermentierte Lebensmittel durch Milchsäuregärung her. Für die Herstellung von Sauerkraut wird das Material luftdicht verschlossen und mit etwa 1,5 Prozent des Eigengewichtes mit Kochsalz versetzt. Das Salz verhindert, dass ungewünschte Mikroorganismen wachsen und fördert die Gärung von Milchsäurebakterien, die eine salzreiche Umgebung tolerieren. In anderen, asiatischen Lebensmitteln wie Sojasauce, die ebenfalls unter Beteiligung der Milchsäuregärung entstehen, ist die Salzkonzentration sogar noch höher.

Bei moderneren biotechnologischen Anwendungen mit halophilen Mikroben stehen Carotinoide und kompatible Solute im Zentrum des Interesses. Carotinoide wie das β -Carotin, das in der Natur in der Alge *Dunaliella* vorkommt, werden weltweit großtechnisch produziert. Sie schrieben die erste Erfolgsstory in der biotechnologischen Nutzung halophiler Organismen: In der Lebensmittelindustrie dient das β -Carotin als farbgebende Komponente, als Pro-Vitamin A und als Zusatz zu »Designer health food«. In Kosmetika kommt es in

Bräunungsmitteln und Lichtschutzcremes vor. **7** Daneben haben die kompatiblen Solute aus Halophilen in den letzten Jahren einen wahren Boom in der Biotechnologie ausgelöst. Solute wie die Tetrahydropyrimidine Ectoin und Hydroxyectoin, die zuerst in dem photosynthetischen Bakterium *Ectothiorhodospira* gefunden wurden, können Proteine, Enzyme, DNA, Membranen und auch ganze Zellen effektiv schützen gegenüber Salz-Stress, aber auch Hitze, Trockenheit und Einfrieren. Ectoin wird kommerziell mit Hilfe eines Verfahrens produziert, das sich »Bakterienmelken« nennt. Die Kosmetikbranche verwendet es als Feuchtigkeitsmittel zur Pflege gealterter, trockener oder irritierter Haut. Daneben hat es erstaunliche, teilweise noch nicht verstandene positive Effekte auf das hauteigene Immunsystem.

Die biotechnologische Anwendung von Produkten aus Halophilen hat gerade erst begonnen. Die Biodiversität der Halophilen läßt neue Solute wie das hier vorgestellte N^{ϵ} -Acetyl- β -Lysin erwarten. Dieses Solut wurde bisher nur in Methanogenen gefunden. Ob ihrer schwierigen Kultivierung, die nur wenige Arbeitsgruppen beherrschen, ist das Studium der biotechnologischen Anwendung von N^{ϵ} -Acetyl- β -Lysin noch nicht weit fortgeschritten. Durch die Fortschritte der Molekularbiologie und Genetik der Methanogenen kann dies aber in naher Zukunft in Angriff genommen werden. *H. halophilus* produziert auch Ectoin und die Biosynthese-Enzyme sind bekannt. Die geplanten Veränderungen ihrer Struktur sollen Produkte mit neuen Eigenschaften hervorbringen. Darüber hinaus haben wir in Zusammenarbeit mit Prof. Gerhard Sandmann im Institut für Molekulare Biowissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität ein neues Carotinoid in *H. halophilus* gefunden, dessen biotechnologisches Potenzial noch überprüft werden muss.

Standorte mit extremen Lebensbedingungen wie heiße Quellen, Sodaseen, Salzwüsten und die Polargebiete besitzen eine reichhaltige Biodiversität, deren Ökophysiologie wir erst zu verstehen beginnen. Neben grundsätzlich neuen Stoffwechselltypen und Anpassungsstrategien, die es dort zu entdecken gibt, bergen diese Organismen ein enormes Potenzial für die Anwendung. Inzwischen gibt es von einer Kultivierung im Labor unabhängige, molekulare Verfahren, mit denen wir die Gesamt-DNA aller Lebewesen eines Standorts isolieren und auf ihre Eignung zur Produktion interessanter Proteine überprüfen können. Dies ist ein beachtlicher Fortschritt, der für die Biotechnologie ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. ♦

Literatur

- | | | | |
|---|--|---|--|
| <p>^{1/1} Ventosa, A., Nieto, J.J., and Oren, A., (1998), <i>Microbiol. Mol. Biol. Rev.</i>, 62, S. 504–544.</p> <p>^{1/2} Thauer, R.K., (1998), <i>Microbiology</i>, 144, S. 2377–406.</p> | <p>^{1/3} Deppenmeier, U. and Müller, V., <i>Life close to the thermodynamic limit: how methanogenic archaea conserve energy</i>, in <i>Results Probl. Cell. Differ.</i>, D. Richter and H. Tiedge, Editors, 2007, Springer: Heidelberg.</p> | <p>^{1/4} Pflüger, K., Müller, V., et al., (2007), <i>FEMS Microbiol. Lett.</i>, 277, S. 79–89.</p> <p>^{1/5} Roeßler, M. and Müller, V., (1998), <i>Appl. Environ. Microbiol.</i>, 64, S. 3813–3817.</p> | <p>^{1/6} Saum, S. H., Müller, V., et al., (2006), <i>J. Bacteriol.</i>, 188, S. 6808–6815.</p> <p>^{1/7} Saum, S. H. and Müller, V., (2007), <i>J. Bacteriol.</i>, 189, S. 6968–6975.</p> |
|---|--|---|--|

Der Autor



Prof. Dr. Volker Müller, 48, entdeckte bereits während seines Biologiestudiums an der Georg-August-Universität Göttingen seine Liebe zu anaeroben Prokaryonten. Er promovierte 1987 bei Prof. Gerhard Gottschalk mit einer Arbeit zur Bioenergetik der Methanogenese. 1989 ging er mit einem Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für knapp zwei Jahre an die Yale University (Department of Molecular Biophysics and Biochemistry), wo er im Labor von Prof. Robert Macnab an der Biogenese des Flagellenmotors arbeitete. In Göttingen führte er seine Arbeiten zur Methanogenese fort und begann zusätzlich, die Bioenergetik der acetogenen Bakterien zu studieren. Nach seiner Habilitation für »Mikrobiologie« (1994) erhielt er 1995 ein Heisenberg-Stipendium der DFG, das ihn auch in das Labor von Prof. Tom

Stevens, Eugene, Oregon, USA, führte. 1997 folgte er einem Ruf auf eine Professur für Mikrobiologie an die Ludwig-Maximilians-Universität München. Dort begann er seine Arbeit zur Physiologie der halophilen Prokaryonten. Seit 2004 ist Volker Müller Professor für Mikrobiologie an der Universität Frankfurt. 2005 wurde er Direktor des neu gegründeten Instituts für Molekulare Biowissenschaften, 2007 Direktor des Centers für Membrane Proteomics und seit 2007 ist er Dekan des Fachbereichs Biowissenschaften. Seine Arbeiten werden über die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Sonderforschungsbereichen und Schwerpunktprogrammen gefördert.

VMueller@bio.uni-frankfurt.de

Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheim

traditionell



Campus Riedberg

modern

... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,
die Ihnen etwas anderes als
Hotels, Kongress-Center und
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheim und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.campuslocation-frankfurt.de. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.

Muslimische Frauen in Moscheen – zwischen Tradition und Innovation

Emanzipationsprozesse: Auf der Suche nach einem eigenen intellektuellen Zugang zum Islam



Eine 16-Jährige berichtet von einem »coolen« Mädchen-Sommerncamp der »Muslimischen Jugend in Deutschland«. Sie ist die Tochter eines Arztes und eines weiblichen Vorstandsmitglieds einer liberalen muslimischen Gemeinde in Bielefeld, trägt kein Kopftuch, demonstriert vielmehr einen sportlich lässigen Habitus. Die akademisch gebildete Familie hat einen ägyptischen Migrationshintergrund und ist religiös aktiv. Dies ist nur eine Facette der vielen Möglichkeiten, wie Musliminnen in Deutschland religiöse Traditionen im sozialen Kontext erlernen. Im Vergleich zu Herkunftsländern und zum historischen Kontext sind Neuerungen, aber auch stabile Elemente zu beobachten.

Orthodoxie statt »Magie« des Volksislam

In den vergangenen Jahren hat die Zahl der akademisch-theologisch gebildeten Frauen im Orient wie in Deutschland deutlich zugenommen; gleichzeitig veränderten sich ihre

religiösen Observanzen, das heißt die religiöse Praxis sowie damit verbundene Intentionen: An die Stelle eines von unmittelbarer religiöser Erfahrung geprägten Volksislam mit Praktiken wie Gelübden, religiöser Musik und »Magie« treten Orthodoxie und Orthopraxis, Frauen erlernen den Lebensvollzug gemäß der Sunna, dem Vorbild des islamischen Propheten. Zudem erschließen sich Musliminnen neue Berufsfelder und vernetzen sich international.

Um den Wandel von Religion in der modernen Gesellschaft zu untersuchen, eignen sich muslimische Frauen offenbar besonders gut: Ihr Umgang mit der Moderne erfolgt nicht ohne Brüche, aber auch nicht ohne Reminiszenzen an Bewährtes. Dies lässt den scheinbaren begrifflichen Antagonismus von »Religion« als landläufig konservativ und »Moderne« als progressiv hinterfragen. Zur theoretischen Betrachtung der beobachteten Phänomene sei auf ein Begriffsverständnis von »Tradition« verwiesen, das diese gleichzeitig

als Erneuerung definiert. Besonders deutlich macht dies der Marburger Religionswissenschaftler Michael Pye: »Thus, while people sometimes speak of ›a tradition‹, by which they mean a more or less precisely fixed cultural element, the more interesting usage in the study of religion is ›tradition‹ understood as the act of handing on, which implies process and movement.«¹¹ Pye betont, dass Tradition eben nicht im Wortsinn schlicht Erhaltung feststehender Elemente bedeute, sondern dass im Prozess des Tradierens gleichzeitig immer eine Anpassung an zeitspezifische Umstände erfolgt. Aus einer jeweiligen Gegenwart heraus werden Inhalte interpretiert und nicht zuletzt medial zeitspezifisch aufbereitet. All dies ist vernetzt mit dem im Folgenden schwerpunktartig verfolgten sozialen Kontext der Weitergabe von Religionen.

Die Weitergabe religiösen Wissens

Zunächst ein Blick auf etablierte Formen der Weitergabe religiösen Wissens: Frauen spielten und spielen bei den Prozessen religiöser Wissensvermittlung stets eine Rolle, man denke nur an die Prophetengattin ʿAʿisha: Die dritte und jüngste der neun Frauen Muhammads gilt als Vorbild an Frömmigkeit, als Übermittlerin der »Hadithe«, der Aussprüche und beispielhaften Taten des Propheten, und als Autorität in der Auslegung des Korans und somit als Tradentin islamischer Überlieferungen. ʿAʿisha wird auch als »Mutter der Gläubigen« (*umm al-muʿminin*) bezeichnet. Wie in vorislamischer Zeit¹² bildeten Frauen – in der Geschichtsschreibung selten fokussiert – auch im Islam ein System von Funktionsträgerinnen heraus, die überwiegend im gesellschaftlichen Raum der Frauen agierten. So wissen wir von Frauen, die an Höfen oder in Haushalten der Oberschicht als religiöse Lehrerinnen (*muʿallimat*) weibliche Harems unterrichteten, Frauen standen als

spirituelle und organisatorische Oberhäupter (*shaikhah*) Zweigen von mystischen Sufi-Orden vor oder waren als Predigerin (*wa'iza*) im privaten weiblichen Umfeld tätig.^{13/}

In jüngerer Zeit informieren darüber ethnologische Studien.^{14/} Die Orientalisten Robert und Elizabeth Fernea beobachten Ende der 1980er Jahre in ihrer Arbeit zu Formen der Glaubenspraxis bei Frauen im Irak, dass diese sich informell, das heißt unregelmäßig und privat, zu religiösen Veranstaltungen mit Festcharakter zusammenfinden. Diese Feiern nennt man *qraya* (von arab. *qira'a*, »Rezitation«). Dabei kommt eine Predigerin, *mullah* genannt, eine respektable Dame mit zwei jüngeren Assistentinnen, in ein Haus, wo sie unter eingeladenen weiblichen Gästen aus einem Repertoire von Koransuren und religiösen Überlieferungen rezitiert. Die Frauen stimmen Wechselgesänge an, die einen ekstatischen Charakter haben und die Anwesenden in sufiähnliche Trance versinken lassen. Bei der Feier spielen zudem persönliche Gelübde eine große Rolle, die als Höhepunkt der Aktivitäten geleistet werden, dabei verpflichten sich die Anwesenden gegenüber Gott zu bestimmten oft karitativen »Leistungen« in der Hoffnung, dass ihre existenziellen Bedürfnisse in Erfüllung gehen.

Professionalisierung: Akademische Ausbildung für Predigerinnen

In den vergangenen Jahrzehnten machten immer mehr weibliche Funktionsträgerinnen eine akademische Ausbildung; diese Professionalisierung geht auch mit einer Veränderung des Islam einher, so dass sich die orthodoxe Lehre mit Bindung an Koran und *Schari'a* verstärkt hat, das mystische Erleben des Glaubens dagegen an Bedeutung verliert. Die türkische Diyanet-Organisation, das Amt für Religiöse Angelegenheiten, stellt Frauen mit Universitätsexamen im Fach Theologie als Predigerinnen (türkisch *va'ize*) oder Telefonseelsorgerinnen an, die in der *Schari'a*, dem islamischen Recht, ausgebildet sind und sich ausschließlich um Frauen kümmern.^{15/} Sie bieten auf den Einzelfall bezogen islamisch-juristische Unterstützung und Beratung an in schwierigen Lebenslagen wie Abtreibungen oder Scheidungen. Vor-



dergründig folgen die in solchen Berufen tätigen Frauen meist einem traditionellen Rollenbild und einer Bekleidungsnorm, zu der oft das Kopftuch gehört. Dazu passt auch das Berufsbild der »öffentlich unsichtbaren« Telefonseelsorgerin.

Gleichzeitig bilden Akademikerinnen, Theologinnen oder islamische Juristinnen in der gesamten islamischen Welt Netzwerke, in denen sie mittels moderner Medien die Interessen von muslimischen Frauen in den Blick nehmen und vertreten. Dabei entwickelt sich durchaus Konkurrenz zu etablierten männlichen Funktionsträgern, wenn beispielsweise Möglichkeiten zur Scheidung für Frauen thematisiert und im Gegensatz zur klas-

sischen Interpretation, die Scheidungsmöglichkeit obliege primär dem Mann, paritätisch interpretiert werden. Ein Beispiel ist die in Asien einflussreiche Gruppe »Sisters in Islam«: Die 1988 begründete Nichtregierungsorganisation steht für einen Islam, der mit Gleichberechtigung, Gerechtigkeit und Demokratie vereinbar ist und die in den vergangenen Jahren zunehmend regressive Auslegung der *Schari'a* zurückweist. In ihrer Arbeit versucht die Organisation beispielsweise Einfluss auf neue Gesetzesvorhaben zu nehmen.

Diese Entwicklung wäre ohne die Emanzipationsbewegung im Orient nicht denkbar. Sie lässt sich bereits im 19. Jahrhundert, nahezu zeitgleich und in Interdependenz

Korankurs für
ältere Frauen.

Formen traditioneller
Frömmigkeit.





Diskussionsfreudige Musliminnen.

mit europäischen Entwicklungen, dokumentieren. Bereits 1873 wurde in Kairo die erste Mädchenschule eingerichtet^{16/}, 1899 forderte der Ägypter Qasim Amin in seinem damals aufsehenerregenden Werk »Die Befreiung der Frau« (*Tahrir al-mar'a*)^{17/}, den Schleier abzulegen, um die bisher gesellschaftlich unsichtbare Hälfte der Bevölkerung an den Entwicklungen der Moderne aktiv zu beteiligen. Eine interessante Nuance zu westlichen Entwicklungen lässt der Briefwechsel zweier Schriftstellerinnen vom Beginn des 20. Jahrhunderts spüren: Die Autorinnen, Bahithat al-Badya und May Ziyada, die hier stellvertretend für eine verbreitete Position stehen, hielten bei allem Bestreben nach aushäusiger Berufstätigkeit immer an der Selbstverständlichkeit der Mutterschaft und des Familienlebens fest.^{18/} Die zunächst säkulare Emanzipationsbewegung, in der Türkei vor allem durch Atatürk propagiert, wurde anfangs insbesondere von den Oberschichten des

gesamten Orients getragen und erhielt durch ihre Rezeption seitens religiös konservativerer Kreise in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue Facetten. So scheint gerade eine Berufstätigkeit in zur Religion affinen Kontexten wie dem Bildungs- oder Moscheesektor eine Möglichkeit für Frauen, sich berufliche Räume zu erschließen, ohne dass dies als Verstoß gegen konservative Normen der klassischen Frauenrolle gewertet würde. Die Emanzipationsbewegung und im traditionellen Sinne konservative Kreise vermischen sich zusehends: Die Frauen wollen Kopftuch tragen, in einem frommen Milieu leben und gleichzeitig studieren oder berufstätig und Mutter sein, was erstaunlicherweise oft funktioniert.

Autoritätsgefüge: Frauen in Frankfurter Moscheen

Vor diesem Hintergrund entsteht im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojektes mit religionswissenschaftlichen und praktisch-theologischen Anteilen zum Thema »Tradition« im urbanen Kontext Frankfurts eine religionswissenschaftliche Teilstudie: Wie stellt sich mit Blick auf den polyvalenten und seinerseits weiterzuentwickelnden Begriff der Tradition die Situation muslimischer Frauen in Frankfurter Moscheen in einer qualitativ-empirischen Untersuchung dar? Welche soziale Rolle spielen Frauen in Prozessen der Weitergabe religiösen Wissens? Autoritätsgefüge- und

-gefüge zeichnen die sozialen Systeme im Orient aus – und dies von den Anfängen des Islam bis heute: Patron- und Klientenverhältnisse, Lehrer-Schüler-Ketten bei Sufis, im Familienkreis spielt traditionell der Gehorsam Älteren gegenüber eine große Rolle. Die Istanbul Soziologin Leila Neyzi arbeitet dies in ihrer Studie zum Wandel des Begriffs der Jugend in der modernen Türkei heraus.^{19/} Insofern verwundert es nicht, wenn auch ein Frauen-Unterrichtskreis der – zum großen türkischen Dachverband DITIB zugehörigen – Frankfurter Innenstadt-Moschee dieses Autoritätsgefüge aufzeigt: Die zehn Frauen, alle etwa Anfang Zwanzig und meist Studentinnen unterschiedlichster Fächer, behandeln ihre 40-jährige Lehrerin, die ein Studium der Theologie an der Universität Ankara absolviert hat, mit großem Respekt. Wenn die Predigerin beispielsweise eine Koransure erläutert, stellen die Teilnehmerinnen primär Verständnisfragen, das Gesagte wird kaum öffentlich hinterfragt. Die Aussagen der Predigerin scheinen ihnen Leitfaden und Verhaltensnorm zu sein. Im Interview wiederholen die Schülerinnen, dass sie die *vaize* – die dem Imam im Rang gleichgestellt ist, allerdings in ganz Hessen keine Kollegin hat – für eine absolute Autorität in religiösen Fragen halten. Vergleichbares beobachtet derzeit Anna Neubauer, Ethnologin aus Neuchâtel, in einer Studie zu weiblichen Sufis in Istanbul: Das weibliche Ordensoberhaupt, Çemalnur Sargut, die auch in Frankfurt einen Kreis von Schülern und Schülerinnen um sich versammelt, strahlt religiöse Autorität aus – qua Amt und gleichzeitig durch ihre charismatische Persönlichkeit. Offensichtlich scheint sich die hierarchische Interaktion von Schülerinnen mit ihrer religiösen Funktionsträgerin auch unter den Vorzeichen der Migration zu erhalten. Vielleicht suchen Musliminnen in der Migration im Rahmen ihrer komplexen Identitätsfindung sogar besonders die religiöse Autorität der Lehrenden.

Die religiösen Veranstaltungen für und von Frauen weisen im Orient traditionell auch ein Element der Kontaktpflege auf, wobei sich für die außenstehende Betrachterin dabei Zeichen für eine weniger hierarchische und mehr egalisierende Interaktion aufdrän-

Die Autorin

Prof. Dr. Bärbel Beinhauer-Köhler, 40, forscht und lehrt seit 2006 als Professorin für Religionswissenschaft im Fachbereich Evangelische Theologie an der Goethe-Universität. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind islamische Institutionen im Bereich von Bildung und Wohlfahrt sowie Genderkonstruktionen im Kontext von Religion. Ihr besonderes Interesse gilt der Umsetzung theologischer Normen in die religiöse Praxis, also dem Spannungsverhältnis zwischen Norm und lokaler Variante, dazu gehört auch das Verhältnis von vermeintlich überzeitlicher »Tradition« zur jeweiligen Neuinterpretation. beinhauer-koehler@em.uni-frankfurt.de www.evtheol.uni-frankfurt.de/rw/personen/beinhauer-koehler/index.html

gen. Ein Beispiel für solche religiösen Zusammentreffen im Orient: Eine Frau im Iran veranstaltet (in Ablauf und hinsichtlich der Beteiligten vergleichbar mit der *qraya* im Irak) eine so genannte *sofra*, wenn sie ein religiöses Gelübde gesprochen hat. Die etymologische Wurzel des Festes *sofra*, was »Tischtuch« bedeutet, verweist auf die angesprochene soziale Ebene des Geschehens: Alle Frauen speisen, unabhängig von ihrem sozialen Status, miteinander.

Auch im Frauenkreis in Frankfurt spielt diese Ebene des gemeinschaftlichen Mahls, wenn auch nicht direkt als religiöser Ritus, eine wichtige Rolle. Die regelmäßige dreistündige Sitzung wird von einer zirka einstündigen Pause unterbrochen, während der reichlich mitgebrachte Speisen verzehrt werden und über Alltagsthemen, aber auch informell über religiöse Fragen, gesprochen wird. Offensichtlich entspricht das gemeinsame Essen einer verstetigten Norm der Interaktion gerade unter Frauen. Religiöses und soziales Leben sind bei Unterrichts-



veranstaltungen wie auch bei verschiedenen anderen Anlässen in Moscheegemeinden kaum zu trennen. Dabei lässt sich beobachten, dass die weibliche Autorität in den Unterrichtspausen eine neue Rolle annimmt: ein eher freundschaftli-

ches oder familiäres Tante-Nichte- oder Mutter-Tochter-Verhältnis zu den Schülerinnen.

Worin besteht nun in diesem Kontext das innovative Moment, das den Begriff der Tradition im Sinne Pyes rechtfertigt? Bei genau-

Moderne Sufis in Istanbul.

Anzeige

IHR JOB: DIE VISION

UNSER JOB: DIE MARKTREIFE UMSETZUNG

EINE UNTERNEHMENSGRÜNDUNG ODER EINE PRODUKTEINFÜHRUNG MUSS GRÜNDLICH VORBEREITET WERDEN. NUR SO KÖNNEN SIE ALS UNTERNEHMER IHRE CHANCEN NUTZEN, RISIKEN RICHTIG EINSCHÄTZEN UND REDUZIEREN.

DIESE SCHAFFUNG VON CHANCEN UND MINIMIERUNG VON RISIKEN IST UNSERE AUFGABE. WIR UNTERSTÜTZEN SIE BEI DER KOMMERZIELLEN BESCHREIBUNG IHRES PRODUKTES, ENTWICKELN DEN NÖTIGEN MARKETINGPLAN UND BEGLEITEN SIE BEI DER KOMPLETTEN MARKTEINFÜHRUNG.

DIE RINKER CONSULTING GMBH UNTERSTÜTZT SIE ABER NICHT NUR BEI DER ENTWICKLUNG VON NEUEM, SONDERN STELLT SICH IHNEN AUCH BEI DER VERBESSERUNG VON LAUFENDEN GESCHÄFTSABLÄUFEN ZUR SEITE. EINE SICHTUNG DES VORHANDENEN UND DESSEN STÄNDIGE FORTSCHRIBUNG IST HEUTE UNVERZICHTBAR.

RINKER CONSULTING GMBH

UNTERNEHMENSGRUPPE

WEITERE INFORMATIONEN ODER TERMINVEREINBARUNGEN
UNTER (0 69) 366 03 142 ODER WWW.RINKER-CONSULTING.DE





Muslimische Studentin mit ihren Kommilitoninnen.

erer Betrachtung der zunächst aus dem Orient übernommenen sozialen Formen scheinen sich dennoch die Vorzeichen geändert zu haben: Einerseits sind die Frauenkreise flexibler als noch in einem ländlichen Kontext, wie ihn Fernea und Fernea für den Irak beschrieben haben. Es ist eben kein privater, auf einer Familie und Freundinnen basierender Kreis, der eine religiöse Autorität ins Haus lädt, sondern in der Moschee, im öffentlichen Raum, führen, hier von Diyanet und DITIB beauftragte, religiöse Spezialistinnen Veranstaltungen für andere Frauen durch. Zirka 30 Prozent der Frauen haben einen nicht-türkischen marokkanischen und pakistanischen Hintergrund und

sind durch Mundpropaganda im Rhein-Main-Gebiet auf die akademisch ausgebildete Predigerin aufmerksam geworden.

Identitätssuche der Migrantinnen jenseits der von den Eltern vermittelten Traditionen

Dabei bestätigt sich eine Besonderheit, die unterschiedlichsten Studien zufolge die aktuelle Generation von Migrantinnen in Deutschland auszeichnet: So ist im Rahmen der Identitätssuche eine »Intellektualisierung«^{110/} zu beobachten. Frauen wie Männer möchten auf kognitiver Ebene wissen, was den Islam ausmacht, um eigene Lebensfragen als Muslime in einem deutschen

Lebensumfeld zu beantworten. Früher stand für Frauen die religiöse Teilhabe, dazu gehören Praktiken wie Gelübde oder der oft mit Ekstase verbundene Gesang, im Mittelpunkt. Die Bremer Religionswissenschaftlerin Gritt Klinkhammer schildert in ihrer Studie zur modernen Lebensführung von Türkinnen in Deutschland einen Typus, der den eigenen Islamzugang nahezu als Konversionserlebnis beschreibt: Die Befragten grenzen ihre Suche nach dem »wahren« Islam von der »traditionellen« Religionsausübung der Eltern ab. Ganz ähnlich äußern sich die Schülerinnen im Frankfurter Frauenkreis, die den orthodoxen sunnitischen Islam in seinen Normen kennenlernen wollen, um ihn vom »Aberglauben« ihrer Mütter zu trennen. Hier deutet sich ein Generationskonflikt an. Der weibliche Islam ist also durchaus sozial in Bewegung.

Verwoben: Religion und Moderne

Es ist nicht monokausal zu beantworten, ob es eher die Bedingungen der auch im Orient zu beobachtenden Moderne oder die der Migration sind, die die sozialen Gefüge bei der Traditionsvermittlung in Kreisen islamischer Frauen in Rhein-Main prägen. Fest steht jedoch, dass – bei gleichzeitigem Rekurs auf konservative Elemente wie weibliche religiöse Autoritäten oder das gemeinschaftsstiftende Mahl – neue soziale Formen der Tradierung entstehen; dies ist vor allem verbunden mit einer individuellen Reflexion über die Religion. Wir erinnern nur an das Mädchencamp der »Islamischen Jugend Deutschland«. Religion und Moderne bilden also ein kaum auflösbares Gewebe. ♦

Anmerkungen

^{11/} Pye, Michael (1991), *Religious Tradition and the Student of Religion*, in: Armin W. Geertz, Jeppe S. Jensen (Hrsg.), *Religion, Tradition and Renewal*, Aarhus S. 29–36, hier 29.

^{12/} Köhler, Bärbel »Die Frauen in al-Waqidis *Kitab al-magazi*«, in: ZDMG 147/2 (1997),

S. 303–353, hier 333.

^{13/} Siehe u. v. a. Walter, Wiebke (1980), *Die Frau im Islam*, Stuttgart u. a., S. 44, 80; Schimmel Annetta (1992), *Mystische Dimensionen des Islam*, München, S. 615; Beinbauer-Köhler, Bärbel (2002), *Prädict. 3. Islam*, in: *Enzyklopädie des*

Märchens. *Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, herausgegeben von Rolf. W. Brednich u. a., Bd. X, Berlin/New York, S. 1253–1256.

^{14/} Fernea, Robert und Elizabeth (1992), *Variation in Religious Observance among Islamic Women*, in:

Nikki R. Keddie (Hrsg.), *Scholars, Saints and Sufis*, Berkeley, S. 385–401.

^{15/} Çolak, Yasar (2005), *Religiöse Dienstleistungen in der Türkei*, in: Bärbel Beinbauer-Köhler, Matthias Benad, Edmund Weber (Hrsg.), *Diakonie der Religionen*, 2. Schwerpunkt Islam,

Frankfurt a. M., S. 11–22, hier 17, 21 f.; Jouili, Jeanette S., Amir-Moazami, Schirin, *Knowledge, Empowerment and Religious Authority among Pious Muslim Women in France and Germany*, in: *The Muslim World* 96 (2006), S. 617–642.

^{16/} Stowasser, Karl (1989), *Rifa'a al-*

Tahtawi. *Ein Muslim entdeckt Europa*, München, S. 322.

^{17/} Amin, Qasim (1992), *Die Befreiung der Frau*, Würzburg.

^{18/} Teilübersetzung in Taufiq, Suleman (1988), *Frauen in der arabischen Welt. Erzählungen*, München, S. 35–47.

^{19/} Leyla Neyzi, »Object or Subject? The Paradox of Youth in Turkey«, in: *Journal of Middle Eastern Studies* 33 (2001), S. 411–432.

^{110/} Klinkhammer, Gritt (2000), *Moderne Formen islamischer Lebensführung*, Marburg, S. 130 f.

»Das gnädige Schicksel erbarmete sich dieser Finsternis und ließe der Teutschen Kunst-Welt eine neue Sonne aufgehen«

Joachim von Sandrart (1606–1688) – Künstler und Weltenbürger aus Frankfurt

Die Rückkehr nach Deutschland war voller Gefahren: Als sich der deutsche Maler Joachim von Sandrart **1** im Mai 1635 in Rom auf den Weg zurück in seine Heimatstadt Frankfurt am Main begab, musste er ein Land durchqueren, das sich seit vielen Jahren im Kriegszustand befand. War es vielleicht die Hoffnung auf Frieden gewesen, die den Künstler bewogen hatte, in den Norden zurückzukehren, so tat er dies ausgerechnet in dem Jahr, das gemeinhin als das verheerendste des Dreißigjährigen Kriegs bezeichnet wird, das Jahr, in dem nach kurzer Hoffnung auf Frieden Deutschland zum Schauplatz eines europäischen Krieges wurde.

Lange hielt es ihn nicht in Frankfurt: Aus den Kreisen der wohlhabenden und kunstsinnigen Frankfurter Bürger wählte er Johanna Milkau zur Frau und heiratete sie 1637. Doch die Furien des Krieges lassen auch die Gelehrten, Künstler und Kunstfreunde nicht unberührt. Als Sandrarts Schüler Matthäus Merian d. J. eines Abends mit Mühe das Haus seines Lehrers erreicht und nur knapp hungrigen Bauern entkommt, die ihn zur Schlachtbank führen wollten, flieht der Maler mit Frau und Lehrling aus der von Hunger und Seuchen bedrohten Stadt nach Amsterdam.

Nur wenige Jahre waren es demzufolge, die Joachim von Sandrart in seiner Heimatstadt verbrachte: Seine Eltern waren 1602 als calvinistische Emigranten aus Valenciennes im Hennegau nach Frankfurt gezogen, wo Joachim 1606 zur Welt kam. Sein Vater war Handelsmann, die Familie wohnte zentral an der Neuen Kräme 6 im Haus zum Alten Schwalbächer und war nicht unvermögend.

Lebenswege in Europa

Sandrarts Lebenslauf lässt erkennen, dass der Status des Migrantendaseins in den Kinderjahren eine

1 Portrait des Joachim von Sandrart in der »Teutschen Academie« (1. Hauptteil, Nürnberg 1675). Sandrarts »Teutsche Academie« gehört zweifellos zu den wichtigsten Quellentexten der frühen Neuzeit. Die Themen der Bände umfassen allgemeine Abhandlungen zur antiken Architektur und Skulptur, zu Theorie und Vorbildern der Malerei, die Viten antiker und moderner Künstler, Ausführungen über die Kunstsammlungen und Schatzkammern seiner Zeit sowie Schriften zur Ikonografie der antiken Götter. Sandrarts Lebenslauf, der ihn in zahlreiche Kunstmetropolen Europas führte, macht seine Texte mit Berichten aus erster Hand über Künstler, Kunstwerke und Sammlungen zu einem Werk von europäischer Dimension.

Art Initialzündung für ein Leben voller Reisen und Wohnsitzwechsel wurde: Nach Lehrjahren ab 1620 in Nürnberg, Prag und Utrecht sowie einem Aufenthalt am englischen Hof reiste er 1629 über Frankfurt, Venedig, Ferrara und Bologna nach Rom. Dort hielt er sich bis 1635 auf. Das Frankfurt des Dreißigjährigen Krieges verließ er bereits nach drei Jahren und bezog ab 1637 neuen Wohnsitz in Amsterdam. Von dort verbreitete sich der Ruhm Sandrarts als Künstler und Kunstkenner so weit, dass er schon bald den bayrischen Kurfürsten Maximilian I. in München zu seinen Auftraggebern zählen durfte **2**.

Im Jahre 1645 kehrt der Künstler nach Deutschland zurück: Er zieht als Landsasse auf die Hofmark Stockau bei Ingolstadt, die ihm als Erbschaft zufällt. Als besonders ehrenvolle Aufgabe in dieser Zeit ist sein Gemälde des »Großen Friedensmahls« zu nennen, das 1649 anlässlich des Friedensexekutionskongresses in Nürnberg als Auftrag des schwedischen Thronfolgers Carl Gustav entstand (heute Fembohaus, Nürnberg). Doch haben seine Wohnortwechsel noch kein Ende: Vermutlich angezogen durch das reiche künstlerische Leben der Stadt, verlagert er seinen Wohnsitz 1670



nach Augsburg, wo durch seine Initiative eine Kunstakademie gegründet wird. Intensive Verbindungen zu dem Literatenkreis um den Dichter Sigmund von Birken veranlassen den Maler schließlich 1674 zu einem letzten Wechsel des Lebensumfeldes. In Nürnberg widmet er die meiste Zeit dem Abfassen der »Teutschen Academie der Edlen Bau-, Bild- und Malereykünste« (1675–1680). Nach seinem Tod am 14. Oktober 1688 findet er ganz in der Nähe des Dürergrabes seine letzte Ruhe.

Was verband den Künstler und Kunstliteraten Sandrart, der nicht nur die bedeutendste Quellenschrift der deutschen Barockzeit vorlegte, sondern auch zu seiner Zeit als berühmtester Künstler, als »teutscher Apelles«, geschätzt wurde, mit seiner Geburtsstadt, in der er insge-



2 Joachim von Sandrart, Monat November, 1643, München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen. Für Maximilian I. entstand 1642 eine Serie von Gemälden mit den Darstellungen der Monate, deren berühmtestes der »November« ist. Hierfür stand Matthäus Merian d. J. Modell. Dieser Auftrag markierte den Beginn von Sandrarts Schaffen als Altarbildmaler in katholischen Diensten, eine Tätigkeit, die der calvinistische Maler zunehmend stärker und schließlich, neben der publizistischen Betätigung, fast nur noch betrieb.

nicht das von den Eltern geplante Studium, sondern die Malerlehre auf. Bei Sandrart, der bereits in Jugendtagen mit dem alten Merian in Kontakt stand, dürfte die Kunstsinngigkeit des Verlegerhauses, in dem Bücher nicht nur publiziert, sondern auch gesammelt wurden, ein wesentliches Fundament für seinen ausgeprägten Sinn für die »Verewigung« und Verfügbarmachung von vorbildlichen Kunstwerken in der reproduzierten Illustration gelegt haben.

Seneca und die neue Geisteshaltung

Doch noch ein weiterer Impuls ging von Merian aus: Im Freundes- und Familienkreis des Verlegers war die Begeisterung für neostoi-

zistisches Denken groß. Viele Gelehrte und zahlreiche Künstler waren im 17. Jahrhundert angezogen von den Gedanken Senecas. Deswegen Philosophie liegt der programmatischen Schrift »De Constantia« (1584) des flämischen Philologen Justus Lipsius zugrunde, die, vor allem für die der konfessionellen Streitigkeiten müden Gebildeten im Norden Europas, das Fundament für eine neue Geisteshaltung, den so genannten Neostoizismus, darstellte. Die ausharrende »Constantia«, die Unveränderlichkeit des allein durch die Vernunft gesteuerten Willens, galt dabei als höchste Form der Tugend. Dass man in Frankfurter Kreisen von diesen Ideen nicht unberührt blieb, zeigen drei Porträts:

samt nur etwa 17 Jahre verbrachte? Eine Analyse seiner Schriften und ein Blick auf sein Werk machen deutlich, dass in Frankfurt die weltanschauliche Grundlage für sein Oeuvre gelegt wurde:

Die Verlegerfamilie Matthäus Merians d. Ä.

Zu den alten und vertrauten Freunden Sandrarts gehörte die Familie des Verlegers und Kupferstechers Matthäus Merian d. Ä. Nach der Rückkehr aus Italien wurde der Maler im Hause Merians freudig empfangen und zeigte dort sogleich »etliche große Werke« von seiner Hand. Die dadurch ausgelöste Begeisterung des Sohnes für die Malerei suchte man durch drakonische Maßnahmen zu bremsen; so durfte er nur alle vier Wochen sein Elternhaus besuchen, »weil zu Haus ich anderst nichts als Kunst sahe«¹¹; Dennoch nahm der junge Matthäus



11 Joachim von Sandrart, Johann Maximilian zum Jungen, 1636, Frankfurt am Main, Historisches Museum. Zum Jungen (1596–1649) entstammte einem alten Patriziergeschlecht und hatte nach seinem Studium Frankreich, Italien und Holland bereist. Seit 1633 saß er im Frankfurter Rat. In einer merkwürdigen Konstellation von Stillleben und Landschaft mit militärischer Aktion charakterisiert das Porträt den Ratsherrn als siegreichen Kommandanten auf der einen, als kunstsinigen Gelehrten auf der anderen Seite. Die Bücher auf dem Tisch verweisen auf seine berühmte Bibliothek, die etwa 5000 Bände umfasste.

Das Porträt des Frankfurter Rats-
herrn Maximilian zum Jungen **3**,
eines vertrauten Freundes von
Merian d. Ä., schuf Sandrart 1636
kurz nach seiner Rückkehr aus
Rom. Die sogenannte »Seneca«-
Büste verkörpert die stoische Welt-
anschauung des Dargestellten. Be-
rühmtes Vorbild für einen derartigen
Hinweis auf stoizistische
Anhängerschaft ist das Vier-Philos-
ophen-Bild von Rubens **4**. Nun
kann es kein Zufall sein, dass in
zwei weiteren Frankfurter Porträts
diese »Seneca«-Büste wieder auf-
taucht und sogar noch exponierter
in den Bildraum gestellt wird. Den
städtischen Syndikus Zacharias
Stenglin porträtierte Merian 1652
3, ihm ist die Büste wie ein »Alter
ego« zugeordnet. Die eigene Be-
geisterung für die neostoizistische
Weltanschauung vermittelt schließlich ein
Selbstporträt des jungen Merian **6**:
In reicher Kleidung, die an die pelz-
verbrämte Schube von Lipsius er-
innert, mit der sich dieser in Rubens
Gemälde als Angehöriger des bür-
gerlichen Gelehrtenstandes zu er-
kennen gibt, weist er in großer Ge-
ste auf die »Seneca«-Büste hin, die

ihm als geistiger Vater vor Augen
steht. Vermutlich gab es also in
Frankfurt einen größeren Kreis von
Gleichgesinnten mit ähnlichen
Idealen und Bildungshintergrund,
die sich von der Seneca-Begeiste-
rung hatten anstecken lassen und
ganz im humanistischen Sinne
überzeugt waren, durch intensive
Auseinandersetzung mit der Ver-
gangenheit die politische Gegen-
wart mit ihrer konfessionellen Zer-
rissenheit besser bewältigen zu
können.

Von Sandrarts intellektueller
Zugehörigkeit zu diesem Kreis er-
fahren wir aus seiner »Teutschen
Academie«, in der er in späteren
Jahren die Grundlagen für ein vor-
treffliches Kunstschaffen zusam-
mentrug: Theorien zu den drei
Künsten ebenso wie antike und
zeitgenössische Vorbilder sowie
Abhandlungen zur mythologi-
schen Ikonografie. Eingebettet
in diese Lehrschriften finden sich
nicht nur eine Vielzahl von Viten
antiker, italienischer, französischer,
niederländischer und deutscher
Künstler, sondern auch sein eigen-
er Lebenslauf, in dessen Geburts-



4 Peter Paul Rubens, Justus Lipsius und seine Schüler, zirka 1615, Florenz, Palazzo Pitti. Rubens (links), sein Bruder Philipp (am Tisch links), Justus Lipsius (am Tisch rechts) und ein weiterer Schüler von Lipsius, Jan Wowerius, studieren gemeinsam die Schriften des Senecas, der als Büste in einer Wandnische präsent ist.

Sandrarts »Teutsche Academie« (1675 – 1680): Ein zentraler Quellentext des 17. Jahrhunderts bald im Internet

»Sandrart.net« ist ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Förderprogramm »Themenorientierte Informationsnetze« gefördertes Projekt, das am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität sowie am Kunsthistorischen Institut in Florenz (Max-Planck-Institut) angesiedelt ist und in Kooperation mit verschiedenen kunstwissenschaftlichen Institutionen im In- und Ausland durchgeführt wird. Im Mittelpunkt des Digitalisierungsprojekts steht eine kommentierte Online-Edition der »Teutschen Academie der Edlen Bau-, Bild- und Malerey-Künste« (1675–80) des Joachim von Sandrart. Der Frankfurter Maler und Kunstschriftsteller verfasste die »Teutsche Academie«, die der Künstlerausbildung ebenso dienen sollte wie der gelehrten Lektüre interessierter Auftraggeber und Kunstförderer, als Summe seiner Erfahrungen und seines Wissens. Sie spiegeln seinen Lebenslauf, der sich als ein europäisches Netz von Beziehungen zwischen Künstlern und Auftraggebern lesen lässt.

Entsprechend ist das Interesse international: Nicht nur in Deutschland, sondern parallel dazu auch in Frankreich und Ita-

lien wurde in den letzten Jahren Sandrart als Autor von Viten einiger der bedeutendsten Barockkünstler, aber auch als Künstler und Kunstschriftsteller, dessen Rolle in der Kunstliteratur und Kunsthistoriografie es noch genauer zu definieren gilt, neu entdeckt. Diese opulente, mit Kupferstichen reich ausgestattete Schrift wird in der Online-Version nicht nur in einer Faksimile-Abbildung abrufbar sein, sondern auch durch eine wissenschaftlich-informationstechnische Aufarbeitung der Quelle als durchsuchbarer Text angeboten werden.

Der Online-Text wird von weiteren Abbildungen ergänzt: Dazu zählen die von Sandrart erwähnten Kunstwerke, die er als Vorbilder und als »Schule« für das Kunstschaffen seiner Zeit beschreibt, sowie seine eigenen Werke, die damit erstmalig der kunsthistorischen Wissenschaft in Farbe zur Verfügung stehen. Schließlich werden Strukturen geschaffen, die es ermöglichen, Übersetzungen des Textes ins Italienische und Französische online anzubieten und parallel zum deutschen Text zu lesen. Auch weitere Übersetzungen, die im Rahmen von indi-

viduellen Studien oder von anderen Forschungsprojekten entstehen, werden zukünftig integrierbar sein.

Zusätzlich wird – begleitend zum Quellenmaterial – ein Arbeitswerkzeug implementiert, das es erlaubt, Anmerkungen und Kommentare einzugeben, die von assoziierten Wissenschaftlern verfasst werden. Diese Wissenschaftler aus verschiedenen, themenrelevanten Disziplinen stellen ihre Texte kostenlos im Sinne einer übergreifenden »Wissenschaftsgemeinde« zur Verfügung. Damit entsteht auch die Basis für eine modulare, fachübergreifende Arbeitsplattform im Internet, die als Werkzeug für andere geisteswissenschaftliche Projekte einsetzbar sein wird, da die im Rahmen des Projekts programmierten Komponenten als Open Source Software freigegeben werden.

Weitere Kooperationspartner des Projekts, das am 1. April 2007 startete, sind: Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte, Rom; Université de Montpellier sowie die beiden Frankfurter Museen Städtisches Kunstinstitut und Historisches Museum.

www.sandrart.net

G Matthäus Merian d. J., Selbstportrait mit »Seneca«-Büste, um 1650/55, Bremen, Galerie Neuse.



beschreibung sich seine Verehrung für Lipsius und dessen Gedankenwelt offenbart: In der »vornehme[n] Reichs- und Kayserliche[n] Wahlstadt Frankfurt am Main« sei er am 12. Mai 1606 »an das Liecht hervorgetreten, nachdem kurz vorher, [...] das Niederländische Liecht der Weißheit, Justus Lipsius, zu Brüssel verloschen und diese Welt gesegnet.«^{12/} Und in einer Wiederaufnahme der »Lichtmetapher« wird Sandrart selbst nur wenige Zeilen später als neue Hoffnung für die Kunst in Deutschland ausgezeichnet: Die

»Königin Germania [sah] ihre mit herrliche[n] Gemälden gezierte Paläste und Kirchen hin und wieder in der Lohe auffliegen und ihre Augen wurden von Rauch und Weinen dermaßen verdunkelt, daß ihr keine Begierde oder Kraft übrig bleiben konnte, nach dieser Kunst zu sehen: von welcher nun schiene, daß sie in eine lange und ewige Nacht wollte schlaffen gehen.« Rettung naht durch unseren Frankfurter Maler: »Das gnädige Schicksel erbarmete sich dieser Finsternis und ließe der Deutschen Kunst-Welt eine neue Sonne auf-

gehen: die die schlummerende Freulin *Pictura* wieder aufweckte, die Nacht zertrieb und ihr den Tag anbrechen machte. Dieser ist der Wol-Edle und Gestrenge Herr Joachim von Sandrart [...]: welchen die Natur mit einem solchen Geist begabet, der nicht anders als leuchten konnte, und, durch seine Licht-volle Vernunft-Strahlen, die der Edlen Mahlerey-Kunst entgegenstehende schwarze Gewölke auszuheitern vermochte.«

Noch entschiedener zeigt sich das weltoffene Denken des Neostoizismus jedoch in einem Passus der »Teutschen Academie«, in dem Sandrart die vielfältigen Nationalitäten der von ihm beschriebenen Künstler gegen die Vorwürfe eines »naseweise[n] Meister-Klügling[s]« verteidigt, der ihn mit »seinem unnützen Lästermaul« kritisierte. Auf den Vorwurf, das Werk dürfe nicht »Teutsche Academie« heißen, weil vor allem griechische und antike römische sowie italienische Künstlerviten darin zu finden seien, antwortete Sandrart kosmopolitisch: »Deme geb ich aber zur Antwort, dass, gleichwie Ingolstadt, Leipzig, darum keine Französische oder Welsche Academie würde genennet werden, weil darauf ein Welscher oder Französischer Doctor docirte, [...]: Also gehe auch meiner Teutschen Academie, und derselben Titel nichts ab, wann ich antiche ausländische Lehrer darinn aufführe, weilien dieselbe, und ihre Werke aller modernen Mahlere [...] Lehrmeister seyn.«^{12/}

Der Mensch als Weltbürger

Diese vehemente Ablehnung jeder nationalen Engstirnigkeit findet ebenso wie sein Anspruch, die Kunst in Deutschland durch die

Literatur

^{11/} Matthäus Merian, »Selbstbiographie«, herausgegeben von R. Wackernagel, Basler Jahrbuch 1895, S. 227–44.

^{12/} Joachim von Sandrart, Teutsche Academie der Edlen Bau-, Bild- und Mahlereykünste, Bd. I (1675), Reprint Nördlingen 1994.

^{13/} Justus Lipsius, De Constantia. Von der Standhaftigkeit, Latein-Deutsch, übersetzt und kommentiert von F. Neumann, Mainz 1998.

Die Autoren

Dr. Anna Schreurs, 44, war bis 2005 wissenschaftliche Assistentin am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität, seit 2006 ist sie am Kunsthistorischen Institut in Florenz (Max-Planck-Institut) beschäftigt, wo sie das Projekt »sandrart.net« leitet. Nach der Dissertation über einen italienischen Künstler des 16. Jahrhunderts, der ein großes Konvolut an antiquarischen und kunstkritischen Schriften hinterließ [Antikenbild und Kunstanschauungen des neapolitanischen Malers, Architekten und Antiquars Pirro Ligorio (1513–1588), publiziert 2000], verfasst sie zurzeit ihre Habilitationsschrift zum Thema »Joachim von Sandrart zwischen Wort und Bild. Malerei und Dichtkunst nach dem Dreißigjährigen Krieg«. Dieser Beitrag ist eine stark gekürzte und leicht veränderte Fassung des Beitrags im Katalog zur Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt im Holzhausenschlösschen der Frankfurter Bürgerstiftung »Ein europäischer

Künstler aus Frankfurt. Joachim von Sandrart (1606–1688)«, die vom 12. Mai 2006 bis 2. Juli 2006 anlässlich des 400. Geburtstags des Künstlers stattfand. schreurs@sandrart.net

Thorsten Wübbena, M.A., 36, arbeitete im Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe; der Kulturwissenschaftler ist derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Frankfurt und seit 2007 im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt »Sandrart.net« tätig. Schwerpunkte seiner Arbeit liegen im Bereich der Architektur der 1920er Jahre (»Volks- und Gewerkschaftshäuser«), den Neuen Medien (»Musikvideoclips«) sowie der Informationstechnologie (Bilddatenbanksystem »DILPS – Distributed Image Library Processing System«). wuebbena@sandrart.net

Aufnahme der besten Werke europäischer Künstler zu einer neuen Blüte zu führen, ihren Bezugspunkt in der grundsätzlichen Überzeugung von Lipsius, nach der der Mensch als Weltbürger gesehen werden soll: »Oh Du Narr, sind nicht auch jene Menschen von einem Geschlecht und Samen mit Dir? Unter eben demselben Erdball? Glaubst Du, dieser kleine Strich, welchen diese Berge einschließen, diese Flüsse umgeben, seien Dein Vaterland? Du irrst, die ganze Welt ist es, wo nur Menschen sind, von jenem himmlischen Samen entsprossen.«¹³¹

In seiner »Teutschen Academie« vertritt Sandrart die Idee einer Wiederbelebung der deutschen Künste nach den Kriegsjahren, dabei sollte die Kunst der Nachbarländer nicht übertrumpft werden, es galt vielmehr, ihre besten Elemente zu übernehmen. Die deutsche Kunst sollte sich nicht abgrenzen, sondern im Einklang mit den Nachbarländern glänzen. Als Fundament dieses weiten Horizontes, der sich in seiner Quellenschrift spiegelt, dürfen wir die Diskussionen in dem gelehrten Frankfurter Freundeskreis um Matthäus Merian d. Ä. erkennen. ◆



5 Matthäus Merian d. J., Zacharias Stenglin, 1652, Frankfurt am Main, Historisches Museum. Zacharias Stenglin (1604–1674) vertrat als Syndicus die Stadt Frankfurt in Rechtsangelegenheiten. Zudem reiste er als Abgesandter gemeinsam mit Maximilian zum Jungen 1648 zu den Friedensverhandlungen nach Münster und Osnabrück.

Anzeige

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende:
 Konto-Nummer 80 90 100,
 Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 370 205 00.
 Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst. **ai**
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Ein Frankfurter Publizist und seine Muse

Der Briefwechsel zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl

Der erhaltene handschriftliche Nachlass von Ludwig Börne, dem Publizisten, Essayisten und Theaterkritiker, ist zu 90 Prozent im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt. Dabei besteht der größte Teil des Börnischen Werkes aus der Korrespondenz mit Jeanette Wohl oder ist von ihr inspiriert. Von 1816, als die beiden sich in Frankfurt kennen lernten, bis zu seinem Tod 1837 war sie seine wichtigste Bezugsperson. Die komplizierte Beziehung, die sich schon in der Anrede »Mutter, Schwester, Tochter, Freundin, Geliebte, Frau

und Braut« spiegelt, durchlief alle Stadien von erklärter Liebe, Hochzeitsplänen, geschwisterlicher Vertrautheit und Treue im Alter. Jeanette Wohl war es auch, die Börne zu seinem Hauptwerk, den »Briefen aus Paris«, ermutigt hat. Anlässlich der geplanten Edition der Briefe entschied sich die Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt, die durch Risse und Tintenfraß beschädigten Briefe restaurieren und digitalisieren zu lassen. Dank des mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft realisierten Projekts sind die Briefe heute für alle Interessierten über das Internet zugänglich.

In den Zwängen der Judenstatute

Geboren 1786 als Sohn des angesehenen jüdischen Bankiers und Geschäftsmannes Jakob Baruch, wuchs Juda Löw Baruch in der Frankfurter Judengasse auf. Schon früh regte sich sein Widerspruchsgeist gegen die demütigende Judenpolitik der Stadt. Ein auf das Jahr 1616 zurückgehendes Statut verwehrte den Juden das Bürgerrecht, ihr Leben wurde durch zahlreiche Verbote und Vorschriften reglementiert. Auch Jeanette Wohl, die Tochter eines reichen Frankfurter »Wechselmaklers und Schutzjuden«, wuchs im Frankfurter Judenghetto auf. Diese Erfahrung war für beide prägend und das Thema des Judentums nahm in ihrem Briefwechsel viel Raum ein.

Zwar ließ Börne sich 1818 evangelisch taufen, doch beschäftigte ihn das Schicksal der Juden Zeit seines Lebens in einer Art Hassliebe. Einerseits wehrte er sich gegen die Enge des Ghettos, die er nicht nur räumlich, sondern auch in geistiger Hinsicht empfand – er kritisierte beispielsweise das engstirnige Festhalten am orthodoxen Judentum als Hindernis für die Integration der Juden. Andererseits setzte er sich immer wieder vehement gegen Unterdrückung und Antisemitismus ein. »Daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet«, schreibt Börne in späteren Jahren und begründet sein Engagement für Freiheit und Menschenwürde gerade mit seiner Kindheit im Frankfurter Ghetto.

»Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterland geboren, darum wünsche ich mir ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse und hinter dem verschlossenen Tor das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das eine große Vaterland genügt mir, soweit seine Sprache reicht.«

So weit Börne sich auch von Frankfurt entfernte, Jeanette Wohl musste ihn immer über das Leben der dortigen jüdischen Gemeinde auf dem Laufenden halten. Und auch in seinem Pariser Exil hatte er offenbar mehr Kontakte zu Juden als zu Christen.

Medizinstudent, Polizeiaktuar, Publizist

1802 schickte der Vater Löw, auch Löb oder Louis genannt, zu dem Philosophen und Arzt Marcus Herz nach Berlin, bei dem er Medizin studieren sollte. Dies war einer der wenigen Studiengänge, zu denen Juden zugelassen wurden. Doch der 16-Jährige interessierte sich wenig für den Unter-

Ludwig Börne um 1835 in Paris. Die französische Hauptstadt, in die er erstmals 1819 vor der Zensur floh, wurde ihm nicht nur Wahlheimat, sondern lieferte auch den Stoff für sein literarisches Hauptwerk, die »Briefe aus Paris«.



Jeanette Wohl-Strauß war über 20 Jahre die wichtigste Briefpartnerin Ludwigs Börnens. Zwischen 1816 und 1837 tauschten sie rund 850 Briefe aus. 1832 heiratete Jeanette Wohl den Kaufmann Salomon Strauß und zog mit ihm ein Jahr später zu Börne nach Paris.





richt des berühmten Arztes, einem Schüler Kants und Freund Lessings, sondern entwickelte eine glühende Verehrung für dessen Gattin, Henriette Herz. Als Marcus Herz nur zwei Monate nach der Ankunft des jungen Baruch starb, gestand der Student der 38-jährigen Witwe seine Liebe und wurde daraufhin nach Hause zurückgeschickt. Auch der berühmte Medizinprofessor Johann Christian Reil in Halle vermochte Louis Baruch nicht nachhaltig zu beeindrucken, denn er besuchte mit Vorliebe Vorlesungen über Naturphilosophie. Nach drei erfolglosen Jahren des Medizinstudiums und einem Studienwechsel nach Heidelberg, wo er sich für Kameralwissenschaften einschrieb, promovierte er schließlich in Gießen zum Doktor der Philosophie.

1811 erhielt Louis Baruch auf Fürsprache seines Vaters die Stelle eines Polizeiaktuars im Großherzogtum Frankfurt. Er führte im Römer das Archiv und die Registratur. Diese Anstellung verdankte der junge Baruch einer Liberalisierung der Judenpolitik während der napoleonischen Zeit unter Fürstprimas Karl Theodor Anton von Dalberg. 1815 traten mit der Res-

tauration die alten, restriktiven Gesetze jedoch wieder in Kraft und der 29-Jährige verlor seine Anstellung.

Nach seiner Entlassung entschied Löb Baruch, sich eine Existenz als Journalist aufzubauen. Seine Taufe und Namensänderung war dazu ein wichtiger Schritt, denn er versprach sich größeren publizistischen Erfolg, wenn er unter einem nicht jüdisch klingenden Namen veröffentlichte. Drei Monate später erschien die erste Ausgabe der von Börne gegründeten Zeitschrift »Wage«, für die er als Redakteur, Herausgeber und Autor allein verantwortlich war. Die »Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst« wurde ein großer Erfolg, vor allem aufgrund der brillanten

So sah Ludwig Börnes Geburtsstadt Frankfurt am Main im frühen 19. Jahrhundert aus. Zwar verbrachte Börne seine zweite Lebenshälfte in Paris, aber über den Briefwechsel mit Jeanette Wohl war er weiterhin gut über das Leben in Frankfurt unterrichtet.

Essays und witzigen Theaterkritiken, in denen Börne kritische Bezüge zu gesellschaftlichen und tagespolitisch aktuellen Vorkommnissen herstellte. Seine Mitarbeit bei der »Zeitung der freien Stadt Frankfurt« (Juni bis September 1819) und den in Offenbach erscheinenden »Zeitschwingen« führte zu häufigen Zusammenstößen mit der Zensur. Der Ruf seiner temperamentvoll geschriebenen liberal-progressiven Artikel drang bis nach Wien und erregte das Interesse des Fürsten Klemens von Metternich. Im März 1820 wurde Börne verhaf-

Die Restaurierung der Briefe

Die Briefe waren bisher geheftet und mussten für die Verfilmung als Einzelblätter vorliegen. Es gab Überklebungen, die bei der Restaurierung abgenommen wurden. Da die Lösungsmittel zum Lösen des Klebstoffs teilweise feucht waren, musste zuvor eine Tintenfraßbehandlung durchgeführt werden. Eingerissene Ränder wurden geklebt. Da sowohl Börne als auch Wohl bis an den Rand des Briefbogens schrieben, waren durch zahlreiche Fehlstellen bereits Textverluste aufgetreten. Die Kosten für die Restaurierung durch eine ausgewiesene Restauratorin betragen zirka 30 000 Euro.

tet, kurze Zeit später aber wegen Unhaltbarkeit der Anklage wieder entlassen.

Jeanette Wohl und die Briefe aus Paris

Über Jeanette Wohls Kindheit und Jugend ist fast nichts überliefert. Christa Walz, die ihren Briefwechsel mit Börne analysiert hat, vermutet, dass sie, wie viele Töchter aus reichem Hause, durch Privatlehrer unterrichtet wurde und sich darüber hinaus ihr umfangreiches Wissen über zeitgenössische deutsche, englische und französische Literatur, Geschichte und Philosophie im Selbststudium aneignete. Zeitgenossen beschreiben sie als eine feingeistig gebildete Frau mit einem geradezu unstillbaren Wissensdurst. Die 1805 auf Wunsch der Eltern eingegangene Ehe mit dem Juden Leopold Heinrich Oppenheimer scheiterte offenbar an dem unterschiedlichen Bildungsniveau der

Ehepartner. Gegen den Willen der orthodoxen Mutter ließ sich Jeanette Wohl nach neun Jahren Ehescheiden. Drei Jahre später lernte sie, mit 34 Jahren, Louis Baruch kennen. Fast 20 Jahre schrieben sie sich täglich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und litten geradezu unter Entzugerscheinungen, wenn einmal ein Brief ausblieb.

Von Anfang an sorgte sich Jeanette Wohl um Böernes körperliches und geistiges Wohl. Er fand bei ihr nicht nur Geborgenheit, sondern sie war auch eine aufrichtige Kritikerin seiner Werke. Sie spornte ihn an zu schreiben, mahnte zur Schonung, wenn sein Lungenleiden in eine akute Phase trat, teilte seine Sorgen und regelte für ihn Streitigkeiten mit dem Vater, der die publizistische Karriere seines Sohnes nicht guthieß. Zu Anfang ihrer Freundschaft schrieb Börne ihr: »Andere brauchen Sie nicht so nötig als ich, sie haben mehrere Freuden im Leben; aber ich habe nur ein Glück, und nur einen Schmerz, sie ruhen in Ihnen.« Und etwas später: »Sie sind meine Speise und meine Luft, mein Ohr, mein Auge und meine Zunge; Sie genieße ich

in allem und alles nur durch Sie. Bleiben Sie treu, nicht mir, sondern sich, dann bin ich geborgen.« Als er 1819 vor der Zensur nach Paris floh, schrieb er wehmütig an die Frankfurter Freundin: »Sie waren die Hälfte meines Geistes und diese Hälfte ist von mir gewichen.«

»Aus der Fülle dessen, was Jeanette Wohl und Ludwig Börne füreinander empfinden, taucht auch immer wieder die Qualität des Verliebtheits auf und der Wunsch nach einer ehelichen Lebensgemeinschaft«, urteilt Christa Walz in ihrer Dissertation. Zwar sei es stets Börne gewesen, der versucht habe, die Freundschaft auf das Liebesgleis zu lenken, aber seine Briefpartnerin sei zeitweise in koketter Ironie darauf eingegangen. »Ihre Briefe machen mir unendlich viel Freude. Sie schreiben wie – wie – Sie schreiben schöner wie gedruckt! Wären Sie nur ein Brief, ich wollte sagen, wären Sie nur so lieb und liebenswürdig wie Ihre Briefe, ich wäre ganz vernarrt in Sie!«

Warum es nicht zu einer Eheschließung kam, darüber kann nur spekuliert werden, zumal ein Großteil der Briefe Wohls aus diesen Jahren fehlt – möglicherweise auch bewusst von ihr vernichtet wurde. Einige Biografen vermuten, Jeanette Wohl habe gezögert, weil ihre orthodoxe Mutter die Ehe mit einem getauften Juden nicht guthieß. Andere vermuten, ihre Verliebtheit sei lediglich ein »Epiphänomen anderer Sympathie-Formen« (Ludwig Marcuse) gewesen. Dafür spricht, dass das Scheitern der Heiratspläne zu einer Stärkung der Freundschaft beitrug. Christa Walz vermutet: »...sie, die Börne besser kannte als er sich selbst [hatte] mit dem Verzicht auf eine Ehe mit ihm die Liebe auf ein Terrain verschoben, welche sie vor Abnutzung und Verschleiß bewahrte: die geistige Lebensgemeinschaft.«

Begeistert von der Juli-Revolution 1830 in Paris und der Zusammenstöße mit der Zensur überdrüssig, wählte Ludwig Börne die französische Hauptstadt zu seinem freiwilligen Exil. Jeanette Wohl hatte die Idee, die an sie gerichteten Briefe aus Paris zu veröffentlichen. Sie erkannte, dass die Briefform die beste Art war, Böernes Produktivität anzuregen: »Was Sie augenblicklich fühlen, denken, empfinden, sprechen Sie immer mit Kraft, Wärme

Börnens Kindheit in der Frankfurter Judengasse, hier ein Bild seines Geburtshauses, war prägend für sein späteres Engagement für Freiheit und Menschenrechte. Zwar litt er unter der Engstirnigkeit des orthodoxen Judentums und ließ sich als Erwachsener evangelisch taufen, doch trat er aufgrund eigener bitterer Erfahrungen zeitlebens für diskriminierte Minderheiten ein.



und mit ansteckender Überzeugung aus [...] Wenn Sie aber erst anfangen, Pläne zu machen, Notizen für spätere Arbeiten sammeln, da geht immer die beste Zeit und die Begeisterung verloren. Sie sollen überhaupt nicht arbeiten, Sie sollen nach Eingebung sprechen, reden, dann mögen Sie es drucken lassen, wenn Sie wollen...« Die ersten beiden Bände, die 1831 erschienen und den Geist der Julirevolution über die Grenze trugen, erfreuten sich bei den Lesern eines durchschlagenden Erfolgs. Schon im November 1831 wurden sie in Preußen von der Zensur verboten, die anderen deutschen Bundesstaaten schlossen sich sofort an. Bei Erscheinen des ersten Bandes schrieb Börne dankbar an Wohl: »Sie sind die Mutter meines Buches. Ohne Ihre Empfänglichkeit hätte mir meine Genialität nichts geholfen.«

Dass Börne heute als Literat in Vergessenheit geraten ist, schreibt Marcel Reich-Ranicki der Tatsache zu, dass für Börne als Publizisten lediglich die Gegenwart zählte. Er habe sich nie bemüht, für Nachgeborene zu produzieren, habe aber in seiner Epoche eine enorme Rolle gespielt. »Er war als Publizist, als einer, dessen Absicht es war, möglichst viele Leser zu erreichen, unübertreffbar! Ein Genie der Formulierung. Er hat eine Fülle meisterhaft knapper Formulierungen gefunden, die bestimmte Phänomene mit ungeheurer Schlagkraft verdeutlicht haben.«

Ménage à trois in Paris

1832 heiratete Jeanette Wohl den zwölf Jahre jüngeren jüdischen Kaufmann Salomon Strauß. Im Vorfeld der Eheschließung gab es heftige gefühlsmäßige Verwicklungen, als Jeanette Wohl ihrem zukünftigen Ehemann erklärte, sie könne sich eine Lebensgemeinschaft nur unter Einbeziehung von Börne vorstellen: »Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor [Börne] verlassen können –

Sicherungsverfilmung und Digitalisierung

Es handelt sich um etwa 3600 Seiten aus zirka 847 Briefen der Jahre 1818 bis 1833. Das Papier ist unterschiedlich getönt, die Schrift sehr klein (häufig nur zwei bis drei Millimeter hoch) und schwankt zwischen blass und kräftig. Die meisten Blätter sind beidseitig beschrieben, wobei die Rückseiten mitunter auf die Vorderseite durchschlagen. Aufgrund der wechselnden Papierfarben musste der Hintergrund bei der Verfilmung häufig gemessen und die Belichtungszeit entsprechend korrigiert werden. Die Kosten für die Verfilmung und Digitalisierung (zirka 15 000 Euro) wurden, ebenso wie die Kosten für die Restaurierung, über ein durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördertes Gemeinschaftsprojekt mit der Universität Mannheim getragen.

er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte.« Strauß bekannte daraufhin gegenüber Börne: »Ich weiß recht gut, daß das [Verhältnis] nur geistig ist; aber was ändert das, wenn ich befürchten muss, daß, sobald Ihnen was fehlt, sie gleich fortläuft, zu Ihnen zu kommen?«

Börne hat in dieser Situation vermittelt. Strauß willigte schließlich nicht nur in die Eheschließung ein, sondern zog mit seiner frisch Angetrauten auch im November 1833 zu Börne nach Paris. Dort lebten alle drei bis zu Börnes Tod im Jahr 1837 in einem gemeinsamen Haushalt. In einer Vorwegnahme des Zusammenlebens schrieb Jeanette Wohl im Mai 1832: »Wir drei zusammen diesen Winter in Paris! Ich bin außer mir vor Freude, wenn ich nur daran denke. Nicht mehr die Trennung – nicht mehr die Angst vor Krankwerden unter Fremden – einer kann den andern pflegen in solchem Falle. Ich und der Strauß schreiben Ihre Arbeiten ab, Sie dürfen mit mir zanken, soviel Sie wollen, ich nehme Ihnen gar nichts mehr übel. Strauß muss Pikett, Schach, alles, was Sie wollen, lernen, und ich stricke Strümpfe und Socken für Euch. Heute weine ich nicht. Ich bin unaussprechlich glücklich...«

Hingebungsvolle Herausgeberin des Nachlasses

Ludwig Börne setzte Jeanette Wohl in seinem Testament als Erbin seiner sämtlichen literarischen Eigentumsrechte ein. Sie begriff dieses Vermächtnis, wie Christa Walz im Vorwort zur Analyse des Briefwechsels schreibt, als »eine geradezu heilige Aufgabe«. Von 1844 bis 1850 widmete sie sich, gemeinsam mit ihrem Ehemann, mit ganzer Kraft der Herausgabe von Börnes »Nachgelassenen Schriften in sechs Bänden«, darunter auch der bisher ungedruckten privaten Teile seiner Pariser Briefe. Allerdings eliminierte sie allzu persönliche Stellen und machte Namen von Privatpersonen unkenntlich.

In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts kam es zu einem langen Rechtsstreit zwischen dem Ehepaar Strauß und dem einstigen Verleger Börnes, Campe. Dieser hatte 1840, drei Jahre nach Börnes Tod, eine kritische Schrift Heinrich Heines über Börne veröffentlicht, in der auch Seitenhiebe auf sein Verhältnis zu Jeanette Wohl enthalten waren. Ihr Ehemann duellierte sich daraufhin mit Heine.

Der Zeitzeuge Ludwig Kalisch, der das Ehepaar Strauß mehrfach in Paris besuchte, berichtet, dass Jeanette Wohl-Strauß Börnes Manuskripte wie kostbare Reliquien behandelte, »wenn sich indessen ein warmer Verehrer desselben [Börnes] von ihr verabschiedete, schnitt sie wohl ein Streifchen von denselben [Manuskripten] ab und schenkte es ihm zum Andenken. Dies geschah nicht ohne gewisse Feierlichkeit. [...] Ein solcher Papierstreifen war gewöhnlich den Aphorismen Börnes entnommen und enthielt einen abgeschlossenen Gedanken.«

Literatur

Walz, Christa: Jeanette Wohl und Ludwig Börne. Dokumentation und Analyse des Briefwechsels,	Campus Verlag Frankfurt, 2001. Estermann, Alfred: Ludwig Börne, 1786–1837, im	Auftrag des Dezer- nats für Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt am Main, hrsg. von der Stadt-	und Universitäts- bibliothek Frankfurt, Buchhändler- vereinigung 1986.
--	---	--	--

Im Internet

<http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/9999999/>

Die Autorin

Dr. Anne Hardy, 42, ist Wissenschaftshistorikerin und Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Universität Frankfurt.

Die schmückenden Wechselbilder von vifabio vermitteln vielfältige Einblicke in die biologische Forschung.



Eine Fundgrube für Biologen

Das Internetportal »vifabio« erleichtert die Recherche

Seit den 1920er Jahren ist eines der »Sondersammelgebiete« der Bibliothek Johann Christian Senckenberg die Biologie. Im 21. Jahrhundert bündelt die Virtuelle Fach-



bücherei Frankfurt zusammen mit weiteren Partnern eingerichtet und kontinuierlich weiterentwickelt. Das Angebot für Biologinnen und Biologen in Forschung, Lehre und Studium ist überregional und kostenlos nutzbar. Auch naturkundlich Interessierte können dort wertvolle Informationen finden.

Schon eine der beiden Vorläuferbibliotheken der heutigen Universitätsbibliothek, die Senckenbergische Bibliothek, sammelte Fachliteratur zur Biologie, Botanik und Zoologie. Heute werden fachlich relevante Veröffentlichungen weltweit gekauft, katalogisiert und verfügbar gemacht. Publikationen aus den anwendungsbezogenen Bereichen der Land- und Forstwirtschaft, Biotechnologie, Medizin, Pharmazie und Tiermedizin werden hingegen nach den Vorgaben der DFG in der Regel nicht angeschafft. In Frankfurt werden über 3500 Zeitschriften laufend gehalten und fast ebenso viele Monografien jährlich gekauft.

Wissbegierige aller Disziplinen versuchen zunehmend Informationen im Internet zu finden und den Gang zur Bibliothek nur als »letztes Mittel« einzusetzen. Um diesem Interesse zu begegnen, stellen Bibliotheken immer größere Teile ihres Angebots auch über das Internet zur Verfügung – sofern die Lizenzbedingungen dies erlauben. Dem kommt die Virtuelle Fachbibliothek Biologie entgegen und bietet darüber hinaus noch weitere fachspezifische Angebote. Die Virtuelle Fachbibliothek Germanistik (www.germanistik-im-netz.de) ist bereits seit Juni 2006 online. In Vorbereitung sind die Virtuelle Fachbibliothek Kommunikations- und Medienwissenschaft/Publizistik, Film- und Theaterwissenschaft (www.vifakomfit.de/) sowie die Virtuelle Fachbibliothek »Afrika südlich der Sahara«. Insgesamt sind rund 40 von der DFG geförderte Fachportale bequem über das Portal www.vascoda.de zugänglich.

Bequem von Zuhause aus recherchieren

Die biologischen Bestände des Online-Katalogs der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg



bibliothek Biologie, kurz: vifabio, Informationen aus Büchern, Zeitschriften und dem Internet nutzerfreundlich an einem Ort. In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt wird das Internetportal von einem Projektteam an der Universi-

bilden den Grundstock des Virtuellen Katalogs. Darüber hinaus sind auch die digitalisierten Karteikarten des Katalogs der Senckenbergischen Bibliothek und damit Nachweise älterer Literatur in vifabio zu finden.

Spezialbibliotheken mit besonderen Sammlungsschwerpunkten sind Projektpartner von vifabio. Bisher wurden die Bestände von zwei botanisch ausgerichteten Institutionen in den Virtuellen Katalog integriert: Der Katalog der Bibliothek des Leibniz-Instituts für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung, Gatersleben, sowie der gemeinsame Katalog des Botanischen Gartens, des Botanischen Museums Berlin-Dahlem und der Biologie der Freien Universität Berlin. Die engere Zusammenarbeit mit zoologischen Pendanten ist in Planung. Zurzeit sind rund 945 000 Titeldatensätze aus den genannten Katalogen im

rund 1900 biologischen Zeitschriften ab 1998 nachweist. Die für die Nutzung in der Virtuellen Fachbibliothek durch das Hebis-Konsortium lizenzierten Daten der Agentur »Swets Information Services« basieren auf den Inhaltverzeichnissen der Zeitschriftenhefte. Die Aufsätze sind in ihrer Mehrzahl mit der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek Regensburg verlinkt: Je nach vorhandenen Nutzungsrechten ist teilweise der direkte Online-Zugriff auf den Volltext möglich. In anderen Fällen bieten Fernleihverkehr oder eine Bestellung beim ebenfalls verlinkten, kostenpflichtigen Dokumentlieferdienst subito Zugang zur Literatur. Über die Suche im Virtuellen Katalog sind auch die qualitätskontrollierten Links des Internetquellen-Führers zu finden.

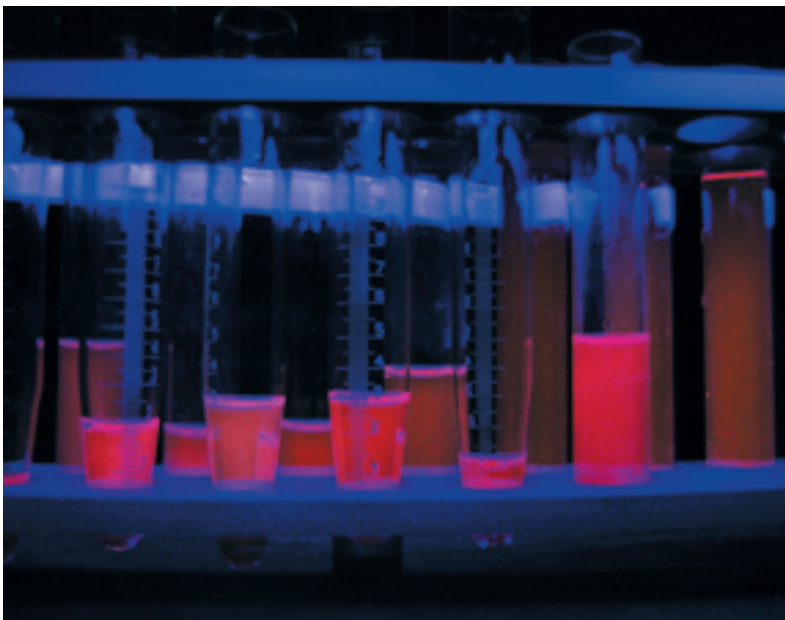
Bereits auf der Startseite von vifabio kann man über die Schnellsu-

che eine Suchanfrage eingeben; die im Virtuellen Katalog eingebundenen Angebote werden so parallel durchsucht. Im Ergebnis werden – im Unterschied zu anderen Rechercheinstrumenten – fachspezifische Nachweise sowohl von Büchern als auch von Zeitschriftenartikeln und ausgewählten Internetquellen angezeigt.

Orientierung im Daten-Dschungel

Orientierung in der Datenflut bietet der Internetquellen-Führer, eine Sammlung von zurzeit über 1300 Links, die sich hinter dem Menüpunkt »Internetquellen« verbirgt und kontinuierlich erweitert wird: Fachwissenschaftliche Mitarbeiter erfassen die Internetquellen und ihre Metadaten (wie zum Beispiel Titel, Autor, Sprache, Ressourcentyp) aus allen Teilgebieten der Biologie in einer für Linksammlungen konzipierten Datenbank und ordnen sie einzelnen Themengebieten zu. Durch diese sachliche Erschließung lässt sich das Angebot nicht nur durchsuchen, sondern auch durch Blättern (»Browsen«) nach Thema, geografischem Bezug und Ressourcentyp erkunden. Ziel der Sammlung ist nicht die »Katalogisierung des Internets«, sondern die Erfassung von qualitativ hochwertigen Seiten, die einen guten Einstieg in Fachgebiete und Themen bieten.

Den Grundstock der Sammlung bilden die Linkliste der Universitätsbibliothek Frankfurt, eine dort vorhandene Zusammenstellung biologischer Datenbanken sowie ein Datenabzug des eingestellten biologischen Portals »Biofinder«. Um die Sammlung der Internetquellen stets



Virtuellen Katalog vereint [Kasperk, 2007].

Für viele Teilgebiete der Biologie sind hauptsächlich die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse, wie sie sich in aktuellen Aufsätzen von Fachzeitschriften finden, von Interesse. Für diese Anforderungen ist der Aufsatzkatalog »Online Contents« in den Virtuellen Katalog eingebunden, der eine ständig wachsende Anzahl von Aufsätzen – zurzeit bereits über 1,8 Millionen – aus

Die Virtuelle Fachbibliothek Biologie bietet einen einheitlichen Zugang zu Literatur und biologischer Fachinformation in Bibliotheken und Internet.



aktuell und qualitativ hochwertig zu halten, sind Beiträge und die Mitarbeit von Fachwissenschaftlern in diesem Angebot von vifabio besonders erwünscht.

Wichtige und häufig nicht leicht zu findende Informationsquellen für Wissenschaftler sind die unzähligen biologischen Online-Datenbanken. Über den Menüpunkt »Datenbanken« sind mehr als 450 Datenbanken gezielt zu erreichen. Es sind sowohl bibliografische Datenbanken erfasst, die Aufsatz- und andere Literaturdaten nachweisen, als auch Bild- und Faktendatenbanken, die beispielsweise DNA-Sequenzen oder Arten auflisten. Viele sind kostenfrei über das Internet zugänglich.

Zu den wichtigsten Datenbanken für Biologen gehören »Biological Abstracts« und »Zoological Record«. Wissenschaftler der Universität Frankfurt haben über die Lizenzen der Universitätsbibliothek Zugang.

Für Interessierte außerhalb der Universität, zum Beispiel Lehrer, besteht inzwischen deutschlandweit die Möglichkeit, Zugang zu Biological Abstracts bis 2004 und zu Zoological Record bis 2006 kostenfrei zu erhalten – ein Erfolg der Verhandlungen der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg mit den Anbietern im Kontext der DFG-Programme für Nationallizenzen. Für die aktuellsten, von dieser

Vereinbarung nicht erfassten Jahrgänge wurde bei vifabio die Möglichkeit geschaffen, für den begrenzten Zeitraum von zwölf Stunden ein Ticket zum Recherchieren zu erwerben. Der Preis dieses Pay-per-use-Zugangs liegt bei zehn Euro für Biological Abstracts und bei fünf Euro für Zoological Record pro Ticket. Vor der ersten Benutzung ist eine Registrierung bei subito e.V. notwendig, weil dort die Nutzerverwaltung und die Abrechnung durchgeführt werden.

Online publizieren

Biologische Zeitschriften von internationaler Bedeutung sind heute auch online verfügbar. Die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) ist ein umfassendes Verzeichnis der online vorliegenden Zeitschriften aller Fachgebiete. In Zusammenarbeit mit der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek werden in der Virtuellen Fachbibliothek Biologie unter dem Menüpunkt »E-Zeitschriften« die online verfügbaren biologischen Zeitschriften – zurzeit über 2300 – präsentiert. Mit der Ampelsymbolik werden die individuellen Zugriffsrechte, die der Nutzer an seinem jeweiligen Standort hat, signalisiert: Allgemein frei zugängliche Zeitschriften sind grün markiert; gelbe Farbe bedeutet, dass der Volltext über die Lizenzen zahlende Institution, hier die Universitätsbibliothek, zugänglich ist; gelb und rot heißt, der Volltext ist nur für einen Teil der erschienenen Jahrgänge zugänglich. Alle rot markierten Zeitschriften sind nicht frei zugänglich; eventuell ist aber der Zugriff auf Inhaltsverzeichnisse, einzelne Artikel oder Abstracts erlaubt.

Für die gewissermaßen »aktive Seite« der Beschäftigung mit Fachliteratur – die Publikation biologischer Texte und Daten – besteht über die Webseite der Virtuellen Fachbibliothek Biologie zurzeit die Möglichkeit, per E-Mail Kontakt aufzunehmen und auf einem Ser-

ver der Universitätsbibliothek Dokumente online zu publizieren.

Die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg betreibt zwei Dokumentenserver: Im Rahmen von vifabio sind auf dem Edocs-Server bereits Dokumente des Projektpartners »Kurt Stübers Online-Bibliothek« im PDF-Format verfügbar gemacht worden. Die digitalisierten historischen Werke aus der Biologie und ihren Grenzbereichen waren bisher nicht als Gesamtdokument abrufbar. Im »Hochschulpublikationssystem« werden Online-Monografien, Dissertationen, Habilitationsschriften, Diplom- und Magisterarbeiten, Vorträge und Schriftenreihen aus verschiedenen Fachgebieten veröffentlicht.

Für die weitere Zukunft des Projekts ist geplant, einen für Publizierende und Suchende komfortablen zentralen Biologie-Dokumentenserver zu schaffen, auf dem mit einem einfachen Verfahren Texte eingestellt werden können. Hier könnten sowohl Fachartikel als auch die sogenannte »graue Literatur« der Berichte und Studien, die an vielen Instituten und bei biologischen Fachgesellschaften entstehen, gebündelt zugänglich gemacht werden.

Links zu den Angeboten des Projektpartners, des Verbands Biologie, Biowissenschaften & Biomedizin Deutschland (VBIO), decken den Informationsbedarf in Sachen Stellenangebote, Studiengänge und wichtige Termine im Bereich der Biologie ab.

Die Virtuelle Fachbibliothek Biologie entwickelt sich kontinuierlich weiter, um eine zentrale Recherche- und Publikationsplattform der Biologie zu werden. Ziel bleibt, weitere Kataloge und Aufsatzdatenbanken einzubinden, um die Nachweissituation für biologische Fachliteratur weiter zu verbessern. Wichtig ist außerdem, den Weg vom Literaturzitat bis zum Buch oder der Aufsatzkopie komfortabler und einfacher zu gestalten. ◆

Literatur

Kasperek, Gerwin, Aufbau einer Virtuellen Fachbibliothek für Biologie – vifabio im Entstehen, ABI-Technik 2007, 27: S. 78–95.

Im Internet

www.vifabio.de
www.vascoda.de
http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/
www.biolib.de
http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de

Die Autorin

Dr. Judith Dähne, 44, ist Biologin und baut seit 2006 in einem Projektteam an der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt, die Virtuelle Fachbibliothek Biologie auf. Während ihres Studiums in Frankfurt und ihrer Promotion in Mainz beschäftigte sie sich mit waldökologischen Fragestellungen. Später folgten Stationen als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forstverwaltung, bei einer kommerziellen virtuellen Bibliothek sowie als freiberufliche Gutachterin und Redakteurin. Recherche und Darstellung biologischer und naturwissenschaftlicher Informationen und die Beschäftigung mit Entwicklungen des Internets wurden dabei für sie zu zentralen Interessensgebieten. vifabio@ub.uni-frankfurt.de

Stellenmarkt des Career Centers der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für eine internationale Personalberatung:

Junior-Personalberater/innen

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 08 015 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für ein Beratungsunternehmen
im Bereich Bankensoftware:

eine/n Junior-Consultant (w/m)

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 08 028 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für ein internationales
Marktforschungsunternehmen:

Consultans/Strategic Account Manager (w/m)

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 08 004 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für einen großen Lebensmitteldiscounter:

Management-Nachwuchs (w/m)

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 08 023 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für ITK-Beratungshaus:

Vertriebsmitarbeiter/innen

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 08 022 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

CareerCenter sucht für eine Werbeagentur:

student. Aushilfe (w/m) für den technischen Support

Bewerbung bitte unter der Kennziffer CC 07 225 M an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Logistics and Sales Enthusiasts wanted!

An international logistics company is opening up
new offices in Frankfurt and Hamburg. Your Chance
to start off your career as

Customer/Carrier Sales Representative (m/f)

If you are fluent in German, English and maybe
another European language, please send your
application in English to:

cc@uni-frankfurt.campuservice.de
stating reference no. CC 08 008 A

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Absolventen/innen mit Affinität zu
Beteiligungscontrolling und Rechnungswesen als

Projektmanager/in, Vollzeit Standort Frankfurt, ab sofort gesucht

Sie haben ein abgeschlossenes Studium der
Wirtschaftswissenschaften und erste praktische
Erfahrungen im Beteiligungscontrolling?

Bewerben Sie sich per Email
unter der Kennziffer CC 08 013 an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Für ein weltweit führendes unabhängiges
Bewertungsunternehmen suchen wir

Consultans Corporate Finance (w/m)

Idealerweise verfügen Sie neben Ihrem Studien-
abschluss in Wirtschaftswissenschaften über
praktische Erfahrungen in den Bereichen Valuation,
Transaction Services, Accounting.

Bewerben Sie sich per Email
unter der Kennziffer CC 08 006 A an:
cc@uni-frankfurt.campuservice.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

resultieren komplexe Störungen der Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitung, mit oder ohne eine begleitende geistige Behinderung. Die Symptome und Beeinträchtigungen sind so breit gefächert, dass Experten inzwischen lieber von »Autismus-Spektrum-Störungen« sprechen.

In der Autismus-Ambulanz an der Uniklinik Frankfurt ist der Terminkalender voll, das ist er schon seit über 20 Jahren. Lange war Frankfurt eine der wenigen Anlaufstellen für die Eltern autistischer Kinder. Früher kamen sie oft erst im Schulalter, heute kommen sie immer früher. »Das war und ist unser Ziel«, sagt Poustka. »Autistische Störungen so früh wie möglich erkennen, damit wir dann mit einem intensiven Training wenigstens einem Teil dieser Kinder die Teilhabe am normalen Alltagsleben ermöglichen können«. Einfach definieren lassen sich autistische Störungen nicht, zu groß ist die Bandbreite der Symptome. »Autismus betrifft Menschen, die Schwierigkeiten haben, aus einer Fülle sehr scharf gesehener Details ein gewisses Ganzes, ein Konzept zu sehen«, versucht Poustka den gemeinsamen Nenner zu umschreiben.

Fasziniert von Zahlen, Kacheln und Gullydeckeln

Die Weltgesundheitsorganisation WHO beschreibt die Krankheit als eine tiefgreifende Entwicklungsstörung, die sich meist vor dem dritten Lebensjahr manifestiert und während des gesamten Lebens besteht. Wegweisend ist die Beeinträchtigung der sozialen Interaktion, weil Autisten die Informationen non-verbaler Kommunikation kaum »lesen« können und verbale Ausdrucksformen meist sehr »konkretistisch« verstehen. Sie begreifen nicht, was Körpersprache, Mimik und Gestik des Gegenübers verrät. Ihr eigenes Verhalten wirkt auf andere oft extrem irritierend und befremdlich. Je nach Schwere der Erkrankung besitzen sie höchst unterschiedliche intellektuelle Fähigkeiten, kennzeichnend ist die wiederkehrende Beschäftigung mit bestimmten Themenbereichen, in denen sie mitunter Experten werden, aber sie können sich nicht in sozial verträglicher Weise einfach über Alltagsvorkommnisse »unterhalten«. Mitunter bemerken sie

Dinge, die Nicht-Autisten kaum wahrnehmen. Einige wiederum verfügen über herausragende Fähigkeiten, widmen sich intensiv Zahlen, mathematischen Formeln, grammatikalischen Strukturen, Kalenderdaten. Poustka kennt Kinder, die von Kacheln, farblich geordneten Legosteinen oder Gullydeckeln fasziniert sind. Stereotype Bewegungsmuster sind häufig, beispielsweise wird das Spielzeug nach einer eigenen Ordnung, oft einem inneren Zahlensystem, immer wieder aufgereiht. Wehe, wenn jemand diese Ordnung stört, mit Veränderungen können diese Kinder und Jugendlichen kaum umgehen, sie schreien, weinen, sind dann oft stundenlang kaum zu beruhigen.

Eine autistische Störung zu erkennen, bedeutet eine intensive und zeitaufwändige Beschäftigung mit Eltern und Kind. Zur Abgrenzung gegenüber anderen Psychopathologien gilt der kombinierte Einsatz von strukturierten Interviews, etablierten Fragebogen und Rating-skalen als Goldstandard. »Anders« als Gleichaltrige, so haben die Eltern ihr Kind oft jahrelang erlebt. Für sie bedeuten die Untersuchungsergeb-

nisse oft auch eine Erleichterung, weiß Poustka: »Plötzlich finden sie ihre persönliche Problematik geordnet, die Fülle der Symptome, die sie ja kennen, ergibt nun einen Sinn.« Schwierig ist die Diagnose vor allem bei sehr kleinen Kindern: »Wer sicher einen Autismus bei einem nicht behinderten Kind unter zwei, drei Jahren feststellen kann, der ist schon ein Meister«, sagt der Autismusexperte. »Aber bei einem behinderten Kind ist das noch um ein Vielfaches schwieriger.«

»Sozialen Austausch« trainieren

Bis heute ist Autismus nicht heilbar, in der Mehrzahl bedürfen die Betroffenen deshalb zeitlebens der Unterstützung und Betreuung. Wesentlicher Punkt für ein späteres autonomes Leben ist die Interaktionsfähigkeit mit anderen. Weil Autisten selbst Basisemotionen wie Angst, Ekel oder Freude kaum im Gesicht des Gegenübers erkennen können, wird genau das im Frankfurter Therapiezentrum in vielen Sitzungen trainiert, wieder und immer wieder. Die Kinder sollen lernen, Gesichtsausdruck, Tonlage und

Inselbegabung (Savant-Syndrom)

Raymond kennt die Absturzdaten aller Flugzeuge, inklusive Flugnummern und Zahl der Todesopfer. Er weiß auf den ersten Blick, wie viele Streichhölzer die Schachtel enthält, lernt innerhalb eines Tages das Telefonbuch einer amerikanischen Großstadt auswendig. An sich bewundernswert, wäre sein Verhalten gleichzeitig nicht so absonderlich: seine panische Angst vor Veränderungen, seine mangelnde Kommunikation, sein ungelinktes Verhalten. Raymond ist die Hauptperson im Hollywoodfilm »Rain Man«, der Film erhielt 1989 vier Oscars, Millionen sahen ihn überall auf der Welt. Raymonds Geschichte ist die von Kim Peek, eines Autisten mit Asperger-Syndrom. Peek zählt zu den Inselbegabten, Menschen mit einer kognitiven Behinderung, die jedoch in Teilbereichen eine außergewöhnliche Leistung vollbringen. Die Hälfte der bekannten Inselbegabten sind Autisten, sechs von sieben sind männlichen Geschlechts. »Acquired savants« sind Menschen, die als Folge einer Krankheit oder eines Unfalls plötzlich über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügen. Weltweit kennt man etwa 100 Savants, die Mehrzahl verfügt über eine außergewöhnliche mathematische Begabung. Andere spielen komplizierte Musikstücke nach einmal-



In dem Film »Rain Man« spielt Dustin Hoffman einen Autisten mit einer Inselbegabung im mathematischen Bereich

gem Hören nach, sprechen 20 und mehr Sprachen fließend, modellieren Tiere ohne Anleitung detailgetreu nach. Die Ursachen des Savant-Syndroms sind noch weitgehend unbekannt. Mangelnde Filterfunktionen im Gehirn, ein Testosteronüberschuss während der Embryonalentwicklung oder aber eine Überrepräsentation der rechten Hirnhälfte, die für mathematisch-abstrakte, musikalische und zeichnerische Fähigkeiten verantwortlich ist, werden diskutiert.

Körperhaltung des Anderen zu deuten. Und adäquat zu reagieren, denn darauf basiert unsere menschliche Kommunikation. »Der Grad der Imitationsfähigkeit ist ein relativ gutes prognostisches Zeichen für eine spätere Selbstständigkeit«, fasst Poustka seine Erfahrungen zusammen. Irreführend wäre es, dabei an vielleicht zwei bis vier Trainingsstunden pro Woche zu denken. Einige Experten fordern dabei einen ungemein hohen Einsatz therapeutischer Bemühungen: »Die Therapie ist im sogenannten ABA-System (Applied Behavior Analysis) wesentlich intensiver«, so der Autis-

überzeugten Poustka die Ergebnisse der renommierten britischen Autismusforscherin Patricia Howlin, die im Rahmen einer Studie auch mit wöchentlich sechs Trainingsstunden in einer Art Integrationskindergarten (allerdings unter Einsatz gezielter Programme) vergleichbare Ergebnisse erzielte. »Da müssen wir hin, denn eine so intensive Behandlungsweise, wie sie im ABA-System gefordert wird, ist für die große Anzahl autistischer Kinder schlicht nicht möglich«, sagt Fritz Poustka. »Das erreichen wir, indem wir unsere Therapieprogramme weiterentwickeln und Kindergärten

entsprechende Einrichtung weiterleiten«, sagt Poustka. Deshalb sind er und seine Mitarbeiter häufig zu Vorträgen und Fortbildungen unterwegs. Regelmäßig evaluieren und überprüfen die Mitarbeiter der Frankfurter Kinder- und Jugendpsychiatrie zudem einen Teil des gängigen diagnostischen Instrumentariums. Doch nicht nur die Früherkennung autistischer Störungen soll intensiviert werden. »Wichtig wäre, dass sich in jedem Kindergarten, jeder Schule ein Ansprechpartner mit entsprechender Weiterbildung findet, der autistische Kinder unterstützen kann.« Gäbe es hierzu bundesweite Anstrengungen, müsste das auch nicht unbezahlbar sein, glaubt Poustka. »Wahrscheinlich ist nur eine Umschichtung der derzeitigen Hilfen nötig.«

Mehr Wissen und Therapieangebote wären auch für die betroffenen Familien eine große Unterstützung, denn der Autismus eines Kindes prägt das gesamte Familienleben – oft lebenslang. Die Kostenübernahme durch Krankenkassen oder Jugendamt müssen immer wieder geklärt werden. Vorgegebene Strukturen können kaum verändert werden, weil autistische Kinder darauf oft panisch reagieren. Das Kind muss zur Therapie gefahren und begleitet werden – ein Vollzeitjob für mindestens einen Elternteil. Kein Wunder, dass die Therapeuten meist mehr als nur den autistischen Patienten betreuen. »Wir beobachten oft schwerwiegende Depressionen bei den Eltern autistischer Kinder, aber auch Probleme bei Bruder oder Schwester, die dann im Schatten des kranken Geschwisterkindes stehen«, so Poustka.

Fehlerhafte Emotionsverarbeitung

Manche Eltern greifen verständlicherweise nach jedem vermeintlichen Strohalm, der Besserung, vielleicht sogar Heilung verspricht – beispielsweise eine Delfintherapie in der Karibik. Nach eher sehr cursorischen Veröffentlichungen über eine vermeintliche Besserung durch Gabe des Bauchspeicherdriisenhormons Sekretin waren auf Betreiben betroffener Eltern die weltweiten Lagerbestände in kurzer Zeit aufgekauft worden – dabei hat sich dieses Mittel als völlig wirkungslos zur Behandlung des Autismus erwiesen. Von einer Möglichkeit, eine



Autistische Kinder und Jugendliche sind oft isoliert, wozu auch ihre ungewöhnlichen Vorlieben beim Spiel beitragen. Beispielsweise stapeln sie gern Holzklötzchen nach einem bestimmten System, oder sie sind fasziniert von Kacheln, Gullydeckeln oder Zahlen. Einige Autisten besitzen eine außergewöhnliche Begabungen in Teilgebieten, weshalb auch von Inselbegabung gesprochen wird.

musexperte: »40 Stunden pro Woche, ein Elternteil wird dabei als Therapeut mit ausgebildet, eine Supervision gehört dazu. Und das über Jahre!« Nicht zuletzt deshalb wurde im Juni des vergangenen Jahres das neue Autismus-Therapiezentrum Frankfurt (ATZ) der Klinik eröffnet. Es soll die Kapazitäten für die Behandlung psychischer Erkrankungen bei Kleinkindern, Kindern und Jugendlichen erweitern. Da nicht allen Familien eine solch intensive Behandlung möglich ist, müssen machbare Therapiemethoden entwickelt werden. Daher

und Schulen vermitteln. Diese dort einsetzbar zu machen und laufend zu vermitteln, ist unser erklärtes Ziel.«

Trainer in Kindergärten und Schulen ausbilden

Schon lange arbeiten die Mitarbeiter der Klinik daran, den Kenntnisstand über Autismus-Spektrum-Störungen zu verbreitern. »Ich wünsche mir, dass Kinderärzte bei den regelmäßigen Vorsorgeuntersuchungen darauf achten, und diese Kinder dann so früh wie möglich zur weiteren Diagnostik an eine



Heilung des Autismus zu entdecken, ist die Forschung aber noch weit entfernt. Dank neuer bildgebender Verfahren, vor allem der funktionellen Magnetresonanztomografie (fMRT), lernen die Wissenschaftler immerhin langsam, was im Gehirn von Autisten eigentlich fehlerhaft abläuft. Während Studienteilnehmer beispielsweise Bilder von Gesichtern betrachten, wird die Gewebedurchblutung als Korrelat der Aktivierung bestimmter Hirnareale gemessen. Unterschiede zu Gesunden zeigen sich in der Amygdala, dem Zentrum der Emotionsverarbeitung in der Tiefe des Gehirns. Auch ganz bestimmte Bereiche des Schläfen- und Stirnlappens, die für die Gesichtserkennung maßgeblich sind, werden bei Autisten geringer aktiviert. »Sie nehmen Gesichter offenbar wie unbelebte Objekte wahr«, zitiert Fritz Poustka Studien der Universi-

tät Yale und auch eigene Studien in Frankfurt. Ähnlich unterschiedslos werden anscheinend auch Geräusche und menschliche Sprache verarbeitet. Die Spiegelneurone, spezifische Nervenzellen, die es uns ermöglichen, das Erleben anderer zu antizipieren und beispielsweise Imitationsbewegungen zu erwarten und auszuführen, fehlen bei Autisten oder sind zumindest unzureichend vorhanden. Andere Studien ergaben, dass bei Autisten die einzelnen Hirnzentren untereinander geringer vernetzt sind. »Sie haben offenbar das Problem, die Verbindung über weit entfernte Hirnanteile zu koordinieren« sagt Poustka.

Kompliziertes Netzwerk von Genen

Seit einiger Zeit gewinnt die Hypothese immer mehr Bedeutung, dass eine Störung der Verbindung ver-

schiedener Hirnareale (Konnektivität) eine wesentliche Ursache beim Autismus darstellt. Dies wiederum passt sehr gut zur Annahme eines gestörten Aufbaus von Verbindungen (Synapsen und Dendriten) zwischen Gehirnarealen, die bei kognitiven Prozessen eine Rolle spielen. Dazu gehört das limbische System mit Strukturen wie dem Hippocampus, Amygdala und Hypothalamus. Es gibt Hinweise, dass es vor allem im Hippocampus von Patienten mit Autismus zu verminderter Bildung von dendritischen Fortsätzen und damit zu weniger Verschaltungen von Neuronen kommt. Die molekularen Ursachen könnten in der Funktionsstörung von Genen liegen, die an der Synaptogenese von glutamatergen, das heisst erregenden Synapsen beteiligt sind. Dafür spricht die Entdeckung von einigen seltenen Mutationen in den Neurologin-Genen *NLGN3* und *NLGN4X* in wenigen Familien mit Autismus zuerst durch Jamain und Kollegen (2003). Die Zusammenarbeit aller großen Vereinigungen von Labors und Kliniken, die an der Aufklärung der genetischen Ursachen dieser Störung arbeiten (AGP: die »Kollaboration der Kollaborationen«) hat einige weitere Gene identifiziert: Das AGP Consortium konnte mit Hilfe besonderer Techniken CNVs (Copy Number Variations) in zwei Familien identifizieren, die zum Verlust des Gens Neu-

Autistische Kinder müssen es regelrecht üben, die Gefühle anderer Menschen anhand ihrer Gestik und Mimik zu interpretieren. Das in Frankfurt entwickelte Testverfahren und Training des Erkennens von fazialem Affekt (FEFA) ist ein Modul innerhalb eines computergestützten Test- und Trainingsprogramms, in dem die Kinder lernen, die Grundemotionen Freude, Trauer, Zorn, Ekel, Überraschung und Furcht zu erkennen.

Formen von Autismus		
	Frühkindlicher Autismus	Asperger-Syndrom
erste Auffälligkeiten	ab dem 10.-12. Lebensmonat	ab 3. Lebensjahr
Blickkontakt	selten, flüchtig	selten, flüchtig
Sprache	in der Hälfte der Fälle das Fehlen einer Sprachentwicklung; ansonsten verzögerte Sprachentwicklung, anfangs oft Nachsprechen vorgesagter Worte (Echolalie), Vertauschen der Pronomina	frühe Entwicklung einer grammatisch und stilistisch hochstehenden Sprache, oft pedantischer Sprachstil, Probleme beim Verstehen von Metaphern
Intelligenz	Teilweise geistige Behinderung, teilweise normale Intelligenz	normale bis hohe Intelligenz, teilweise Hochbegabung
Motorik	keine Auffälligkeiten, die auf den Autismus zurückzuführen sind	häufig motorische Störungen, Ungeschicklichkeit, Koordinationsstörungen

Darstellung der wichtigsten Formen des Autismus nach Leekam (2000).

Die Autorin

Dr. Eva Maria Siefert, 47, ist Ärztin und freiberufliche Medizinjournalistin. Sie teilt ihre Zeit zwischen Notfallmedizin und Berichterstattung für Zeitungen, Radio und Fernsehen.

rexin 1 (*NRXN1*) führen. Weiterhin wurden durch Durand und Kollegen (2007) in drei Familien Mutationen im Gen *SHANK3* (SH3 and multiple ankyrin repeat domain) nachgewiesen.

Die von diesen Genen kodierten Proteine sind durch ihre Funktion bei der Ausbildung von prä- und postsynaptischen Strukturen maßgeblich an der Synaptogenese von glutamatergen Synapsen beteiligt. Dazu kommt die Mutation im ribosomalen Protein RPL10 in zwei Familien mit Autismus. Dadurch könnte es bei der Ausbildung von postsynaptischen Dendritenfortsät-

zen während der Gehirnentwicklung in bestimmten Arealen zu verminderten Neuronenverschaltungen kommen. Dieses Gen wurde in Zusammenarbeit der Frankfurter Kinder- und Jugendpsychiatrie und der Abteilung Molekulare Genomanalyse im Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ) gefunden. Der Frankfurter Klinik fällt die Aufgabe zu, die autistische Störung einwandfrei zu diagnostizieren und Familien zu finden mit einem Kind oder mehreren betroffenen Kindern mit Autismus. Für das Forschungsprojekt wurden ihnen Blutproben entnommen, die dann im

Labor mithilfe der daraus gewonnenen DNA oder von Zelllinien auf genetische Gemeinsamkeiten mit der Erkrankung untersucht werden.

Doch diese gefundenen Gene sind nur einige Bausteine unter vielen, die bei Bildung und Ausreifung der neuronalen Kontaktstellen entscheidend sind. Sicher sind sich die Experten immerhin, dass die genetische Codierung der Synapsenbildung bei der Autismusentstehung eine maßgebliche Rolle spielt.

»Doch die Synaptogenese ist ein komplizierter Prozess, der durch eine ganze Reihe von Genen beeinflusst wird, die zudem über das ganze Genom verstreut sind«, warnt Poustka vor Euphorie. Entschlüsselt habe man die Ursache des Autismus deshalb noch lange nicht. Das Zusammenspiel innerhalb dieses Netzwerkes, wann welches Protein für einzelne Phasen der Hirnentwicklung wichtig ist, das alles ist noch weitgehend unbekannt. »Uns geht es da wie den Autisten«, sagt Poustka: »Wir sehen viele Einzelheiten, aber das Konzept dahinter, das Gesamtbild, wodurch Autismus tatsächlich entsteht, das sehen wir (noch) nicht.«

Literatur

<p>Jamain S et al.: Paris Autism Research International Sibpair Study. Mutations of the X-linked genes encoding neuroligins NLGN3 and NLGN4 are associated with autism. <i>Nat Genet.</i> 2003 May; 34(1): 27–29</p> <p>Klauck SM et al.: Mutations in the ri-</p>	<p>bosomal protein gene RPL10 suggest a novel modulating disease mechanism for autism. <i>Mol Psychiatry</i> 2006; 11: 1073–1084.</p> <p>Durand CM et al.: Mutations in the gene encoding the synaptic scaffolding protein SHANK3</p>	<p>are associated with autism spectrum disorders. <i>Nat Genet.</i> 2007;39 (1):25–27.</p> <p>Autism Genome Project Consortium: Mapping autism risk loci using genetic linkage and chromosomal rearrangements. <i>Nat Genet.</i> 2007;39(3): 319–328.</p>	<p>Holtmann M., Bölte S, Poustka F. Genetik des Autismus. <i>Zeitschrift Medizinische Genetik</i> 2006; 18: 42–46.</p> <p>Leekam S et al. Comparison of ICD-10 and Gillberg's criteria for Asperger syndrome. <i>Autism</i> 2000; 4, S. 11–28.</p>
--	---	---	--

Anzeige

www.plan-deutschland.de

Öffne deine Augen für meine Welt. Werde Pate!

Nähere Infos:
040-611 400

Plan International Deutschland e.V.
Bramfelder Str. 70
22305 Hamburg

Internationales Kinderhilfswerk

Plan

»Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«

Warum die Religion trotz Säkularisierung ein bestimmender Faktor bleibt

? »Totgesagte leben länger«, so haben Sie, Herr Prof. Schmidt, treffend beschrieben, wie Religion das ihr prophezeite Ende überlebt hat. Wie erklären Sie dieses Phänomen?

Schmidt: Die Religion zu verabschieden, war sicher voreilig, aber ich halte es auch für übereilt, die Säkularisierung nur als eine bloße Episode zu betrachten. Habermas hat das sehr prägnant auf die Formel gebracht, dass wir mit dem Bestehen von religiösen Gemeinschaften in einer sich weiter säkularisierenden Umgebung rechnen müssen. Das heißt, beides ist wahr: Die Säkularisierung geht weiter und bestimmt die Kultur, auch unsere Wissenschaftskultur; gleichzeitig bedeutet Säkularisierung aber nicht das Ende von Religion. Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen beschreibt eine veränderte Wahrnehmung des Verhältnisses von Religion und säkularer Moderne, aber keine veränderte Tatsache.

? Nicht das Ende der Religion ist festzustellen, sondern die Renaissance einer neuartigen, subjektiven Glaubensvielfalt. Der Münchner Soziologe Ulrich Beck umschreibt diesen Prozess so: »Die Einheit von Kirche und Glauben zerbricht. Ja, institutionalisierte Religion und individualisierter Glauben treten in Widerstreit.« Stimmen Sie diesem Befund zu?

Schmidt: Ich halte die Rede vom Widerstreit für eine etwas dramatisierte Wortwahl. Es stimmt: Wir haben es mit einer zunehmenden Ausdifferenzierung zu tun. Religion wird in der Moderne vielfältiger, und es gibt sicher Formen von Religiosität, die sich außerhalb der Kirche behaupten. Aber dass die institutionelle Religiosität ausstirbt und sich alles nur noch in freien Zirkeln bewegt, das kann ich nicht sehen. Auch für Religionsphilosophen und Religionssoziologen ist es weiter wichtig, sich auch auf traditionelle

Im Gespräch: Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, Dekan des Fachbereichs Katholische Theologie, und Prof. Dr. Markus Witte, Dekan des Fachbereichs Evangelische Theologie, und Ulrike Jaspers, Referentin für Wissenschaftskommunikation.



und damit kirchliche theologische Merkmale und Inhalte zu beziehen, um überhaupt bestimmen zu können, was Religion ist.

? Heißt das denn, dass sich Wissenschaftler gern auf Altbekanntes beziehen, weil diese neu entstehenden Gruppierungen und Formen schwer zu fassen sind?

Schmidt: Ich habe oft den entgegengesetzten Eindruck, dass die neuen Phänomene besonders spannend erscheinen, was zu einer überprägnanten Wahrnehmung dieser Phänomene führt. Viele Religionswissenschaftler entdecken religiöse Bewegung als Forschungsgegenstand und verabschieden eher vorschnell das eher alltägliche, graue, langweilige Christentum, obwohl das nach wie vor sehr einflussreich und wirksam ist.

? Was kann die Theologie ausrichten in einer Welt, in der jeder seinen eigenen Gott seinen Lebensbedürfnissen anpasst – aus dem »Warenlager letzter Bedeutungen«, wie es der Konstanzer Religionssoziologe Thomas Luckmann nennt?

Witte: Zunächst einmal sind hier die Begriffe von Theologie, Welt und Religion zu klären. Luckmanns Äußerung scheint mir sehr stark auf gesellschaftliche und religiöse

Phänomene in Deutschland zugeschnitten zu sein. Aber bereits in den Nachbarländern sieht es anders aus, und wenn wir den Blick auf andere Kontinente weiten, werden die Fragen komplett anders. Man muss sich nur die religiösen Aufbruch-Phänomene in China anschauen. Oder blicken wir nach Südamerika, wo sich zurzeit eine erhebliche Umkonfessionalisierung ereignet: Das über Jahrhunderte katholisch geprägte Südamerika wird durch charismatisch orientierte Gruppen in weiten Teilen protestantisch.

? Aber zurück zu Deutschland, welche Funktion hat Theologie innerhalb unserer Gesellschaft?

Witte: Theologie ist zunächst einmal eine Funktion der Kirche, insofern sie die Kirche, deren Glauben und Leben, aus wissenschaftlicher Perspektive reflektiert und kritisch begleitet. Darüber hinaus erfüllt die Theologie in unserer Gesellschaft die Funktion, religiöses Erbe zu bewahren und zu interpretieren, religiöse Phänomene als solche wahrzunehmen und auszulegen sowie Leben aus der eigenen Tradition und der Perspektive eines denkenden Glaubens zu deuten.

? Der neue Erzbischof von München, Reinhard Marx, fordert eine »mentale Wende« in der



Kirche, um den Abstieg zur »Gefühlsreligion mit etwas folkloristischem Klimbim« zu verhindern. Gleichzeitig stehen religiöse Veranstaltungen im Zeichen der modernen Eventkultur – ob es sich um den Besuch des Papstes in Bayern oder um den Weltjugendtag in Köln handelt. Muss die Kirche sich anpassen? Frage an den Alttestamentler Prof. Markus Witte.

Witte: Ganz einfach: nein! Aufgabe der Kirche ist es, in der Welt, mit der Welt und gegebenenfalls auch gegen die Welt ihre Position und ihren Wahrheitsanspruch zu vertreten. Ein klassisches biblisches Bild zum Selbstverständnis der Kirche ist das prophetische Amt des Wächters, ein kritisches Gegenüber, das auch Orientierung schenkt. Dies kann nur aus einer gewissen Distanz und einem Gefühl der Fremdheit heraus bestimmt werden, da wäre Anpassung genau der falsche Weg. Das heißt aber nicht, dass sich Kirche nicht selbst immer wieder verändern und erneuern muss – mit anderen Worten: Die Kirche muss selbstverständlich einem ständigen Reformationsprozess unterliegen.

? Die Frage ist doch, ob die Kirche gewissen Trends nachgeben muss oder sollte?

Witte: In der Tradition bleiben, zugleich den Glauben an Gott zeitgemäß verkündigen und leben und

damit die von der Gesellschaft erwartete Orientierungsfunktion geben – das ist eine Herausforderung, der sich die Kirche stellen muss.

? Wenn es um (Post-)Säkularisierung geht, taucht immer wieder der Name des Frankfurter Sozialphilosophen Jürgen Habermas auf und in diesem Zusammenhang seine Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buch-

handels, die er unmittelbar nach den Ereignissen des 11. Septembers 2001 gehalten hat. Können Sie, Herr Prof. Schmidt, als Habermas-Schüler knapp und trotzdem verständlich erklären, was es damit auf sich hat?

Schmidt: Generell hat Habermas die große Gabe, komplexe Sachverhalte auf prägnante Begriffsbilder zu konzentrieren, die dann wirkmächtig werden. Die Rede von der postsäkularen Gesellschaft soll genau das ausdrücken, dass religiöse Gemeinschaften in einer immer weiter säkularisierenden Umgebung fortbestehen. Man kann es wortspielerisch so ausdrücken: Postsäkularisierung bedeutet, dass wir in einem zweifachen Sinn in einer Phase nach der Säkularisierung leben. Die Erwartung, dass es eine lineare, unumkehrbare Entwicklung namens Säkularisierung gibt, an deren Ende das automatische Verschwinden und Verdampfen der Religion steht, wird zunehmend infrage gestellt. Wir leben aber auch nach der Säkularisierung im Sinne von »gemäß der Säkularisierung«: Säkulare Begriffe und säkulare Normen setzen sowohl im Recht, in der Moral, in der Politik, aber auch in der Wissenschaft die Standards, an denen sich die theologische Reflexion von Religiosität orientieren muss, an der sich aber auch die Kirche orientieren muss, wenn sie sich in einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft positionieren will.

? Warum dann »Post«-Säkularisierung?

Schmidt: Wir haben die einseitige säkular geprägte Geschichtsbetrachtung aufgegeben; die Verhältnisse sind komplexer geworden. In einer modernen Gesellschaft zu leben bedeutet nicht, dass Religion verschwinden muss. Gleichzeitig gibt die Säkularisierung den für moderne Gesellschaften verbindlichen Orientierungsmaßstab vor. Lassen Sie mich einen Vergleich anführen: Wenn wir an die Diskussion um die Integration von Migrant*innen denken, so zeigt sich, dass wir hier lange zu denkfaul und zu bequem waren. Wir haben angenommen, dass wir uns über normative Regeln und ihre Begründung und darüber, wie wir diese Regeln und Begründungen unterschiedlichen Menschen zumuten können, keine Gedanken machen müssten. Wir sind davon ausgegangen, dass die Zeit alles von selbst regeln wird. Die einen glaubten, dass es sich bei den Einwanderern bloß um Gäste handelt, die nach einer Zeit schon wieder verschwinden werden; andere glaubten, dass diese Menschen nur lange genug hier leben müssten, damit sie sich automatisch anpassen. Man ist also vor den begrifflichen Fragen ausgewichen und ist davon ausgegangen, dass sich die Probleme im Laufe der Zeit von selbst lösen würden. Aber das hat augenscheinlich nicht ausgereicht. Viele zeigen eine ähnliche Haltung, wenn es um das Verhältnis von Religion und Moderne geht: Die einen gehen davon aus, dass man im Laufe der Zeit schon merken werde, dass auch eine säkulare Gesellschaft nicht auf Religion verzichten könne; die Religion werde zurückkehren. Vertreter der Gegenposition sind der Überzeugung, dass die moderne Wissenschaft und Technik, der moderne Sozial- und Rechtsstaat die Religion von selbst zum Verschwinden bringen werde. Auch hier zeigt sich: Das reine Setzen auf das Verlaufen von Zeit löst keine Probleme, die man begrifflich und mit intellektuellem Mut lösen muss.

? Aufgeklärtes Christentum und moderne Philosophie – das charakterisiert nicht nur Ihre wissenschaftliche Sozialisation, Herr Prof. Schmidt, sondern auch das Programm für die fachübergrei-

fende Kooperation von Theologen und Philosophen an der Goethe-Universität. Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Schmidt: Ein Beispiel, das mir als Philosoph, der sowohl am Fachbereich Katholische Theologie als auch am Institut für Philosophie der Goethe-Universität zu Hause ist, natürlich besonders vor Augen steht, ist das Institut für Religionsphilosophische Forschung. In dieser in der Bundesrepublik einmaligen Forschungseinrichtung arbeiten Philosophen verschiedener Fachbereiche zusammen – philosophisch orientierte Theologen, Philosophen, die in den beiden theologischen Fachbereichen lehren, aber natürlich auch Philosophen des Instituts für Philosophie im Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften. Sie betrachten die Religion aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, sei es agnostisch, säkular, christlich oder jüdisch



geprägt, aber mit streng philosophischen Mitteln. Dieser starke Forschungsverbund begeistert mich immer wieder an unserer Frankfurter Universität. Als Beispiel möchte ich die Diskussion über die philosophischen Grundlagen des religiösen Dialogs nennen: Wenn die Religionen miteinander ins Gespräch kommen sollen, dann wirft das natürlich auch wahrheits- und begriffstheoretische Fragen auf. Wie kann man den anderen auf eine nicht billige Art tolerieren, wie kann man die Treue zu seinem eigenen Wahrheits- und Geltungsanspruch aufrechterhalten und trotzdem akzeptieren, dass auch die anderen ihre Wahrheitsansprüche haben? Das ist eine spannende philosophische

Frage. Wir hatten dazu verschiedene Tagungen, die sich mit dem Verhältnis Religion und pluralistische Öffentlichkeit oder mit dem Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Religion beschäftigen haben.

? Ein weiteres Beispiel für die Kooperation zwischen Theologen und Philosophen?

Witte: Die Martin-Buber-Professur für Jüdische Religionsphilosophie am Fachbereich Evangelische Theologie – diese Professur wurde 1989 von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in Erinnerung an den jüdischen Religionswissenschaftler und Religionsphilosophen Martin Buber, der von 1923 bis 1933 an der Universität Frankfurt wirkte, gestiftet und ist inzwischen eine ordentliche Landesprofessur. Sie dient der philosophischen und theologischen Begegnung von Judentum und Christentum.

? Seit einiger Zeit laufen Überlegungen zur Gründung des Paul-Tillich-Zentrums. Paul Tillich, der in den Zwanziger Jahren in Frankfurt gelehrt hat, war ein Grenzgänger zwischen Philosophie und Theologie – ist der Name schon Programm für das Zentrum?

Witte: Ja, Tillich steht erstens für Theologie, wenn auch zunächst für protestantische Theologie; er steht zweitens für Philosophie, aber auch drittens für Religionswissenschaft und für eine Theologie der Religionen und damit für Fragen, die vor allem in der systematischen Theologie reflektiert werden. Durch seine Zeit in den USA steht er natürlich auch für Internationalität. Seine dreibändige, zunächst auf Englisch veröffentlichte »Systematische Theologie« beeinflusste die wissenschaftliche Entwicklung enorm. Die Übersetzung ins Deutsche führte in den 1980er Jahren zu einer Paul-Tillich-Renaissance in Deutschland, vor allem im Zusammenhang der Klärung des Verhält-

nisses zwischen Gesellschaft, Kultur und Theologie.

Schmidt: Philosophen wie auch katholische Theologen haben sich gern auf diesen Namen eines prominenten evangelischen Theologen eingelassen, weil er in der Tat programmatisch ist, nicht nur in Bezug auf seine Analysen und Methoden. Tillich präsentiert dieses Grenzgängertum, die Vermittlung zwischen den drei uns am Herzen liegenden Wissenschaften – Philosophie, Theologie und Religionswissenschaft. Er ist natürlich auch eine sehr prominente Frankfurter Figur, welche die spezifische Interdisziplinarität der Frankfurter Geisteswissenschaften auf den Punkt bringt – ein aufgeklärter Geist, der die Öffentlichkeit und die Entwicklung kritisch begleitet.

? In der globalisierten Welt können Religionen nicht mehr nur nebeneinanderherleben, sich in ihrer »reinen« Form erhalten. Sie sind längst stärker miteinander verwoben, als es vielen Religionsführern und Kirchenverantwortlichen recht ist. Das ist auch eine Herausforderung für die Theologen an deutschen Uni-



versitäten – wie gehen Sie, Herr Prof. Witte, als Wissenschaftler und Angehöriger des Evangelischen Fachbereichs, mit diesem Dilemma um?

Witte: Das ist kein Dilemma! Die reine Religion gibt es nicht, außer in der Theorie von Religionen. Wenn man sich Religionen aus religionswissenschaftlicher Perspektive anschaut, dann handelt es sich immer



Witte: Das könnte man so sehen, ist es aber nicht. Die Aufgabe von theologischen Fachbereichen ist es, den christlichen Glauben in einer pluralen (auch religiös pluralen) Gesellschaft reflektierend, kritisch und dialogisch zu begleiten und zu deuten. Das heißt, eine moderne Theologie kommt ohne Religionswissen-

um Mischprodukte, indem sie auf Vorhergehendem aufbauen, dieses verwandeln, der eigenen Tradition zunächst fremde Symbole aufnehmen und einzelne aus anderen Glaubensvorstellungen stammende Systeme integrieren. Wie gehen wir nun damit um, dass es in unserer Gesellschaft nicht nur Protestantismus und Katholizismus, sondern auch andere Konfessionen und Religionen gibt, die ihre eigenen Institutionen theologisch, das heißt wissenschaftlich, kritisch und argumentativ, begleiten wollen? Zunächst stellt sich die Frage, ob andere Konfessions- und Religionsgemeinschaften überhaupt eine akademische Theologie haben wollen. Das setzt einen bestimmten Bedarf voraus, aber auch die Bereitschaft, sich wissenschaftlichen Regeln, die sich im Zuge der Aufklärung herausgebildet haben, verpflichtet zu fühlen. Wir versuchen im Fachbereich Evangelische Theologie, das Phänomen Religion ebenso wie konkrete Religionen interdisziplinär zu erforschen und ins Verhältnis zur evangelischen Theologie zu setzen. Das heißt, unser Fachbereich beschäftigt sich, wie andere evangelische oder katholische Fachbereiche auch, im Interesse der eigenen Theologie mit den anderen Religionen. In diesem Sinn könnte man sagen, dass die Religionswissenschaften anderer Religionen im Dienste der evangelischen Theologie ein integraler Bestandteil unseres Fachbereichs sind.

? Im Dienste – klingt das nicht nach Vereinnahmung?

schaft und ihre Methoden, aber auch ohne den direkten kritischen Diskurs mit anderen Religionen nicht aus. Die Besonderheit, die wir an unserem Fachbereich haben, ist, dass wir mit den beiden Stiftungsprofessuren für Islamische Religion auch Professuren für nicht christliche Religionen haben und somit einen unmittelbaren theologischen und religionswissenschaftlichen Dialog führen können.

? Warum haben Sie die islamische Theologie in Ihrem Fachbereich aufgenommen? Gehörte zu den Motiven auch, den Weg frei zu machen für islamische Religion im universitären Raum, der islamischen Theologie ein Dach zu gewähren?

Witte: Die beiden Stiftungsprofessuren für Islamische Religion, die zurzeit von den Kollegen Özsoy und Takim versehen werden, sind

ein Teil der Religionswissenschaften und darauf legen die beiden Islamwissenschaftler selbst auch Wert. Diese beiden Professuren bereichern unser wissenschaftliches Lehr- und Forschungsangebot und bieten eine hervorragende Plattform für einen gesellschaftlich und theologisch notwendigen, kritischen und hermeneutisch reflektierten Dialog zwischen Christentum und Islam. Natürlich lag der Entscheidung zur Anbindung der Stiftungsprofessuren für Islamische Religion an unseren Fachbereich auch zugrunde, den islamischen Kollegen ein Dach zu gewähren.

? Ganz konkret: Wenn die Evangelische Kirche Hessen und Nassau sich auf das Konfessionalitätsprinzip innerhalb des Fachbereichs Evangelische Theologie bezieht und moniert, dass nun auch die Professur für islamische Religion in Ihrem Fachbereich beheimatet ist, wie reagieren Sie, Herr Prof. Witte, als Dekan?

Witte: Zunächst einmal bestreite ich, dass der Status konfessioneller Bestimmtheit durch diese Professuren tangiert ist. Durch spezielle Konstruktionen sind diese Professuren innerhalb der Religionswissenschaft verankert. Religionswissenschaft ist aber auch von anderen Landeskirchen als Fach und mittlerweile Prüfungsgegenstand für das erste theologische Examen festgeschrieben. Die Stiftungsprofessuren wurden zudem mit ausdrücklicher Zustimmung der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau eingerichtet. Man muss allerdings sehen, dass sich die Haltung des



Protestantismus gegenüber dem Islam seit etwa zwei Jahren gewandelt hat. 2005 gab es noch eine stark ausgeprägte Dialogbereitschaft, seit 2006 hat sich dies auf der Ebene der EKD geändert, was sich nun auch in den landeskirchlichen Bereichen widerspiegelt. Es ist eine kirchenpolitische und eine gesamtgesellschaftliche Frage der Integration, die sich jetzt hier am Grenzpunkt von Staatskirchenrecht und konfessioneller Bestimmtheit am jüngsten evangelisch-theologischen Fachbereich in Deutschland zuspitzt.

? Der Dialog der Religionen ist nicht nur Thema für die Forschung, welche Möglichkeiten ergeben sich durch die Professur für islamische Religion für die Studierenden?

Witte: Es gibt innerhalb des Magisterstudiengangs Religionswissenschaften, der von beiden christlichen Fachbereichen mitgetragen wird, einen Teilstudiengang »Islamische Religion«. Damit werden das Fächerspektrum und die Möglichkeit, interkulturelle Kompetenzen zu erwerben, für unsere Studierenden deutlich erweitert, wobei zu betonen ist, dass es kein konfessionsbezogener Studiengang ist. Dieser Studiengang ist im Gegensatz zum Pfarramtsstudiengang und den Lehramtsstudiengängen auch nicht unmittelbar professionsbezogen, er zielt – zumindest noch – nicht auf einen bestimmten Beruf wie Lehrer oder Pfarrer. Wenn eine muslimische Glaubensgemeinschaft künftig religiöse Funktionsträger wissenschaftlich ausbilden will, dann könnte dieser Studiengang eine sehr wichtige Rolle spielen. Dazu bedarf es aber bestimmter politischer Rahmenbedingungen, die bisher noch nicht bestehen.

? Mit bekenntnisorientiertem Islamunterricht, der von staatlich ausgebildeten Lehrern abgehalten wird, hat Baden-Württemberg jetzt begonnen und bietet zunächst an den Pädagogischen Hochschulen »Islamische Theologie und Religionspädagogik« an. Was halten Sie von diesem Konzept? Ist das langfristig in Frankfurt auch angedacht?

Witte: Zunächst müsste das Fach Islamische Religion seitens der poli-

tisch Verantwortlichen an hessischen Schulen eingeführt werden, sonst gibt es keinen Bedarf an islamischen Religionslehrern. Darüber hinaus müsste es einen festen Ansprechpartner auf der islamischen Seite geben, wie es die Kirchen für den christlichen Religionsunterricht sind. Das Curriculum eines solchen professionsbezogenen Studiengangs »Islam. Religion für das Lehramt« müsste den modernen Wissenschaftsprinzipien wie Transparenz, Reflexivität, Argumentation verpflichtet sein, den religionspädagogischen und religionsdidaktischen Standards an den deutschen Universitäten entsprechen, die Lehrveranstaltungen müssten in Deutsch oder Englisch stattfinden, um nur einige wichtige Kriterien zu nennen.

? Halten Sie die Einrichtung eines Lehramtsstudiengangs für islamische Religion für eine politisch notwendige Zielsetzung?

Schmidt: Aus einer sympathisierenden Beobachterperspektive möchte ich Folgendes sagen: Islamischer Religionsunterricht ist sicher wünschenswert, da sind wir uns als Bürger dieser Gesellschaft schnell einig. Die Frage ist, wie organisiert man das, welche Institutionen, welche Fachbereiche werden Träger solcher Studiengänge? Diese Frage ist sicher schwieriger zu entscheiden. Im Rückschluss sieht man dann auch, welches hohe Gut die bisher eingespielten staatskirchenrechtlichen Lösungen darstellen. Dazu gehört, dass wir konfessionellen christlichen Religionsunterricht an staatlichen Schulen haben und dass wir das Personal dazu an öffentlichen Universitäten nach wissenschaftlich fundierten Curricula ausbilden. Religionslehrerinnen und Religionslehrer werden in Deutschland im Lichte der Öffentlichkeit und nicht in irgendwelchen Hinterhof-Institutionen ausgebildet. Das deutsche Religionslehrer-Modell wird nun wieder als interessante Lösung entdeckt, wenn es um die Frage geht, wie wir den Islam gleichermaßen respektieren und integrieren können. Dieses Modell bietet den Religionsgemeinschaften sicherlich einen privilegierten Weg, in der Öffentlichkeit sichtbar und einflussreich zu sein; zugleich ist es aber auch ein Weg,



der garantiert, dass sich die Religionen in ihrer Reproduktion, in der Rekrutierung und Ausbildung ihres Personals, an die Spielregeln eines demokratischen Rechtsstaates halten.

? Den Islam gibt es ebenso wenig wie das Christentum. Aufgrund der vielen muslimischen Strömungen mangelt es dem Staat an anerkannten Organisationen als Partnern. In Frankfurt ist die Professur für Islamwissenschaften von der türkischen Religionsanstalt Diyanet gestiftet worden – wie beurteilen Sie diese Kooperation?

Witte: Die Kooperation ermöglichte überhaupt erst die Einrichtung einer Stiftungsprofessur und einer Stiftungsgastprofessur für Islamische Religion, da diese Professuren von Diyanet bezahlt werden. Zudem bot sich die Kooperation gerade mit einem türkischen Partner aufgrund wissenschaftlicher Kontakte zu türkischen Universitäten und aufgrund der hohen Anteile von Muslimen aus der Türkei in Deutschland an. Die Kooperation wird durch einen Stiftungsvertrag geregelt. Der Besetzungsmodus für die Stiftungsprofessur entspricht den universitären Berufsregeln. Die Gastprofessur wird durch einen Stiftungsrat, in dem Mitglieder der Universitätsleitung, der Stifterin

und des Fachbereichs Evangelische Theologie vertreten sind, besetzt. Damit ist gewährleistet, dass wir sehr gute Wissenschaftler nach unseren Standards an die Universität Frankfurt holen können.

? Bei »Hochreligiösen« – so bezeichnet die Studie »Religionsmonitor« der Bertelsmann-Stiftung die besonders Gläubigen – ist die Bereitschaft, zu missionieren, sehr ausgeprägt – dagegen ist eher unterbelichtet, sich kritisch mit den eigenen religiösen Lehren und Einstellungen auseinanderzusetzen. Theologen anderer Universitäten berichten, dass die Zahl der »Hochreligiösen« unter den Studierenden in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen ist. Nehmen Sie das auch in Frankfurt wahr?

Schmidt: Das kann ich für Frankfurt so nicht bestätigen. Vielleicht liegt dies an dem besonderen Gepräge unseres Fachbereichs. Wir bilden ja keine Priester aus. Unsere Studierenden sind überwiegend angehende Religionslehrer oder machen einen Magister in katholischer Theologie. Dieser Personenkreis wird seine theologischen Kompetenzen später eher in einem säkulareren Umfeld einsetzen, sei es in

staatlichen Schulen oder beispielsweise in Verlagen. Sie sind weniger im Binnenkreis einer Gemeinde tätig, deshalb ziehen wir vielleicht auch eher Studierende an, die grenzübergängerisch mit ihrer eigenen Religiosität umgehen.

? Und wie schaut es mit den »Hochreligiösen« im Fachbereich Evangelische Theologie aus?

Witte: Ich nehme diesbezüglich am Frankfurter Fachbereich keine Änderungen bei den Studierenden wahr, auch nicht unter den Pfarramtsstudierenden. Das liegt sicher daran, dass Frankfurt als offen und kritisch eingestuft wird und dies die Wahl des Studienorts beeinflusst. Allerdings ist zu beobachten, dass im Zuge des Bologna-Prozesses neue private und freikirchliche Hochschulen entstehen und wachsen; das Potenzial von Studierenden, die einer eher evangelikalen oder fundamentalistischen Blickrichtung folgen, ist da.

? Die Frankfurter Universität startete ohne theologische Fakultäten. Das bedeutete damals allerdings nicht, dass religiöse und theologische Inhalte tabu waren. Könnten Sie sich vorstellen – abgesehen von kirchenrechtli-

chen Einwänden – in einem Fachbereich gemeinsam mit Theologen, Religionswissenschaftlern und Philosophen zu arbeiten?

Schmidt: Organisatorisch stellt dabei aus meiner Sicht die angestrebte Gründung des Paul-Tillich-Zentrums für interdisziplinäre Religionsforschung den entscheidenden institutionellen Meilenstein dar. Dieses Zentrum wird die Kooperation zwischen Theologen, Religionswissenschaftlern und Philosophen an unserer Universität erheblich verbessern und vor allem in der Öffentlichkeit und der internationalen Forschungslandschaft deutlich sichtbarer machen. Die Frage, wie sich die zukünftige Struktur der Fachbereiche an der Stiftungsuniversität Frankfurt entwickeln mag, ist demgegenüber im Moment sekundär.

Witte: Eine große theologische – nicht kulturwissenschaftliche – Fakultät mit konfessionell gebundenen, selbstständigen theologischen Instituten unterschiedlicher Konfessionen und Religionen, vernetzt durch ein gemeinsames Institut für interdisziplinäre religionswissenschaftliche Forschung, könnte hier ein Modell der Zukunft sein. ♦

Zur Person



Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, 47, ist seit 2003 Professor für Religionsphilosophie am Fachbereich Katholische Theologie und kooptierter Professor am Institut für Philosophie, Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften. Zurzeit ist er Dekan des Fachbereichs Katholische Theologie. Schmidt studierte Philosophie und Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen und an der Goethe-Universität. Von

1995 bis 2001 war er wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Universität Frankfurt, danach Assistent Professor am Department of Philosophy, California State University, Long Beach (USA). Von 2003 bis 2007 war Schmidt Geschäftsführender Direktor des Instituts für Religionsphilosophische Forschung der Goethe-Universität. Er hatte Gastprofessuren an der Universität Innsbruck, der University of Washington, der Saint Louis University (USA) und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen inne. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit dem Verhältnis von Religionsphilosophie und Gesellschaftstheorie bei Hegel, in seiner Habilitationsschrift ging es um Rationalität religiöser Überzeugungen in pluralistischen Gesellschaften. Schwerpunkte seiner Forschung sind neben Religion



und Gesellschaft die Philosophie Hegels und die Diskurstheorie von Jürgen Habermas.
t.schmidt@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Markus Witte, 43, ist seit 2001 Professor für Altes Testament am Fachbereich Evangelische Theologie und zurzeit Dekan des Fachbereichs. Er studierte Evangelische Theologie und Alt-orientalistik an den Universitäten

Frankfurt, Erlangen und Marburg. 1993 wurde er an der Universität Marburg mit einer Studie zum Buch Hiob promoviert, 1997 ebenfalls in Marburg mit einer literaturgeschichtlichen und theologischen Untersuchung der biblischen Urgeschichte (1. Mose 1–11) habilitiert. Von 1995 bis 1996 unterrichtete er Altes Testament an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth. Von 1997 bis 1998 war er Vikar der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in Wetzlar. Schwerpunkte seiner Forschung sind die Literatur- und Religionsgeschichte des antiken Israel, Anthropologie und Theologie des Alten Testaments, althebräische Philologie und das hellenistische Judentum. Neben seiner akademischen Tätigkeit ist er ordniertes Pfarrer im Ehrenamt.
m.witte@em.uni-frankfurt.de

Der schwierige Weg zur Einbürgerung des Islam

Plädoyer für eine islamische Theologie an deutschen Universitäten

Die Migranten in Deutschland müssten dem türkischen Ministerpräsidenten in einem Punkt dankbar sein – nicht weil Erdogan in seiner Februarrede in der Köln-Arena die Assimilation der türkischstämmigen Migranten ablehnte und somit uns zu den Anfängen der Integrationsdebatte zurückwarf. Der Verdienst seiner Rede liegt vielmehr darin, dass die deutsche Politik sich zur öffentlichen Klarstellung gezwungen fühlte, wer dem Staatsbürgertum in Deutschland angehört und wo die Grenzen der deutschen Innen- und Außenpolitik liegen. Kanzlerin Merkel beteuerte daraufhin eiligst, dass sie auch die Kanzlerin der türkischstämmigen Migranten sei.

Diese Äußerungen hatten zwar primär die Absicht, zu betonen, dass von den türkisch-stämmigen Deutschen berechnete Loyalität erwartet wird. Doch darüber hinaus hat die Regierung erneut – wie schon in der Regierungserklärung von Innenminister Schäuble im September 2006 (»Der Islam ist Teil



Deutschlands und Teil Europas, er ist Teil unserer Gegenwart und er ist Teil unserer Zukunft«) – ihre Verantwortung unterstrichen, die muslimischen Bürger mit Migrationshintergrund nicht als »Andere« zu sehen und auszuklammern. Es steht also nicht mehr zur Debatte,

ob der Islam nach Deutschland gehört oder nicht, sondern es geht um die gemeinsame Pflicht, die Muslime in die Gesellschaft und den Staat einzubinden. Bei näherer Betrachtung der Integrationsdebatte der letzten Jahre stellt man fest: Ein beachtlicher Teil der Wortführer unter den Migranten und auch der Politiker sind zu der Erkenntnis gekommen, »dass die Muslime einen festen Bestandteil der hiesigen Gesellschaft ausmachen« – so Innenminister Wolfgang Schäuble, »in die Mitte der Gesellschaft zu holen sind« – so der Bundestagsabgeordnete der Grünen, Omid Nouripour, und »dass der Islam eingebürgert werden soll« – so die Bundestagsabgeordnete der Grünen, ehemalige Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Marieluise Beck.

Daraus folgt: Integration ist mehr als nur stillschweigende Hinnahme auferlegter Pflichten und Befolgung von Auflagen der Runden Tische. Anforderungen wie Verfassungs-

Wer wird die Wette um die politische Vormachtstellung bei türkisch-stämmigen Migranten gewinnen: Angela Merkel, die Kanzlerin der türkisch-stämmigen Deutschen, oder Recep Tayyip Erdogan, der Ministerpräsident der Auslandstürken?

Nur schöne Worte oder konstruktiver Dialog? Papst Benedikt XVI. mit Ali Bardakoglu, dem Präsidenten der Anstalt für religiöse Angelegenheiten, während seines Türkei-Besuches im September 2006.



Lang ersehnter Dialog auf hoher politischer Ebene, in der Deutschen Islamkonferenz. Das erste dreistündige Treffen fand am 27. September 2006 im Schloss Charlottenburg (Berlin) statt.



treue, strikte Beachtung der Gesetze oder Beherrschung der einheimischen Sprache gehören ohne Wenn und Aber zu den Integrationsleistungen, die Migranten erbringen müssen. Zur Integration gehört darüber hinaus und erst recht die (Selbst-)Wahrnehmung des agierenden Subjekts, das imstande ist, seine Rechte in Anspruch zu nehmen. Die Integration ist also erst dann gelungen, wenn die Muslime sich als handelnde Subjekte reflektieren, frei und als mündige Bürger entfalten, sich an der aktiven Bürgergesellschaft beteiligen. Wie aber können Muslime ihren eigenen Beitrag in einem mehrheitlich nichtmuslimischen Land leisten? Wie können sie am Gemeinwohl mitwirken und dabei ihre spezifischen Interessen als Angehörige einer Religionsgemeinschaft einbringen?

Der Mangel an intellektueller Dialogkompetenz

In 20 bis 30 Jahren wird nach verlässlichen Schätzungen in vielen deutschen Städten ein Drittel der Bürger einen muslimischen Hintergrund haben. Alleine diese Tatsache erzwingt allseitige Offensiven zur »Einbürgerung des Islam«, wenn wir keinen Problem- und Konfliktstau verursachen und uns in 30 Jahren nicht weiterhin mit dem Phänomen der Parallelgesellschaften befassen wollen. Kein Weg kann an einem konstruktiven Dialog auf Augenhöhe vorbeiführen, wenn es

sich schließlich um den Versuch handeln soll, anderen Menschen in ihrer Lebensweise gerecht zu werden. Erfreulicherweise gibt es bereits zahlreiche Dialogbemühungen und -formen auf breiter gesellschaftlicher und intellektueller Ebene. Gesprochen und diskutiert wird in Moscheen, Kirchen, Vereinen, Tagungen, akademischen Einrichtungen und nicht zuletzt auf hoher politischer Ebene, in der Deutschen Islamkonferenz. In den Medien werden unermüdlich brisante Fragen diskutiert wie Ehrenmorde, Frauenrechte, Kopftuch, Zwangsheirat, Moscheebauten. Bedauerlich ist es dagegen, dass der interreligiöse Dialogprozess durch Ermüdungserscheinungen und einen Kuscheldialog, der nicht über unverbindliche Absichtserklärungen hinauskommt, erschwert wird. Doch dass diese Form des Dialogs die Integrationsdebatte nicht voranbringt, zumindest darin sind sich führende Christen wie der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche, Wolfgang Huber, und verantwortliche Muslime wie die Politologin Raida Chbib vom Institut für Religionswissenschaft der Universität Bochum einig.

Zwei miteinander verbundene Gründe lassen sich als Barriere für einen konstruktiven Dialog ausmachen. Erstens macht sich ein ernst zu nehmendes Unbehagen bemerkbar: Häufiger ist zu hören, dass der christlich-islamische Dialog auch daran scheitert und die Integration

nicht vorankommt, weil es unter den Muslimen nicht genügend kompetente Gesprächspartner und intellektuelle Repräsentanten gebe. Zu verlegen ist dies nicht. Dieser Umstand führt dazu, dass wichtige theologische Aspekte sehr oft unautorisiert diskutiert oder ausgeklammert werden. Unter den medienwirksam auftretenden Experten befindet sich kaum einer, der sich auf ein ausgewiesenes Theologiestudium stützen kann. Die wenigen Repräsentanten der muslimischen Organisationen mit einem gewissen theologischen Hintergrund reichen bei weitem nicht aus, die vielen gesellschaftsrelevanten Fragen beantworten zu können. Die Brisanz der offenstehenden Fragen wird deutlich, wenn über einen »Euroislam« oder »deutschen Islam« diskutiert wird, aber kaum jemand wagt, die Debatte über die Eventualität einer strukturellen »Verkirklichung« im Falle der Anerkennung einer islamischen Religionsgemeinschaft als Körperschaft öffentlichen Rechts aufzunehmen. Zudem erlauben die Pluralität unter den Muslimen und ihre Organisationsstruktur keine für alle verbindlichen Aussagen oder keine herrschende Lehrmeinung. Bekanntlich kennt der Islam weder eine Kirche noch existiert eine Dachorganisation, die im Namen aller Muslime oder einer Konfession sprechen könnte. Zweitens scheint folgende Gretchenfrage zwischen der Islamkritik und dem

muslimischen Dagegenhalten fast unüberwindbar zu sein: Was macht den Islam aus, beziehungsweise wie soll er sein? Was steht im Koran, und wie sollen Koranverse ausgelegt werden?

Warum gibt es zu wenig kompetente Dialog- und Ansprechpartner? Einige Erklärungsversuche: Die Gastarbeiter wollten zurück und waren daher an Hab und Gut in ihrem Herkunftsland interessiert und nicht an gut ausgebildeten Nachkommen im Aufnahmeland. Es dauerte Jahrzehnte, bis sie und die Politik einsahen und akzeptierten, dass sie auf Dauer ihr Land verlassen haben und die Zukunft ihrer Kinder in der neuen Heimat liegt. So wuchsen dem Land und der Kultur ihrer Eltern entwurzelte Kinder auf. Das fortbestehende Bildungsdefizit in Sachen Religion ist in der mittlerweile vierten Generation viel größer, als die vielen Koranschulen in Hinterhofmoscheen es vermuten lassen. Abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen vermitteln die Koranschulen weder eine terminologische Sprachfähigkeit noch das theologische Hintergrundwissen, mit denen man halbwegs in den interreligiösen Dialog eintreten kann.

Nach dem 11. September ist die religiöse Bildung in Moscheen und Moscheegemeinden mit Nachdruck angeprangert worden, genauso wie die »Import«-Imame, denen Unkenntnis über die Gegebenheiten der hiesigen Gesellschaft und nicht selten Hasspredigt und Gewaltverherrlichung vorgeworfen werden. Schlussfolgerung ist die Notwendigkeit des Religionsunterrichts in Deutsch und in deutschen Schulen sowie der Ausbildung der Imame in Deutschland. Weite Kreise der muslimischen Migranten sowie zahlrei-

che Personen in Gesellschaft und Politik unterstützen die Forderung nach islamischem Religionsunterricht. Die Einführungsversuche laufen zwar seit einigen Jahren, gleichzeitig halten sich einige Bundesländer wie Hessen bedeckt, wenn es um Ausbildung der Lehrer und Anerkennung einer Religionsgemeinschaft als Trägerorganisation geht. Die angebotenen Crash-Kurse zur Umschulung islamischer Religionslehrer wie in Baden-Württemberg können vielleicht zu Anfang nützlich sein, sind aber weit davon entfernt, theologische Fundierung bereitzustellen. Lässt man den lang bestehenden Mangel äquivalenter Angebote – wie ordentlicher Religionsunterricht in den Schulen und weiterbildende Hochschuleinrichtungen – Revue passieren, muss man feststellen, dass es um Mög-

stattdessen sollte vorausblickend gedacht werden.

Theologisches Rüstzeug stärken

Nicht nur das allgemeingesellschaftliche Interesse an interreligiöser Dialogkompetenz macht ein wissenschaftliches Theologiestudium notwendig, sondern auch die aktuellen spezifischen Erfordernisse wie die Ausbildung der Religionslehrer oder der Imame. Bisher fehlt allerdings die institutionelle Infrastruktur weitgehend. Die aktuelle Frage ist: Wo sollen Lehrkräfte und Imame das Rüstzeug erlangen, und wie soll diese Infrastruktur aussehen? Hier sind Universitäten in der Pflicht!

Erstmals wurde 2001 auf einer Konferenz in Hamburg die Fragestellung erörtert, ob ein Lehrstuhl



Koranschulen der Hinterhofmoscheen sind seit Jahrzehnten die einzigen Orte der religiösen Bildung. Sie vermitteln Grundkenntnisse, jedoch kaum sprachliche Artikulationsfähigkeit in Deutsch.

lichkeiten des Kompetenzerwerbs eher düster aussieht. Es macht wenig Sinn, die Diskussion mit gegenseitigen Schuldzuweisungen rückwärtsgewandt zu vertiefen,

für islamische Theologie eingerichtet werden soll. Inzwischen gibt es erste Versuche, eine universitäre Ausbildung zum Teil mit islamisch-theologischen Inhalten zu veran-

Weiterführende Literatur

Ammann, Ludwig und Katajun Amirpur (Hrsg.), <i>Der Islam am Wendepunkt. Liberale und konservative Reformer einer Weltreligion</i> , Herder Spektrum, Freiburg, 2006.	gern – Auf dem Weg zur Anerkennung muslimischer Vertretungen in Deutschland, Dokumentation der Fachtagung vom 25. April 2005, veröffentlicht im November 2005.	gang mit der Angst vor dem Islam, Deutsches Institut für Menschenrechte, 2007.	Leggewie, Claus: <i>Auf dem Weg zum Euro-Islam? Moscheen und Muslime in der Bundesrepublik Deutschland</i> , Herbert-Quandt-Stiftung, 2002.	Leggemen, Thomas: <i>Islamische Organisationen in Deutschland</i> , Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2000.	Roy, Oliver: <i>Der islamische Weg nach Westen. Globalisierung, Entwurzelung und Radikalisierung</i> , Pantheon, 2004.	Schmid, Hansjörg: <i>Auf dem Weg zum Integrationslotsen? Das Rollenverständnis der Imame in Deutschland ändert sich</i> , www.akademiers.de/fileadmin/user_upload/pdf_archive/schmid/Veroeffentlichungen/HK_01_07_Ss_25ff.pdf	Waardenburg, Jacques, <i>Selbstsicht und Sicht des Anderen. Alte Abgrenzungen und neue Wege zur Offenheit im christlich-islamischen Verhältnis</i> , in: Hansjörg Schmid u. a. (Hrsg.), <i>Identität durch Differenz? Wechselseitige Abgrenzungen in Christentum und</i>	Islam, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 2007, S. 21–40.	Zentralrat der Muslime in Deutschland e. V.: <i>Islamische Charta</i> , zu lesen unter http://www.islam.de/3035.php
--	--	--	---	--	--	--	--	---	--

kern. In Münster, Frankfurt, Erlangen, Osnabrück, Karlsruhe sind Lehrstühle und Professuren errichtet worden, an denen Lehrstoffe in unterschiedlichen Formen und Ausrichtungen angeboten werden. Die Stiftungsprofessur Islamische Religion im Fachbereich Evangelische Theologie in Frankfurt ist religionswissenschaftlich ausgerichtet, zugleich wird in der Lehre und Forschung auf den wissenschaftlichen Dialog zwischen christlichen und muslimischen Theologen großen Wert gelegt. Die übrigen Professuren sind mit einer Gewichtung der pädagogischen Lehrerausbildung eingerichtet.

Wahrnehmung der eigenen Religion und kritische Selbstreflexion

Ein zweites wesentliches Argument soll die Notwendigkeit der universitären Theologie des Islam in Deutschland noch unterstreichen: Wir brauchen in Deutschland eine islamische Theologie, mit deren Hilfe sich die Selbstsicht der Muslime in der mehrheitlich nichtmuslimischen Gesellschaft kreieren und entfalten kann. Selbsterkenntnis und Erkenntnis des Anderen – oder »Selbstsicht« und »Sicht des Anderen«, um mit den Worten des Religionswissenschaftlers Jacques

Fragen nach einem europäischen oder deutschen Islam oder nach einer europäischen Rechtsschule nicht näher eingegangen werden. Fest steht jedoch, dass eine bewusste oder unbewusste Entwurzelung von der alten Heimat und eine Akkulturation stattfinden und auch nicht zu vermeiden sind.

Die Geschichte des Islam von den Anfängen bis heute und die heutige islamische Welt sind beredte Belege dafür, dass die gesellschaftliche und lokale Formung der Identität, der religiösen Kultur und des Islamverständnisses in unterschiedlichen Regionen der Erde andersartige Züge angenommen haben. Dennoch ist ein paradoxes Bild des Islam und der Muslime hierzulande nicht zu übersehen: Einerseits hat man detaillierte Kenntnisse über die Pluralität und Spaltungen unter den Muslimen, in den Medien wird auch gern darüber berichtet; andererseits dominiert sehr schnell das Bild des radikalen oder terroristischen Muslims, wenn es um gesellschaftliche Konflikte und »Lagerbildungen« geht. Versucht man vorschnelle Pauschalisierungen oder eine Abwehrreaktion zu vermeiden, scheint indessen die Befürchtung berechtigt, dass sich neben der großen Mehrheit der friedlich lebenden Muslime in Europa Fundamentalismus und Radikalismus ausbreiten könnten; was seine Ursachen unter anderem in der steigenden Durchlässigkeit der Grenzen im Zuge der Globalisierung hätte.

All diese Phänomene, Erfordernisse und auch Befürchtungen stellen sowohl die Muslime als auch die Christen vor die Herausforderung, ihre religiösen Überzeugungen und theologischen Grundlagen immer wieder aufs Neue zu überdenken. Eine kritische (Selbst-)Reflexion der Muslime in Deutschland kann und wird sich ohne die akademische Beschäftigung mit ihrer Theologie nicht vollziehen, auch wenn diese die Dialog- und Integrationsdefizite allein nicht ausgleichen kann. Eine islamische Theologie wird sicherlich nicht die Rolle übernehmen, von der die Bewältigung sozio-politischer Herausforderungen erwartet werden darf, sondern die den Prozess kritisch begleitende. Wo kann sich eine kritisch-hermeneutische Begleitung der Geschichte des Islam in Europa entwickeln und entfalten außer in den Universitäten?



Moscheen sind Orte der Gotteserfahrung, der menschlichen Solidarität und des gesellschaftlichen Friedens und sollten dies auch dauerhaft bleiben.

Diese ersten, wenngleich verspäteten Schritte reichen nicht aus, den Bedarf an dem universitären Theologiestudium abzudecken. Diese Einrichtungen sind unter dem enormen Druck der Sachzwänge stark bedarfsorientiert entstanden – also hauptsächlich für die Lehrerausbildung, bei der Imamausbildung ist man noch nicht soweit. Damit besteht die Gefahr, dass sie in aller Eile ausbilden, ohne fundierte theologische Grundlagen zu vermitteln. Sicherheitsdenken und das Motiv, islamischem Radikalismus Einhalt zu gebieten, stand bei der Schaffung dieser Professuren eher Pate als der Gedanke, freie Entfaltungschancen des Islamverständnisses durch eigene Theologie einzuräumen oder Menschen- und Bürgerrechte der muslimischen Migranten zu stärken.

Waardenburg zu sprechen – sind von ausschlaggebender Relevanz für die Beziehungen zwischen Muslimen und Christen. Bisher ist die Selbstsicht der Muslime, die unter neuen Bedingungen im deutschen und europäischen Kontext leben, noch weitgehend unreflektiert, sie ist allerdings für den Einbürgerungsprozess des Islam unerlässlich. Von einer einheitlichen Selbstsicht der Muslime mit ihrer unterschiedlichen Herkunft und den verschiedensten religiösen Standpunkten kann und soll für die Zukunft auch keine Rede sein. Erforderlich ist jedoch die Wahrnehmung der eigenen Identität und Religion sowie ihre kritische Reflektierung in der »offenen Gesellschaft« (Karl Popper) mit pluralistisch-demokratischen Strukturen. Hier kann auf die

Nur mit universitärer Anbindung

Erfreulicherweise ist Deutschland kein weißer Fleck, wenn es um die Grundlagenforschung und um die Methoden der Islamstudien geht. Die hierzulande stark verwurzelte Islamwissenschaft hat bereits viel geleistet. Eine islamische Theologie kann sich der bereits entwickelten Forschungsmethoden und des vorhandenen Instrumentariums bedienen. Die Islamwissenschaft hat darüber hinaus die Aufgabe der Religionswissenschaft übernommen und viele kritische Fragen an den Islam und an das Islamverständnis der Muslime gestellt, die eine islamische Theologie nicht übersehen kann. Nicht zuletzt unsere Erfahrung im Rahmen der Ringvorlesungsreihe an der Stiftungsprofessur für Islamische Religion, zu der renommierte Islamwissenschaftler eingeladen werden, bestätigt die Chancen dieses interdisziplinären Umgangs. Sie bestätigt aber auch, dass es einer islamischen Theologie bedarf, die von Muslimen selbst aus der Innenperspektive heraus entwickelt und etabliert werden muss.

Eine solche akademische Theologie wird sich neben vielen benachbarten Gebieten wie der Islam- und Religionswissenschaft und anderen



Geisteswissenschaften in interdisziplinären Fragestellungen beweisen müssen. Schließlich scheinen sich die wenigen islamischen Theologen und Islam- und Religionswissenschaftler in Deutschland darüber einig zu sein, dass die Sprache der islamischen Theologie in andere Wissenschaftsdisziplinen und umgekehrt transferiert werden muss, um einen wissenschaftlichen und theologischen Dialog entwickeln zu können. Die wissenschaftssprachliche Kommunikation wäre erst der Anfang, wenn man bedenkt, dass

der Islam hauptsächlich mit der Frage konfrontiert ist, wie er es mit einer freiheitlich-pluralistischen Demokratie hält. Die heftige Debatte um die Islamische Charta des Zentralrats der Muslime von 2002, die eine Versachlichung der gesellschaftlich-politischen Debatte für sich beanspruchte, hat gezeigt, dass es kein einfaches Unterfangen ist. Eine akademisch ausgerichtete islamische Theologie wird sich weiterhin der Aufgabe stellen müssen, die muslimische Selbstsicht kritisch zu hinterfragen und immer wieder aufs Neue zu reflektieren, um den Integrationsprozess voranzubringen.

Die Verankerung der islamischen Theologie an den deutschen Universitäten ist ein notwendiger Meilenstein, um den Islam in Deutschland »einzubürgern«. Wenn die Forderung nach Loyalitätsbekundung nicht voreilig ausgefallen ist, schuldet uns die Politik eine Antwort auf folgende Frage: Wer ist für die Belange der Muslime in Deutschland zuständig und in die Pflicht zu nehmen? Der türkische Ministerpräsident der Auslandstürken oder die Kanzlerin der türkisch-stämmigen Deutschen? Und dazu gehören eben auch akademische Möglichkeiten für fundierte theologische Ausbildung! ◆

Der Autor

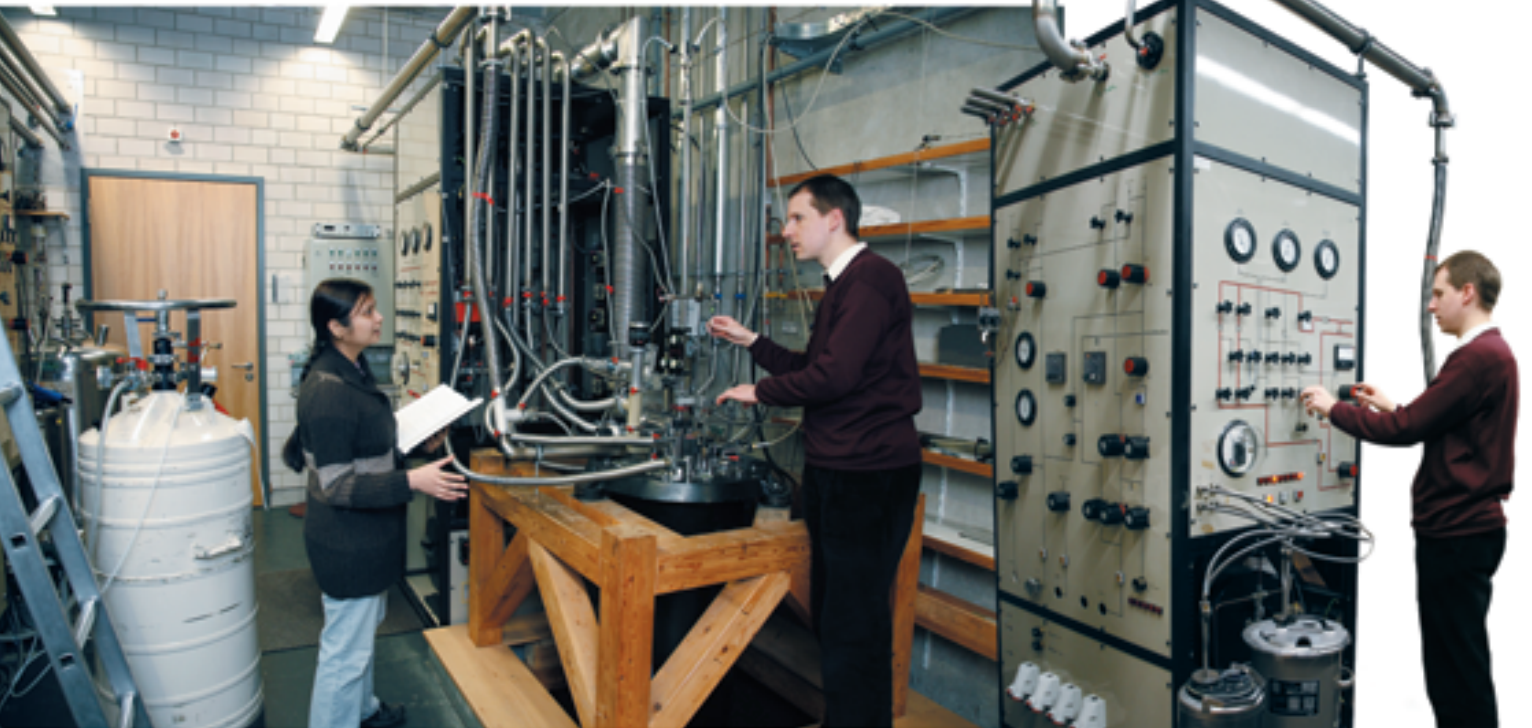
Ertugrul Sahin, 42, geboren in Sarkikaraagac (Türkei), hat Politikwissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Osmanistik in der Türkei und in Deutschland studiert. Er ist seit dem Sommersemester 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Stiftungsprofessur Islamische Religion. Seine Forschungsschwerpunkte sind Islam und Demokratie, Religionssoziologie sowie Islam und Muslime in Europa. Er promoviert gleichzeitig zum Thema Euroislam. Sahin@em.uni-frankfurt.de

Die neue Devise des interreligiösen Dialogs heißt »auf Augenhöhe«.



Exotischen Zuständen der Materie auf der Spur

Neuer Transregio-Sonderforschungsbereich zu wechselwirkenden Vielteilchensystemen



Der kälteste Punkt in Frankfurt ist dieses Tieftemperaturlabor im Physikalischen Institut der Universität Frankfurt. Die Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Michael Lang, im Bild Dr. Ulrich Tutsch und Dr. Deepshikha Jaiswal-Nagar, untersucht bei Temperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt (-273 Grad Celsius) exotische Zustände der Materie.

Neuartige Supraleiter oder Materialien, die durch kleine Störungen vom Isolator zum Leiter oder sogar Supraleiter werden, geben der Forschung Rätsel auf. Sicher ist: Die überraschenden Effekte beruhen darauf, dass Quantenobjekte in großer Zahl miteinander wechselwirken. In einem neuen Transregio-Sonderforschungsbereich zu »komplexen Ordnungsphänomenen in kondensierter Materie« gehen Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen diesen Phänomenen systematisch auf den Grund.

Ein Kubikzentimeter eines Festkörpers enthält etwa 10^{23} Atome und etwa ebenso viele Elektronen, zwischen denen gleichzeitig mehrere Wechselwirkungen aktiv sind. (10^{23} entspricht etwa der Zahl von Sandkörnern an allen Stränden und Wüsten der Erde). Bei dieser astronomisch großen Zahl an Teilchen ist die Vielfalt elektronischer Eigenschaften in Systemen mit starken Vielteilchen-Wechselwirkungen nicht überraschend. Die Elektronen stoßen sich aufgrund ihrer negativen Ladung gegenseitig ab, werden

jedoch von den positiv geladenen Ionenrümpfen des Kristallgitters angezogen. Darüber hinaus wird die Bewegung der Elektronen noch durch quantenmechanische Effekte beeinflusst: So darf der Spin (die mit dem Elektron verknüpfte magnetische Richtung) nur zwei verschiedene Einstellungen haben. Hinzu kommen weitere Einschränkungen der Bahnen, auf denen sich Elektronen im Festkörper bewegen können.

Das Zusammenwirken all dieser Effekte, deren relative Stärken und Einflüsse je nach Material und äußeren Bedingungen variieren können, erklärt die schier unbegrenzte Vielfalt elektronischer Eigenschaften in Festkörpern. Darunter sind so exotische Phänomene wie kollektive Quantenzustände in Supraleitern oder ungewöhnliche metallische Zustände in der Nähe eines wechselwirkungsgetriebenen Metall-Isolator-Übergangs (siehe »Unzertrennliche Paare oder größte Distanziertheit?«, Seite 88). Gleichzeitig wird aber auch deutlich, welche Herausforderung es darstellt, ein

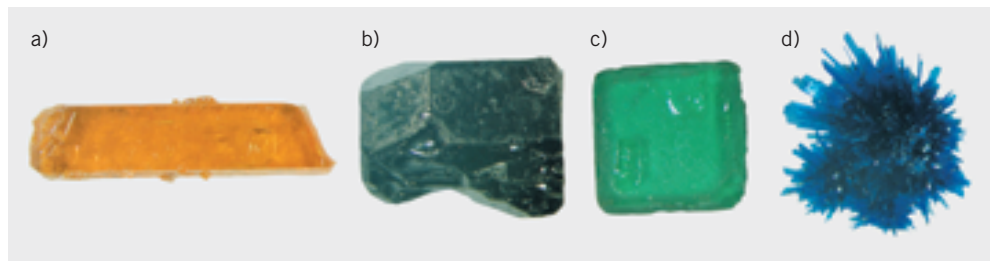
theoretisches Verständnis für die beobachteten Effekte zu entwickeln.

Komplexität reduzieren und schrittweise erhöhen

Was ist die Ursache für solche exotischen Zustände, welche Ordnungsmechanismen sind am Werk und was sind die Konsequenzen daraus? Diesen Fragen widmet sich der im Juli 2007 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) eingerichtete Transregio-Sonderforschungsbereich SFB/TRR 49 »Condensed Matter Systems with Variable Many-Body Interactions«. In diesem Forscherverbund unter Frankfurter Federführung arbeiten etwa 80 Wissenschaftler der Universitäten Frankfurt, Kaiserslautern und Mainz sowie des Mainzer Max-Planck-Instituts für Polymerfor-

schung. Der hier verfolgte Disziplin übergreifende Ansatz vereint Wissenschaftler aus den Bereichen Festkörperphysik, Festkörperchemie, Materialwissenschaften und Quantenoptik. In den ersten vier Jahren wird das Projekt mit etwa 8,4 Millionen Euro gefördert.

Um komplexe Vielteilchen-Systeme besser zu verstehen und mit den gewonnenen Erkenntnissen neue Materialien mit bisher unbekanntem elektronischen Eigenschaften entwickeln zu können, verfolgt der Sonderforschungsbereich ein neues Konzept. Es beruht auf vergleichenden Untersuchungen ein und desselben Phänomens an Materialien mit unterschiedlichem Grad an Komplexität – von einfachen Modellsystemen bis zum komplexen Festkörper. **2** Damit

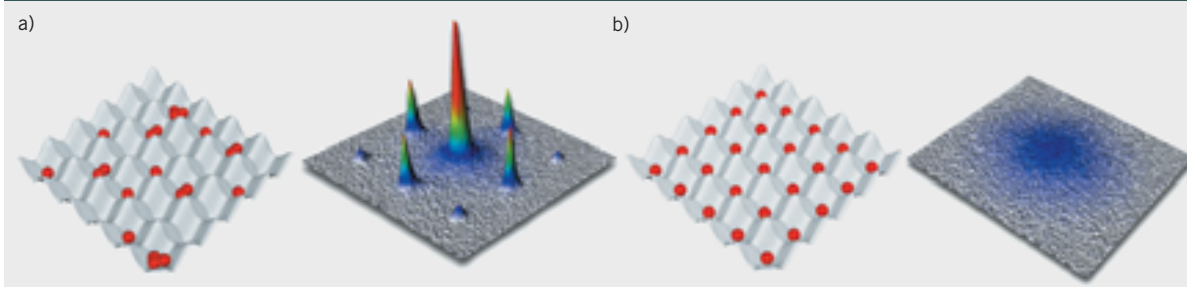


2 Die Farben dieser Kristalle von bernsteingelb über smaragdgrün bis tiefblau verdeutlichen ihre unterschiedliche elektronische Struktur, die sich unter anderem in der Wechselwirkung mit Licht bemerkbar macht; a: Cäsium-Kupferchlorid, b: Cäsium-Kupferbromid, c: ein betainhaltiger Kristall und d: ein Kupfer-Aminopyridin. Im Sonderforschungsbereich »Kondensierte Materiesysteme mit variablen Vielteilchen-Wechselwirkungen« versuchen Forscher Materialeigenschaften wie den Übergang von einem Metall zu einem Isolator zu verstehen, indem sie die Wechselwirkungen einer großen Anzahl von Elektronen unter verschiedenen Bedingungen studieren.

gen im Detail studieren. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel, das in unmittelbarem Zusammenhang mit den Forschungsaktivitäten des Sonderforschungsbereichs steht, ist die Simulation des Übergangs von

design: Einem Baukastenprinzip folgend können molekulare Einheiten zu einem Festkörper zusammengebaut werden. Die Eigenschaften des Gesamtsystems lassen sich dann in gewissen Bereichen systematisch

Ultrakalte Quantengase im »Lichtgitter« von Laserstrahlen



3 a) Bose-Einstein Kondensat (suprafluid) Die Gesamtheit aller Atome lässt sich durch eine ausgedehnte Materiewelle beschreiben, jedoch fluktuiert die Zahl der Atome an jedem Gitterplatz. b) Mott-Isolator: Jeder Gitterplatz wird von genau einem Atom besetzt.

können die generischen Eigenschaften der Systeme von eher materialspezifischen Erscheinungen getrennt und somit die für das Phänomen relevanten Parameter identifiziert werden.

Eiskalte Atome im Laserstrahl

Am unteren Rand der Komplexitätsskala kommen »künstliche Festkörper« als einfache Modellsysteme mit gut kontrollierbaren Eigenschaften zum Einsatz. Dieser neue und vielversprechende Ansatz baut auf den bahnbrechenden Entdeckungen der letzten Jahre im Bereich der Atomphysik und Quantenoptik auf. Durch den Einsatz von Laserlicht ist es gelungen, Atome auf ultratiefe Temperaturen abzukühlen und sie in eine regelmäßige, dem Kristallgitter verwandte Anordnung zu zwingen. Die Atome bewegen sich in diesen künstlichen Kristallen ähnlich wie Elektronen in einem Metall. Durch die Vorgabe äußerer Parameter lassen sich damit gewisse elektronische Eigenschaften der Festkörper simulieren und unter gut kontrollierbaren Bedingun-

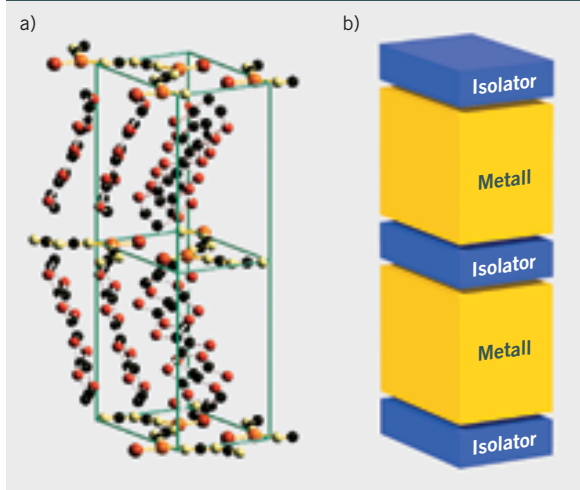
gen im Detail studieren. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel, das in unmittelbarem Zusammenhang mit den Forschungsaktivitäten des Sonderforschungsbereichs steht, ist die Simulation des Übergangs von einem Zustand mit lokalisierten Atomen (ein Modell des Isolators) zu einem Zustand, der durch eine einzige ausgedehnte Materiewelle charakterisiert ist (das Analogon des Supraleiters) **3**. Bei diesem Übergang nimmt die ursprünglich starke Wechselwirkung zwischen den Atomen immer weiter ab.

Das Spektrum der zu untersuchenden Materialien reicht von diesen einfachen Modellsystemen bis hin zu komplexen realen Festkörpern, die die Chemiker und Materialwissenschaftler des Sonderforschungsbereichs aus molekularen Bausteinen zusammenfügen können. Ähnlich wie bei den Quantengasen ergeben sich durch den molekularen Ansatz vielfältige Möglichkeiten für ein gezieltes Material-

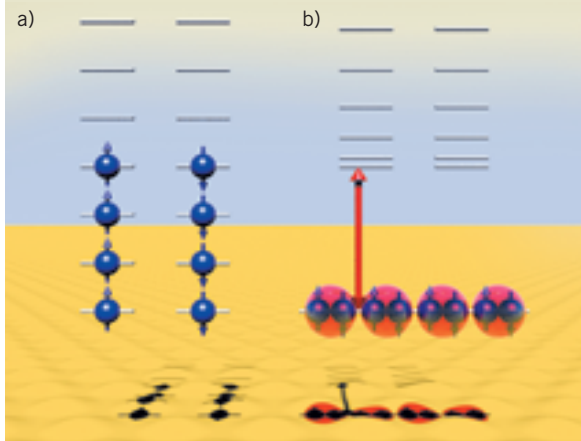
design: Einem Baukastenprinzip folgend können molekulare Einheiten zu einem Festkörper zusammengebaut werden. Die Eigenschaften des Gesamtsystems lassen sich dann in gewissen Bereichen systematisch variieren, indem man die Bausteine oder die sie verbindenden Einheiten verändert. **4** Auch die Variation äußerer Parameter wie Druck oder Temperatur führt zu veränderten Materialeigenschaften. Insbesondere molekulare Festkörper sind in letzter Zeit zu einem hochaktuellen Forschungsgebiet nicht nur der grundlagenorientierten Forschung geworden: Sie besitzen ein hohes

4 Die untersuchten Festkörperstrukturen, hier ein molekularer Festkörper, sind oft komplex (links). Das Bauprinzip ist jedoch meist einfach, wie die rechte Seite der Grafik zeigt. Bei dieser Struktur stapeln sich abwechselnd elektrisch isolierende Schichten aus Anionen (blau) und elektrisch leitende Schichten aus organischen ET-Molekülen (gelb) übereinander.

Ein Baukastenprinzip für Festkörper



Unzertrennliche Paare oder größte Distanziertheit?



a) Im normalen Metall besetzen Elektronen jeden Zustand maximal einfach (a).

Im Supraleiter bilden sich Elektronenpaare, die den energieärmsten Zustand mehrfach besetzen. Eine Energielücke (roter Pfeil) sorgt für die besondere Stabilität dieses Zustands (b).

Elektronen stoßen sich in der Regel aufgrund ihrer negativen Ladung gegenseitig ab. Für viele der bekannten, sogenannten »klassischen« Supraleiter wie Blei oder Aluminium ist noch eine weitere Wechselwirkung von Bedeutung – die Anziehung, die ein positiv geladenes Ion des Kristallgitters (regelmäßige Anordnung von Atomen oder Ionen) auf die Elektronen ausübt. Diese anziehende Wechselwirkung kann dazu führen, dass sich Elektronen effektiv zu Paaren

(sogenannten Cooper-Paaren) zusammenfügen. Als Paar ist es ihnen möglich, den gleichen Quantenzustand einzunehmen wie alle anderen Elektronenpaare. Dieser gemeinsame Zustand verhält sich wie eine einzige große Materiewelle, die sich ohne Reibungsverluste durch den Festkörper bewegen kann.

Besonders spektakulär wird das Verhalten der Elektronen, wenn ihre abstoßende Wechselwirkung dominiert. Das kann durch gezielte Materialzusammensetzung und/oder geeignete äußere Bedingungen wie Temperatur oder Druck erreicht werden.

Bei diesen sogenannten starkwechselwirkenden Elektronensystemen kann ein ganz außergewöhnlicher Vielteilchen-Zustand eingenommen werden, der es den Elektronen ermöglicht, sich so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Der Preis dafür ist ein Verlust an Beweglichkeit – das Material ändert abrupt seinen Zustand und wird zum Isolator. Die Komplexität dieses scheinbar einfachen Vielteilchen-Zustandes wird deutlich, wenn man das System ein wenig stört, etwa durch den Austausch weniger Prozent der Atome des Ausgangsmaterials (Dotierung) oder durch äußeren Druck. Dann wird aus dem ursprünglichen Isolator ein exotischer supraleitender Zustand. Supraleitung in diesen stark wechselwirkenden Elektronensystemen impliziert die Bildung von Elektronenpaaren »trotz« oder vielleicht sogar »gerade wegen« der starken Abstoßung der Elektronen untereinander.

Nähere Informationen: www.tr49.de

Maß an Variabilität und zeichnen sich durch eine Fülle von einstellbaren elektronischen Eigenschaften aus. Daher sind sie für viele Bereiche der technischen Anwendung von höchstem Interesse. Durch den Einsatz molekularer Bausteine oder Polymere können elektronische Schaltkreise noch erheblich verkleinert und kostengünstig produziert werden.

Theoretische Modelle sprengen Rechnerkapazität

Trotz der enormen Fortschritte, die in den letzten Jahren im Bereich der Vielteilchen-Physik zu verzeichnen sind, ist man von einer Beschreibung realer Materialien mit starken Vielteilchen-Wechselwir-

kungen noch weit entfernt. Die hier diskutierten theoretischen Modelle sind trotz ihrer stark vereinfachten Annahmen noch zu komplex, um mit den heute verfügbaren Rechenanlagen behandelt werden zu können. Hier bieten die oben beschriebenen Modellsysteme einen neuen Zugang: Weil die Systeme einfach und variabel sind, kann man gewisse theoretische Modelle mit ihren einschränkenden Annahmen im Labor nahezu exakt nachstellen und damit überprüfen, wie relevant der theoretische Ansatz für das reale Festkörpersystem ist.

Darüber hinaus bieten die im Labor hergestellten Modellsysteme erstmals die Möglichkeit, theoretische Vorhersagen über solche Zu-

stände kondensierter Materie zu testen, die kein reales Analogon in Festkörpern haben. Ein Beispiel ist das Phänomen der Farbsupraleitung in Systemen, bei denen die Partner der Cooper-Paare mehr als zwei Einstellmöglichkeiten bezüglich des magnetischen Momentes haben [siehe Walter Hofstetter: »Eiskalte Atome«, in Forschung Frankfurt 4/2006].

Eine weitere wesentliche Frage ist, wie sich Modifikationen an den Bausteinen des Materials auf die Eigenschaften des Festkörpers auswirken. Verfügt man über eine hinreichend gute theoretische Beschreibung des Materials, so kann man die Auswirkungen zunächst am Computer simulieren und dann entscheiden, ob sich eine Realisierung im Labor lohnt. Die hieraus gewonnenen Erkenntnisse könnten dazu beitragen, Werkstoffe mit maßgeschneiderten Eigenschaften künftig gezielter zu entwerfen. Das tiefere Verständnis der exotischen Zustände könnte auch wichtige Impulse für die Entwicklung neuer Materialien liefern, die bisher unbekannte und faszinierende elektronische Eigenschaften aufweisen. ♦

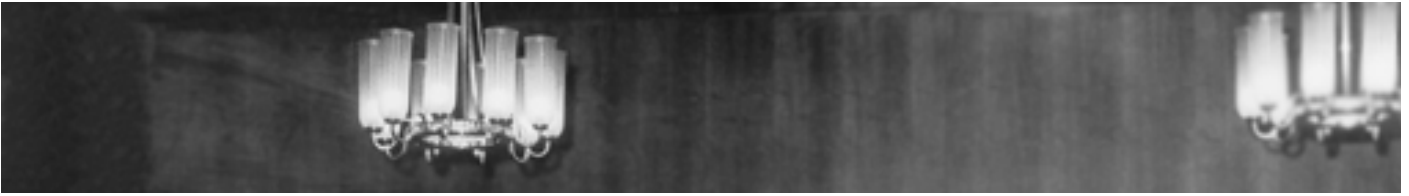
Die Autoren

Prof. Dr. Michael Lang, 48, studierte Physik an der TU Darmstadt. Nach der Promotion verbrachte er einen Forschungsaufenthalt als Postdoc am Institute for Materials Research der Tohoku Universität in Sendai, Japan. Nach seiner Habilitation in Darmstadt im Fach Festkörperphysik im Jahr 1996 wechselte er als Forschungsgruppenleiter an das Max-Planck-Institut für chemische Physik fester Stoffe nach Dresden. Seit 2000 ist er Professor für Physik in Frankfurt. Seine Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit Experimenten an stark korrelierten Elektronen und Spins. Er ist Sprecher des im Juli 2007 gegründeten Transregio-Sonderforschungsbereichs SFB/TRR 49 »Condensed Matter Systems with Variable Many-Body Interactions«.

Michael.Lang@physik.uni-frankfurt.de

Dr. Ulrich Tutsch, 36, studierte Physik an der Universität Karlsruhe. Im Anschluss an die Promotion ging er 2003 für zwei Jahre als Postdoc an die Universität Genf. Seit 2005 ist er in der Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Lang tätig. Im September 2007 wurde er Wissenschaftlicher Koordinator des SFB/TRR 49.

tutsch@physik.uni-frankfurt.de



Meist ohne »festen Wohnsitz«

Zur wechselvollen Geschichte der konfessionellen Lehre – am Beispiel der jüdischen Religionswissenschaft



Die Frage nach dem Stellenwert der »jüdischen Religionswissenschaft« an der Universität Frankfurt lässt sich nur beantworten, wenn man deutlich macht, welche Haltung die Frankfurter Hochschule im Laufe ihrer Geschichte generell gegenüber der Errichtung Theologischer Fakultäten beziehungsweise der Einführung einer konfessionellen Lehre einnahm. Um es gleich vorweg zu sagen: Frankfurt war in den 1920er Jahren die einzige deutsche Universität, an der ein konfessionell gebundener Lehrauftrag für »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik« existierte – ausgeführt wurde er von Martin Buber.

Dem Kulturhistoriker Wolfgang Schivelbusch zufolge war die Frankfurter Universität in der Weimarer Republik die »bürgerlichste Hochschule in Deutschland«. Wie die Spitzenuniversitäten in Amerika verstand sie sich als eine moderne säkulare Bildungseinrichtung. Als einzige deutsche Hochschule besaß sie keine Theologische, dafür aber die landesweit erste Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Gegenüber dem Staat hatte sie sich dank des privaten Stiftergeistes eine große Unabhängigkeit bewahrt.¹¹ Dagegen befürchteten die Mitglieder der deutschen Rektorenkonferenz geschichtslose amerika-

nische Verhältnisse, als sie im Vorfeld der Universitätsgründung erfuhren, dass die Frankfurter entschlossen waren, gegebenenfalls auf eine Theologische Fakultät zu verzichten. Sie mahnten den Bestand der »Kulturnation« an und verwiesen darauf, dass in Deutschland Theologische Fakultäten aufgrund staatsrechtlicher und kulturhistorischer Traditionen integraler Bestandteil der Universitätsverfassung seien.

Wesentlich pragmatischer und taktisch klüger verhielten sich die Gründer der Universität, allen voran Oberbürgermeister Franz Adickes: Sie traten einerseits für eine säkulare Universität ein und begründeten dies mit mangelndem »lokalen Bedarf« angesichts rückläufiger Studentenzahlen im Fach Theologie an preußischen Universitäten.¹² Andererseits schlossen sie die grundsätzliche Möglichkeit der Errichtung Theologischer Fakultäten nie ganz aus. Die Gelder dafür hätten aber, da sich das zuständige Preußische Ministerium zu einer Finanzierung nicht bereitfand, von den Kirchen aufgebracht werden müssen.

Vor diesem Hintergrund bevorzugte es die katholische Kirche, die die »freidenkerischen« Frankfurter Aktivitäten mit Argwohn verfolgte, das Feld den in Preußen vorherrschenden Protestanten zu überlassen und die Forderung nach einer

1 In der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden arbeiten Vertreter des Magistrats, der jüdischen Gemeinde und der Wissenschaft zusammen. Auf der Gründungssitzung am 17. Mai 1961 im Magistratssitzungssaal wird die Universität durch Rabbiner Kurt Wilhelm und Max Horkheimer vertreten (Dritter und Vierter von links); außerdem abgebildet (von links): Rabbiner Dr. Georg Salzberger, Dr. Fritz Ettliger, Bürgermeister Dr. Walter Leiske, Simon Bischoff, Ernst Noam und Ernst Loewy.

Katholischen Fakultät gar nicht erst aufzustellen. Die protestantische Kirche hingegen, die befürchtete, dass eine Hochschule ohne Theologie die Kultur einseitiger Ökonomisierung überlasse, befand sich in einer misslichen Lage. Da keine staatlichen Gelder flossen, sah sie sich gezwungen, die »Opferwilligkeit der besitzenden evangelischen Kreise« auf den Prüfstand zu stellen. Das Ergebnis war, dass kein Stiftungskapital zusammenkam.

Jüdische Stifter setzen andere Präferenzen

Es mag verwundern, dass von jüdischer Seite keine Forderung nach theologischer oder religionswissenschaftlicher Lehre gestellt wurde, kam doch ein beträchtlicher Teil des Stiftungsvermögens von Frankfurter Juden. Ihr Anteil an der Stadtbevölkerung war vor dem Ersten Weltkrieg mit 6,3 Prozent der höchste in Deutschland. Der orthodoxe Teil, der innerhalb der Frankfurter Israelitischen Gemeinde sowieso in der



Josef Horovitz (1874–1931), der Sohn eines orthodoxen Rabbiners, war der erste Frankfurter Orientalistik-Professor. Seine Spezialgebiete waren die frühe arabische Poesie und die Entstehung des Korans. Doch vertrat er nach dem Willen des jüdischen Stifters seines Lehrstuhls auch die »talmudische und targumische Literatur«.

Minderheit war, mischte sich nicht ein; und für die liberal-assimilierte Mehrheit war es wichtiger, dass die Stiftungsvermögen mit konfessionellen Antidiskriminierungsbestimmungen versehen wurden und somit jüdische Wissenschaftler bei Berufungen ihren christlichen Kollegen juristisch gleichgestellt waren. Nur einer der zahlreichen jüdischen Stiftungslehrstühle war inhaltlich dem Judentum gewidmet: der Lehrstuhl für Semitische Philologie, der in der Philosophischen Fakultät angesiedelt war und für den sich der Stifter, der aus Frankfurt stammende New Yorker Bankier Jacob H. Schiff, die »Berücksichtigung der targumischen und talmudischen Literatur« ausbedungen hatte. Berufen wurde 1914 Josef Horovitz, ein Sohn des orthodoxen Frankfurter Rabbiners Markus Horovitz.^{13/}

Erst zu Beginn der Weimarer Republik entstand erneut eine Diskussion um die Theologien. Diesmal kam der Vorstoß von katholischer Seite: Der Bischof von Limburg beantragte Ende 1920 beim Großen Rat der Universität die »Anstellung eines katholischen Dozenten für Religionsgeschichte und christliche Ethik«, den die Kirche selbst benennen und teilweise finanzieren wolle. Als die Philosophische Fakultät von diesem Antrag unterrichtet wurde, bekräftigte sie ihre bisherige Position, die zwar Offenheit für die Errichtung Theologischer Fakultäten signalisierte, aber keine Bereitschaft zur Erteilung theologischer Lehraufträge. Entgegen dieser Auffassung bewilligte überraschend der Große Rat in einer gemeinsamen Sitzung mit dem Kuratorium am

20. Februar 1921 die Mittel für einen Lehrauftrag für katholische Religionsgeschichte und christliche Ethik.

Weg frei für gleichberechtigte Repräsentanz aller Religionen

Wie kam es zu dieser ungewöhnlichen Kehrtwende, mit der die Universität die eigene Professorenschaft übergibt und gleichzeitig einen Bruch mit der Universitätstradition herbeiführt? Dem Frankfurter Universitätshistoriker Paul Kluge zufolge bestand die wichtigste Voraussetzung für diese Entscheidung darin, dass mit der Weimarer Republik ein moderner, konfessionell neutraler Staat entstanden war, der den Bürgern völlige Freiheit in der Religionsausübung garantierte. Dadurch waren die Bestimmungen zur Gleichstellung der Juden in den Stiftungsverträgen obsolet und der Weg war frei für eine gleichberechtigte akademische Repräsentanz aller Religionen. Tatsächlich verhielt es sich dann so, dass die jüdische Gemeinde nach dem Vorstoß des Bischofs ihrerseits mit dem Vorschlag an das Kuratorium herantrat, »anstelle von Theologischen Fakultäten innerhalb der Philosophischen Fakultät eine Abteilung für Religionswissenschaften mit evangelischen, katholischen und jüdischen Lehrkräften zu bilden, die den Dokortitel für Religionswissenschaft verleihen könnte.«^{14/} Die Gelder für die Finanzierung des jüdischen Lehrauftrags stünden schon bereit. Der evangelischen Kirche, die die Mittel für eine Lehrstuhlfinanzierung immer noch nicht aufbrachte, blieb nun nichts anderes übrig, als auf den fahrenden Zug aufzuspringen. Das Ministerium war nicht bereit, von seiner paritätischen Gangart gegenüber allen drei Konfessionen abzugehen und bewilligte jeder die gleichen, relativ geringen Mittel.

Während die evangelische Kirche zusehen musste, wie sie geeignete Kandidaten fand, die bereit waren, für das magere Honorar den Lehrauftrag nebenamtlich auszuführen, wurde auch die katholische Seite gezwungen, eine Kröte zu schlucken: Ihr Antrag, den Lehrauftrag mit einem Jesuiten zu besetzen, stieß auf heftigen Widerstand. Die Philosophische Fakultät, die in diesem Besetzungsvorschlag einen religiös-missionarischen Auf-

trag witterte, lehnte es unter Führung ihres Dekans Josef Horovitz ab, einen Ordensgeistlichen zu akzeptieren. Das Ministerium vermittelte schließlich einen Kompromiss, indem es den Jesuiten ablehnte, aber einen katholischen Privatdozenten bewilligte, während sich die Protestanten mit widerruflichen Lehraufträgen – der lockersten Form der Anbindung an die Universität – zufriedengeben mussten.

Buber: Erst Lehrbeauftragter, dann Honorarprofessor

Den ersten jüdisch-theologischen Lehrauftrag erhielt Franz Rosenzweig, der Leiter des 1920 gegründeten »Freien Jüdischen Lehrhauses«. Die Frankfurter Israelitische Gemeinde hatte ihn vorgeschlagen, nachdem der zunächst vorgesehene konservative Rabbiner und vorzügliche Goethe-Kenner Nehemia Anton Nobel plötzlich gestorben war. Rosenzweig, der 1920 mit einer philosophischen Arbeit über Hegel habilitiert wurde, kündigte für das Sommersemester 1923 zwei Vorlesungen über mittelalterliche jüdische Religionsphilosophie an, die er aber aufgrund einer kurz zuvor aufgetretenen schweren Erkrankung nicht hielt. Wie er später in einem Brief bekannte, hatte er den Lehrauftrag nur deshalb angenommen, um »Einfluss auf die Wahl meines Nachfolgers nehmen zu können.«^{15/} Dazu hatte er Martin Bu-



Franz Rosenzweig (1886–1929) war Leiter der Frankfurter Jüdischen Volkshochschule, als er 1922 von der Israelitischen Kultusgemeinde für den ersten Lehrauftrag für jüdische Religionswissenschaft vorgeschlagen wurde. Wegen einer schweren Krankheit konnte er die Vorlesungen nicht halten.

ber ausersehen, den er allerdings erst zur akademischen Lehre überreden musste. Buber, der 1903 in Philosophie mit einer Arbeit über die deutsche Mystik promoviert worden war, arbeitete als angestellter Verlagslektor bei Rütten & Loening. Vom politischen Zionismus Herzlscher Prägung hatte er sich bereits gelöst, um sich dem sozialistisch-kulturzionistischen Standpunkt zuzuwenden, der für eine geistig-kulturelle Erneuerung des Judentums eintrat. Sein Lehrauftrag ab dem Sommersemester 1924 lautete auf »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik«. Zeitgleich arbeitete Buber bis 1929 mit Rosenzweig an der »Verdeutschung« der Hebräischen Bibel, was dazu führte, dass er auch in der universitären Lehre meist bibelwissenschaftliche Themen behandelte. Die Bibelwissenschaft, »die an den deutschen Universitäten bislang ausschließlich in den theologischen Fakultäten ihre Pflegstätte hatte und völlig am Judentum vorbei betrieben wurde«, hatte somit zum ersten Mal einen jüdischen Vertreter.¹⁶⁷

Im August 1930 wurde Buber zum Honorarprofessor für »Religionswissenschaft« ernannt. Der Verzicht auf das Attribut »jüdisch« entband von der konfessionellen Ausrichtung der Lehre und beinhaltete zugleich einen Disziplinwechsel. Die Hintergründe dafür sind nicht bekannt, dürften aber mit dem geistig und politisch regsamen Klima an der Universität Frankfurt in der Spätphase der Weimarer Republik zusammenhängen. Erinnert sei nur an die Pfingsttagung der »religiösen Sozialisten« 1928 in Heppenheim mit ihren mehr als 80 Teilnehmern. Die meisten, darunter Buber und Paul Tillich, waren Lehrende der Universität Frankfurt. Sie tauschten sich interdisziplinär über Fragen der Theologie und Sozialphilosophie aus und diskutierten Strategien der Volksbildung und des Sozialismus. In der intellektuell ungemein anregenden und nach gesellschaftlicher Veränderung drängenden Atmosphäre jener Jahre dürfte auch die Idee zur Schaffung eines religionswissenschaftlichen Instituts jenseits der Theologien entstanden sein. Die beiden einzigen Lehrenden des neuen Schwerpunkts waren ab 1931 die Nicht-Theologen Martin Buber und der Altphilologe Walter F. Otto, ein wissenschaftlicher Querdenker,



Martin Buber (1878–1965) musste von seinem Freund Rosenzweig zur akademischen Lehre erst überredet werden. Sechs Jahre lang vertrat er in der Abteilung »Theologische Vorlesungen« gleichberechtigt neben den christlichen Theologen die jüdische Religionswissenschaft an der Universität Frankfurt. 1930 wurde er zum Honorarprofessor für Religionswissenschaft ernannt, weil er Leiter eines interreligiösen Instituts werden sollte. Die Nationalsozialisten vereitelten die Weiterentwicklung des fortschrittlichen Projekts.

der sich im geistigen Leben der Stadt »besonderer Wertschätzung« erfreute. Als Dekan der Philosophischen Fakultät und mit der Rückenbedeckung des innovativen Kurators Kurt Riezler hatte Otto Bubers Honorarprofessur durchgesetzt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass Otto und Riezler mit der stärkeren Anbindung Bubers an die Universität ein Gegengewicht zum Kreis um den protestantisch-sozialistischen Theologen Paul Tillich, der seit 1929 auf dem Lehrstuhl für Philosophie auch noch die Soziologie und die Sozialpädagogik vertrat, schaffen wollten. Der frei gewordene Lehrauftrag für »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik« wurde 1932 auf Vorschlag der Israelitischen Gemeinde mit Norbert (Nachum) Glatzer, einem Schüler Bubers, besetzt.

Mit der Vertreibung Bubers und Glatzers von der Universität zu Beginn der NS-Diktatur ging ein bis dahin an deutschen Hochschulen einmaliges Projekt zu Ende. Zehn Jahre lang hatten unter dem Dach der Philosophischen Fakultät jüdische, katholische und protestantische Theologen und Religionswissenschaftler ihre konfessionsgebundene Lehrmeinung vertreten können. Das Neue an diesem Experiment war die Akzeptanz der jüdisch-theologischen Lehre, die gleichberechtigt neben den beiden christlichen Konfessionen vertreten war. Während die jüdische Lehre 1933 praktisch von einem Tag auf den anderen verboten wurde, lief der Lehrbetrieb der katholischen und protestantischen Theologen in unveränderter Form bis 1938 weiter.

Es lohnt sich, für die Zeit nach 1933 auch einen Blick auf die Entwicklung des jüdischen Schwerpunkts innerhalb der Abteilung »Sprachen und Literatur des vorderen Orients« mit dem dazugehörigen Lehrstuhl für semitische Philologie zu werfen. Josef Horowitz und seine Mitarbeiter hatten dem Stifterwillen entsprochen, indem sie stets Lehrveranstaltungen zu den klassischen Schriften des Judentums Talmud, Midrasch und Targum anboten. Außerdem waren über die Jahre regelmäßig neben dem Aramäischen auch hebräische Übungen und Sprachkurse im Programm. Diese Tradition wurde von Gotthold Weil, der 1932 die Nach-



Norbert (Nachum) Glatzer (1903–1990) wurde 1931 bei Martin Buber mit einer Arbeit über die Geschichtslehre der Tannaiten, einem Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte, promoviert. Ein Jahr später übernahm er auf Vorschlag der Israelitischen Kultusgemeinde Bubers konfessionsgebundenen Lehrauftrag für jüdische Religionswissenschaft. Er unterrichtete nur zwei Semester und wurde dann von der Universität vertrieben.



durfte, sondern »Arabistik und Islamkunde«. Als Fück 1938 einem Ruf nach Halle folgte, bewarb sich Ernst Ludwig Dietrich, der 1932 in die NSDAP eingetreten war und zwei Jahre später Landesbischof der Evangelischen Kirche Nassau-Hessen wurde, erfolglos um seine Nachfolge.

Nach 1945: Kontinuität unter neuen Vorzeichen

Eine konfessionsgebundene jüdische Lehre hat es nach 1945 nicht wieder gegeben. Jüdische Intelligenz und Kompetenz waren vertrieben oder ermordet worden, und die Frankfurter Israelitische Gemeinde, die das Vorschlagsrecht für den Dozenten des Lehrauftrags für jüdische Religionswissenschaft wahrgenommen hatte, war zerschlagen. Indes unterbreiteten gleich nach Einmarsch der Amerikaner die Vertreter der beiden christlichen Kirchen einen Plan zum Aufbau von zwei Theologischen Fakultäten. Beim Ministerium, der Stadt und der Universität stießen sie damit auf offene Ohren. Dennoch kam die Errichtung der Fakultäten nicht zustande, was weniger auf mangelnden politischen Willen als auf innerkirchliche Probleme zurückzuführen ist.¹⁷⁷ Daher blieb für die christlichen Kirchen zunächst alles beim Alten: Ab dem Wintersemester 1948/49 wurden die »Theologische Vorlesungen« in Form von konfessionsgebundenen Lehraufträgen wieder aufgenommen. Auch hinsichtlich des jüdischen Schwerpunkts in der Orientalistik war Kontinuität angesagt: Schon ab dem Wintersemester 1947/48, zwei Jahre, bevor mit Hellmut Ritter, der in der NS-Zeit als Professor für Islamistik an der Universität Istanbul gewirkt hatte, ein neuer Ordinarius für semitische Philologie berufen wurde, gab es wieder dauerhaft ein Lehrangebot für hebräische Sprache und schließlich auch Seminare zum judaistischen Schwerpunkt.

Mit »Loeb-Lectures« Anschluss an internationale Standards

Mit dem Wintersemester 1956/57 kam Bewegung in die Abteilung »Theologische Vorlesungen«, die nun durch die »Loeb-Lectures – Gastvorlesungen über Geschichte und Philosophie des Judentums« ergänzt wurden. Ausgeführt wurde

die Vorlesungsreihe von ausländischen Gastprofessoren, ihr Initiator war Max Horkheimer, von 1951 bis 1953 Rektor der Universität, und finanziert wurde sie vom Eda K. Loeb-Fund, einer amerikanisch-jüdischen Stiftung. Die Tatsache, dass erneut jüdische Mäzene dafür sorgten, dass Vorlesungen zum Judentum im Lehrbetrieb verankert wurden, scheint auch die Vertreter der christlichen Kirchen auf den Plan gerufen zu haben. Es dürfte kein Zufall sein, dass kurz vor Beginn der Loeb-Lectures die Kirchen ihren Lehrbetrieb aufstockten, indem sie jeweils einen Theologischen Lehrstuhl schufen, den sie aus Eigenmitteln finanzierten.

Die Frankfurter Loeb-Lectures, die bis Mitte der 1960er Jahre stattfanden, können in ihrer Bedeutung für das geistige Klima der Zeit kaum unterschätzt werden. Sie dienten nicht nur einer ersten, oft sehr befangenen Kontaktaufnahme mit der vertriebenen jüdischen Intelligenz, sie sorgten auch dafür, dass die akademische und bürgerliche Öffentlichkeit der Stadt – die Lectures standen allen Interessierten offen – nach Jahren der Selbstaussgrenzung Anschluss an internationale wissenschaftliche Standards fand. Bemerkenswert sind das starke Interesse und die hohe Frequenz der Lectures: So berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 31. Dezember 1959, dass im Rahmen der Loeb-Lectures 50 Dozenten 150 Stunden gehalten hatten. Zu den regelmäßigen Hörern gehörten Mitglieder der Volkshochschulen, der Gewerkschaften, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und anderer kultur- und bildungspolitischer Institutionen. Die Dozenten waren meist jüdische Wissenschaftler und reisten aus vielen europäischen Ländern, aus Israel und den Vereinigten Staaten an.

Eröffnet wurden die Loeb-Lectures 1956 durch Rabbiner Leo Baeck, der ein halbes Jahr vor seinem Tod zu diesem Anlass nach Deutschland kam. Auch die Vorlesung von Nahum Goldman, dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses, der seine Kindheit in Frankfurt verbracht hatte, war ein publizistisches Großereignis. Weniger spektakulär und stärker wissenschaftlich orientiert dürften die Lesungen anderer Dozenten gewesen sein, zum Beispiel die des Doyens

Die von jüdisch-amerikanischen Mäzenen gestifteten Loeb-Lectures fanden fast zehn Jahre statt. Sie sollten dazu beitragen, dass sich in Deutschland wieder ein Wissen über das Judentum ausbreitet. Durch die Gastdozenten aus verschiedenen Ländern fand man nach Jahren der Selbstaussgrenzung Anschluss an die internationalen wissenschaftlichen Standards.

folge des plötzlich verstorbenen Horowitz antrat, fortgesetzt, bis auch er 1934 von der Universität vertrieben wurde. Danach wurde der Lehrstuhl – angeblich aus finanziellen Gründen – nicht wieder besetzt. Zu einem kurzen Wiederaufleben der Frankfurter Semitistik (oder Orientalistik) kam es vom Wintersemester 1936 bis zum Sommersemester 1938. Johann Fück, ein Schüler von Horowitz, der neun Jahre lang den Lehrauftrag für Hebräisch innehatte, kehrte nach fünfjährigem Aufenthalt an der Universität Daka nach Frankfurt zurück. Die Universität ernannte ihren langjährigen Mitarbeiter zum außerplanmäßigen Professor, der aber gemäß der neuen Ideologie nicht mehr »semitische Philologie« vertreten

der österreichischen Judaistik, Kurt Schubert, oder die von Herbert Marcuse, der im Sommersemester 1964 zu »Marx, Freud und der Monotheismus« sprach.

**Kurt Wilhelm
und die Wissenschaft
vom Judentum**

Am 21. Mai 1959 beantragte die Philosophische Fakultät beim Hessischen Ministerium für Erziehung und Volksbildung, Kurt Wilhelm, der mehrfach im Rahmen der Loeb-Lectures gelesen hatte, zum Honorarprofessor für die »Wissenschaft vom Judentum« zu ernennen. Dabei bezog sie sich auf die »Frankfurter Tradition der Tätigkeit von Martin Buber«, obwohl dieser andere Fachgebiete vertreten hatte. Eine beträchtliche Anschubfinanzierung sowie jährliche Zuschüsse hatte kurz zuvor der Magistrat der Stadt bewilligt, der mit der Professur erneut ein jüdisches Äquivalent zu den ein Jahr zuvor errichteten Lehrstühlen für protestantische und katholische Religionswissenschaft schaffen wollte.^{18/} Kurt Wilhelm, der seit 1948 Landesrabbiner von Schweden war, hatte an der Universität Breslau und am Jüdisch-Theologischen Seminar studiert und 1925 am Jewish Theological Seminary in New York das Rabbinerexamen abgelegt. 1923 wurde er an der Universität Würzburg im Fachgebiet Orientalistik zum Dr. phil. promoviert. Danach wirkte er als Rabbiner in Braunschweig und Dortmund und wurde schließlich 1933 zum Gemeinderabbiner nach Frankfurt berufen. Nachdem die Nationalsozialisten seinen Amtsantritt verhindert hatten, emigrierte er nach Palästina, wo er mit Else Lasker-Schüler befreundet war und in Jerusalem bis zu seiner Rückkehr nach Europa eine progressiv-liberale Gemeinde leitete.

Wilhelms Amtseinführung erfolgte im Januar 1960, und sie wurde, wie die deutsch-jüdische Exilzeitschrift »Aufbau« schreibt, »zu einer eindrucksvollen Demonstration«^{19/} gegen die antisemitischen Ausschreitungen, die kurz davor an Weihnachten in Frankfurt und an anderen Orten der Bundesrepublik stattgefunden hatten. Die Honorarprofessur wurde einer neuen Abteilung »Religions- und Geistesgeschichte des Judentums« zugeordnet; Wilhelms erste Semi-

nare lauteten »Geschichte der Stadt Jerusalem« und »Einführung in die jüdische Liturgie«. Bis zu seinem plötzlichen Tod 1965 blieb er der einzige Lehrende des Fachgebiets, obwohl die Philosophische Fakultät schon ab 1961 die Absicht hatte, auch einen ordentlichen Lehrstuhl für die »Wissenschaft vom Judentum« zu errichten.^{10/}

Warum die Frankfurter Universität so lange benötigte, um die Stelle zu besetzen, ist nicht bekannt. Doch wurde in den 1960er Jahren die Judaistik als eine eigenständige, wissenschaftliche Disziplin in den Fächerkanon der deutschen Universitäten aufgenommen. Nach Berlin (1964) und Köln (1966) war Frankfurt die dritte Universität, die mit Arnold Goldberg zum Sommersemester 1970 einen Ordinarius berief. Der 1928 Geborene war eine Generation jünger als sein Vorgänger, war 1940 nach Palästina emigriert und 1950 nach Deutschland zurückgekehrt. In Freiburg hatte er Orientalistik, Ägyptologie und biblische Exegese studiert. Nach seiner Promotion 1957 arbeitete er an einer Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche und habilitierte sich damit 1964. Den Frankfurter Lehrstuhl bekleidete er bis zu seinem Tod im Jahr 1991.

**Judaistik – ein Fachgebiet
jenseits der Konfessionen**

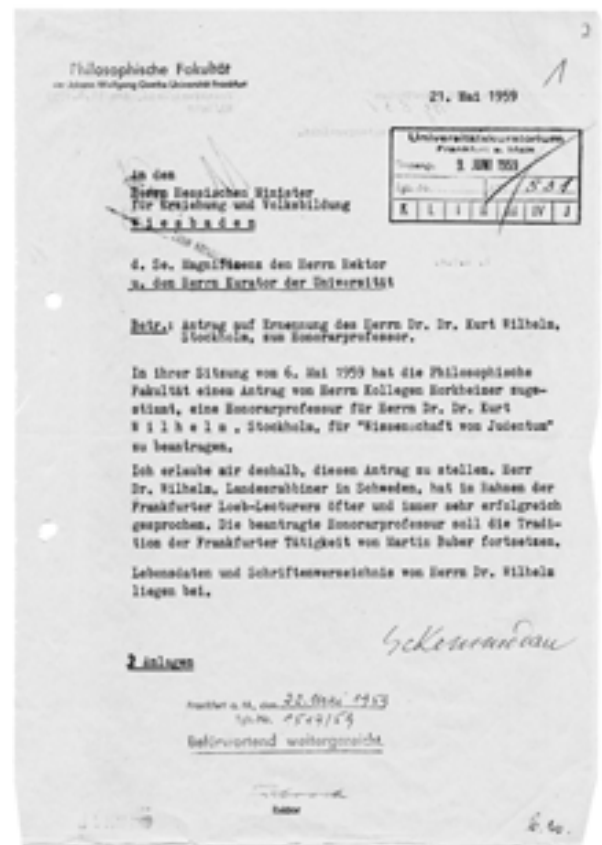
Im Zuge der Hessischen Hochschulreform 1970/71 stellte sich die Frage nach der Zuordnung des Lehrstuhls für die Wissenschaft vom Judentum. Die künftigen Fachbereichsvertreter waren der Ansicht, dass er »grundsätzlich« dem Fachbereich Religionswissenschaften angehören solle, doch räumten sie dem neuen Lehrstuhlinhaber das Recht ein, gemäß seines wissenschaftlichen Schwerpunkts zwischen diesem und den Fachbereichen Geschichtswissenschaften sowie Ost- und Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften zu wählen. Goldberg entschied sich für letztere Möglichkeit, besaß aber eine Zweitmitgliedschaft im Fachbereich Religionswissenschaften.

Der Dekan der Philosophischen Fakultät Hans Sckommodau beantragt beim Ministerium, Kurt Wilhelm zum Honorarprofessor für »Wissenschaft vom Judentum« zu ernennen und betont die Fortsetzung der mit Martin Buber begonnenen Tradition.

Kurt Wilhelm (1900–1965) hätte 1933 Gemeinderabbiner in Frankfurt werden sollen, nach dem Zweiten Weltkrieg war er 1959 der erste Judaistik-Professor in Deutschland. Sein Fach nannte sich damals allerdings noch »Wissenschaft vom Judentum«. Für seine Vorlesungen pendelte er zwischen Stockholm und Frankfurt.



Mit dieser Entscheidung trat das neu geschaffene Seminar für Judaistik das Erbe des jüdischen Schwerpunkts innerhalb der Orientalistik an. Nicht von ungefähr wurde im gleichen Jahr als zweiter Ableger die Turkologie gegründet. Der aktuelle Stand der Dinge ist bekannt: Nach dem Vorstoß des Hessischen Wissenschaftsministers im Jahr 2005, die kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer durch Zusammenlegung in größeren Wissenschaftszentren zu stärken, sind die Frankfurter Turkologie und Orientalistik nach Marburg verlegt worden. Die Judaistik, die ebenfalls





Arnold Goldberg (1928–1991) war der erste ordentliche Professor für die »Wissenschaft vom Judentum«. Er wurde in Berlin geboren, hatte in Jerusalem die Schule besucht und in Freiburg semitische Philologie studiert. Auf sein Votum ist es zurückzuführen, dass die Frankfurter Judaistik 1970 nicht zum Fachbereich Religionswissenschaften kam.

nach Marburg hätte gehen sollen, ist aufgrund öffentlicher Proteste in Frankfurt geblieben.

Nicht immer scheinen die Bezeichnungen, die für die jüdischen Fachgebiete gewählt wurden, ein bewusstes und genau definiertes Wissenschaftsverständnis widerzuspiegeln: Während das Fach, das Arnold Goldberg vertrat, »Wissenschaft vom Judentum« genannt wurde, bezeichnete man die zugehörige Betriebseinheit als »Seminar für Judaistik«. Mit dem Begriff »Judaistik«, wie er nach 1945 verwandt wurde, wollte man das moderne, historisch-kritische Wissenschaftsverständnis des Fachs unterstreichen, das sich einerseits abgrenzen lässt gegen die »Wissen-

schaft *des* Judentums«, die sich seit ihrer Entstehung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zwar als säkulare, zugleich aber als apologetische – das heißt im Dienst der jüdischen Emanzipation stehende – Disziplin verstand. Sie wurde von Juden an eigens von ihnen gegründeten Einrichtungen gelehrt. Andererseits unterscheidet sich die Judaistik auch von den seit 1883 innerhalb der christlich-theologischen Fakultäten bestehenden »Instituta Judaica«, »die sich speziell mit der klassischen Epoche des rabbinischen Judentums befassten, aber auch ihre judenmissionarische Absicht nicht verleugneten.«^{11/} Unklar bleibt, welche »andere Reflexionsebene«^{12/} bei der Bezeichnung »Wissenschaft vom Judentum« eine Rolle spielen könnte und ob die Umbenennung des Fachgebiets in »Judaistik« 1994 anlässlich der Berufung von Margarete Schlüter zur Nachfolgerin Goldbergs überhaupt ein bewusster Vorgang war. Durch die Verankerung der Judaistik im Fachbereich Ost- und Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften blieben die beiden christlichen Religionen im neu geschaffenen Fachbereich Religionswissenschaften zunächst unter sich, bis 1989 die Trennung in zwei eigenständige Theologische Fachbereiche erfolgte.

Während Bubers Lehrauftrag in den 1920er Jahren zunächst durch die Idee des gleichberechtigten Nebeneinanders divergierender konfessioneller Lehrmeinungen motiviert war, stand seine Honorarprofessur für Religionswissenschaft im Zeichen einer sich neu etablierenden inter- und überkonfessionellen Lehre. Dieser fortschrittliche Ansatz

wurde durch das nationalsozialistische Regime zerstört, so dass es nach 1945 erst einmal darum gehen musste, jüdischen Intellektuellen im universitären Lehrbetrieb wieder einen Raum zu eröffnen. Mit der Judaistik erfolgte schließlich die Schaffung eines neuen Fachgebiets jenseits der Konfessionen. Demgegenüber basiert die 1987 im Fachbereich Evangelische Theologie errichtete und aus einer Stiftung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hervorgegangene »Martin-Buber-Proessur für Jüdische Religionsphilosophie« auf einem neuen kirchlichen Selbstverständnis. Ihre Besetzung mit christlichen oder jüdischen Dozenten ist staatskirchenrechtlich an die Zustimmung der Kirche gebunden, da es sich um eine Professur an einem konfessionell gebundenen Fachbereich handelt. Für den Mitinitiator, Kirchenpräsident Peter Steinacker, steht die Professur im Zeichen einer theologischen Neuorientierung nach dem Holocaust sowie der religiösen Toleranz: »Unsere Kirche hat aus der Geschichte der Verfolgung und Ermordung der Juden eine theologische Konsequenz gezogen, die mithelfen soll, christlich motivierten Antijudaismus zu beenden. Theologische und religiöse Unterschiede und Wertungen begründen Toleranz und nicht den Hass.«^{13/} ♦

Die Autorin

Dr. Gudrun Jäger ist Literaturwissenschaftlerin und war bis 2005 Mitarbeiterin des »Lexikon deutsch-jüdischer Autoren«, unter ihrer Herausgeberschaft erschien 2007 in den Frankfurter Kulturwissenschaftlichen Beiträgen der Band »Judentum und Antisemitismus im modernen Italien«.

Anmerkungen

^{1/1} Wolfgang Schivelbusch, *Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren*, Frankfurt 1982, S. 17.

^{12/} Vgl. Paul Kluge, *Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main (1914–1932)*, Frankfurt 1972, S. 110–137 u. 333–390.

^{13/} Gudrun Jäger, *Der jüdische Islamwissenschaftler Josef Horowitz und der Lehrstuhl für semitische Philologie an der Universität Frankfurt am Main 1915–1949*, In: Jörn Kobes und Jan-Otmar Hesse (Hrsg.), *Frankfurter Wissenschaftler zwischen 1933 und 1945*, Göttingen 2008, S. 61–79, Band 1 der Schriftenreihe des Frank-

furter Universitätsarchivs (Hrsg. von Notker Hammerstein und Michael Maaser).

^{14/} Kluge, S. 353.

^{15/} Willy Schottroff, *Martin Buber an der Universität Frankfurt am Main (1923–1933)*, In: W. Licharz, H. Schmidt (Hrsg.), *Martin Buber (1878–1965)*, Band 1: *Dialogik u.*

Dialektik, Frankfurt 1991, S. 42.

^{16/} Ebd., S. 40.

^{17/} Notker Hammerstein, *Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, Frankfurt 1989, S. 688–692.

^{18/} Vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 22. Januar 1960.

^{19/} *Aufbau*, 04. März 1960, S. 23.

^{110/} Die ordentliche Professur wurde im Vorlesungsverzeichnis ab dem WS 1961/62 als vakant ausgewiesen.

^{111/} Zu den Unterschieden zwischen der »Wissenschaft vom Judentum«, der »Wissenschaft *des* Judentums« und der »Judaistik« vgl. Margarete Schlüter, *Judaistik an deutschen Universitäten heute*, in: Michael Brenner und Stefan Rohrbacher (Hrsg.), *Wissenschaft vom Judentum, Annäherungen nach dem Holocaust*, Göttingen 2000, S. 85–96 und Peter Schäfer, *Die Entwicklung der Judaistik in der Bundesrepublik*

Deutschland seit 1945, in: W. Prinz u. P. Weingart (Hrsg.), *Die sogenannten Geisteswissenschaften*, Frankfurt 1990, S. 350–365, hier: S. 352.

^{112/} Schäfer, ebd.

^{113/} http://www.ekhn.de/inhalt/download/standpunkt/glaube/00_religion_kp.pdf



Abonnement FORSCHUNG FRANKFURT

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität, stellt dreimal im Jahr Forschungsaktivitäten der Universität Frankfurt vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebiets.

- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 15 Euro pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.
- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 10 Euro als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweise lege ich bei).

Name Vorname

Straße, Nr. PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige:) Hauspost-Anschrift

Datum Unterschrift

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift.

Datum Unterschrift

- Ich bin damit einverstanden, dass die Abonnementsgebühren aufgrund der obigen Bestellung einmal jährlich von meinem Konto abgebucht werden.

Konto-Nr. Bankinstitut

Bankleitzahl Ort

Datum Unterschrift

- Ich zahle die Abonnementsgebühren nach Erhalt der Rechnung per Einzahlung oder Überweisung.

Bitte richten Sie Ihre Bestellung:
 An den Präsidenten der
 Johann Wolfgang Goethe-Universität
 »FORSCHUNG FRANKFURT«
 Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt

Frankfurts Universität – ohne Theologie?

Die Entwicklung der Evangelischen Theologie
von den Anfängen bis zur Gegenwart

Soll »Theologie« gleich welcher Konfession oder Religion überhaupt an der neuen Frankfurter Stiftungsuniversität gelehrt werden? »Gerade die Stifterfamilien jüdischer Herkunft legten oft Wert darauf, daß die von ihnen ins Leben gerufene Anstalt eine weltliche, säkularisierte und liberale sein solle«, konstatiert der Frankfurter Historiker Notker Hammerstein und fährt fort: »Konfessionszugehörigkeit wie Glaubensfragen sollten keine Rolle spielen. Ausschließlich Religionswissenschaften – also die kritisch-analytische Behandlung aller Konfessionen im Rahmen der Geisteswissenschaften – galt ihnen [den Stifterfamilien jüdischer Herkunft] als wünschenswert.« Der damals vom Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes um Rat gefragte Berliner Wissenschaftsorganisator und Gelehrte Adolf von Harnack antwortete: »Unsere Kultur ist von evangelisch-protestantischem Geist durchtränkt, und eine Universität darf Lehrstühle nicht entbehren, die sich mit den Wurzeln desselben beschäftigen.« Von diesem Urteil machten 1914 Oberbürgermeister, Stadtverordnete und Stifter keinen Gebrauch: Ihre Vorstellungen entsprachen nicht dem hergebrachten Universitätsmodell und sie lehnten eine Theologische Fakultät – gleich in welcher Form – in Frankfurt ab.

Bei dieser Entscheidung dürften neben Bedarfs- und Finanzfragen auch weltanschauliche Aspekte eine Rolle gespielt haben: der Szientismus, also der Glaube an den Fortschritt durch Wissenschaft, sowie die laizistischen linksliberalen beziehungsweise sozialistischen Bestrebungen einer Privatisierung der Religion (»Religion ist Privatsache!«), die auch in einem großbürgerlichen Gewand auftrat. Es wäre allerdings vordergründig, das »weltlich, säkularisiert und liberal« lediglich als Gegensatz zu »christlich« zu definieren, wurde doch jede Theologie ausgeschlossen. Und wie positionierten sich die Theologen: 1913 betonten gerade die liberalen Frankfurter Pfarrer Wilhelm



Bornemann, Erich Foerster und Wilhelm Lueken, die später im Rahmen der Philosophischen Fakultät an der Universität Frankfurt Theologie lehrten: Wir erhoffen, »daß die Verbreitung der Einsicht in den gebildeten Kreisen unserer Heimatstadt, daß eine wissenschaftliche Bearbeitung der Fragen, die das Gesamtgebiet der Theologie umfaßt, nicht dauernd ausgeschlossen bleiben darf von einer Hochschule, deren Aufgabe, wenn sie anders den Namen einer Universität zu Recht führen will, eben die Erkenntnis der ganzen Wirklichkeit des Lebens ist.« »Denkender Glaube« als Ursprungsakt von Theologie (Hermann Deuser), Theologie als »Reflexion der Glaubenskommunikation« (Ingolf Dalferth) – so werden das später Frankfurter Theologen ausdrücken.

Die Pfade der Entstehung einer universitären Theologie in Frankfurt bleiben bis heute verschlungen,

Der erste evangelische Theologie-Professor an der Frankfurter Universität: Erich Foerster (1865–1945) hatte sich an der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die 1914 in die Universität integriert wurde, für das Fach Kirchengeschichte habilitiert und wurde 1915 ordentlicher Honorarprofessor.

sowohl was die äußerliche Wissenschaftsorganisation betrifft als auch die Inhalte; dies soll im Folgenden in Auszügen skizziert werden.

Alternative Wege zur Fakultät

Auch ohne eine Theologische Fakultät gab es seit Gründung der Universität immer Theologen, die an der Stiftungsuniversität forschten und lehrten. Und darüber hinaus gab es andere Wissenschaftler, die sich religiösen Problemen widmeten: Zum Beispiel war Martin Buber von 1923 bis 1933 Lehrbeauftragter beziehungsweise Honorarprofessor für »jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik«

(ab 1930 für »Religionswissenschaft«); und Paul Tillich hielt zwischen 1929 und 1933 neben seinen philosophischen und pädagogischen Lehrverpflichtungen auch theologische Seminare. Das Wirken der Theologen war in den verschiedenen Phasen in starkem Maße abhängig von der Hochschulpolitik und -entwicklung, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Im Jahr 1907 habilitierte sich der Pfarrer der deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde Frankfurt, Erich Foerster (1865–1945), an der neu begründeten Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die 1914 in die neue Frankfurter Universität integriert wurde, für das Fach Kirchengeschichte. 1915 wurde er als ordentlicher Honorarprofessor der erste



Paul Tillich (1886–1965) suchte intensiven Kontakt zu seinen akademischen Kollegen wie Max Wertheimer, Theodor Wiesengrund (später Adorno), Max Horkheimer, Adolf Löwe und Kurt Riezler in Frankfurt. Eine dieser Diskussionsrunden bezeichnete er selbst als »religiös, philosophisch, prophetisch«.

evangelische Theologieprofessor der neuen Stiftungsuniversität. Er gründete das kirchenhistorische Seminar und hielt bis 1934 Veranstaltungen über kirchliche Verfassungsgeschichte sowie Kirchen- und religionsgeschichtliche Fragen, aber auch über zentrale dogmatische und über aktuelle Probleme. Seine Pensionierung als Pfarrer benutzte der Staat, um den unbequemen Lehrbeauftragten loszuwerden. Der Frankfurter Religionspädagoge Dieter Stoodt beschreibt Foerster so: »Ein Liberaler, der zur Bekennenden Kirche fand und sich mit Barth verständigte; ein nationalistisch, antisozialdemokratisch erzogener Theologe

preußisch-protestantischer Observanz, der doch seinem Volk und mehr und mehr dessen Führung den Spiegel vorhalten konnte.« Von 1935 bis 1938 lehrte er am (später illegalen) Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Frankfurt.

Ein neues Stadium begann mit dem Ende des Ersten Weltkriegs – angestoßen vom katholischen Bischof in Limburg und aufgegriffen von der Frankfurter evangelisch-lutherischen Bezirkssynode und vom Vorstand der Israelitischen Gemeinde. Der Bezirkssynode ging es darum, die Universität zu veranlassen, »im Interesse der Studenten, die sich das Fach der ev. Theologie als Lebenslauf erwählen oder im Oberlehrerexamen eine Lehrbefähigung für ev. Religion erstreben, die Einrichtung für ev. theol. Unterricht an der Universität zu verbessern und zu vermehren«. Die von der Universität inzwischen zur Verfügung gestellten Mittel sollten »möglichst zu einem Lehrauftrag für Neues Testament, daneben vielleicht für Religionsunterrichtliche Vorlesungen verwandt werden«. Schließlich bezahlte auch die Bezirkssynode einige Lehraufträge, die sich um Foerster herum gruppierten.

Der gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät 1929 auf einen philosophischen und soziologischen Lehrstuhl berufene Paul Tillich versuchte, als Theologe Philosoph und als Philosoph Theologe zu bleiben. Seine Kontakte zu Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, den er mit einer Kierkegaard-Arbeit habilitierte, wirkten sich zudem belebend aus. In seiner 1932 erschienenen Schrift »Die sozialistische Entscheidung« setzte sich Tillich intensiv mit der politischen Romantik auseinander, in der er das tragende ideologische Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung sah. Demgegenüber bemühte er sich um ein neues Verständnis des Sozialismus, das zwar die den Nationalsozialismus bestimmenden Kräfte des Ursprungs und des Mythos ernst nimmt, aber zugleich deren Zweideutigkeit offenlegt. Dem romantischen Ursprungsdenken stellt er die von den liberalen, demokratischen und sozialistischen Kräften vertretene Forderung der Gerechtigkeit gegenüber. Aber für theoretische Auseinandersetzungen blieb keine Zeit mehr. Der Verkauf der »Sozialisti-



Für das 1927 erschienene Werk »Der Protestantismus der Gegenwart«, das den Protestantismus nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs erstmals wieder umfassend repräsentieren sollte, schrieb Erich Foerster den Eröffnungsartikel. In den 1920er Jahren gehörte er zu den führenden deutschen Repräsentanten des liberalen Christentums.

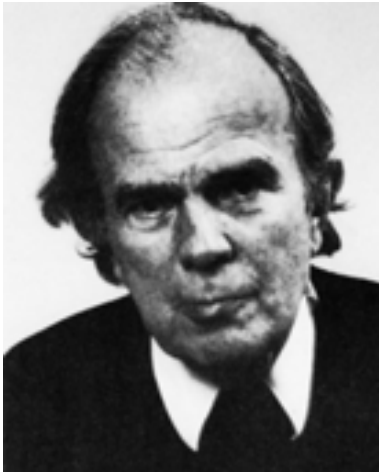
schen Entscheidung« wurde unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verboten.

Allerdings dürfen bei allen Abgrenzungen auch Überblendungen nicht übersehen werden: Der »Religiöse Sozialismus« war beispielsweise ebenso wenig wie die rechtsrevolutionäre Bewegung in sich einheitlich, sondern hochdifferenziert und gegenseitig durchlässig. Neuere Analysen zeigen, dass die gemeinhin als politische Gegner und religiöse Antipoden geltenden »Religiösen Sozialisten« und »Deutschen Christen« in zentralen zeitdi-



Martin Buber (1878–1965) lehrte neun Jahre – von 1924 bis zu seiner Vertreibung 1933 – an der Frankfurter Universität und stand ihr eher reserviert gegenüber: »Ich habe mich nie um eine akademische Laufbahn bemüht, 1918/19 habe ich ein Ordinariat, das eine kühn gesinnte Fakultät dem Outsider zugedacht hatte, abgelehnt und die mir angebotene Frankfurter Honorarprofessur für allgemeine Religionswissenschaft nahm ich nur deswegen an, weil dieses Fach bis dahin christlichen Theologen vorbehalten war und der Position daher eine grundsätzliche Bedeutung zukam.«

Karl-Gerhard Steck (1908–1983), ein Mann der Bekennenden Kirche, Mitgestalter und Kommentator der Nachkriegstheologie, wurde 1953 auf den von der evangelischen Kirche gestifteten Lehrstuhl nach Frankfurt berufen.



agnostischen Motiven, politischen Anschauungen und religiösen Sinnerwartungen einander enger verwandt waren, als das bisher angenommen wurde. So wird zum Beispiel Tillichs Buch von 1932, in dem er in religions- und kulturphilosophischen Begriffen eine politische Diagnose und zugleich eine Lösung der Gegenwartsprobleme anbietet, bis heute höchst kontrovers gelesen und gedeutet! Martin Buber zum Beispiel schätzte den Tübinger Indologen Jakob Wilhelm Hauer, ohne allerdings dessen politische Irrtümer zu teilen. Hauer wurde als Schöpfer der »Deutschen Glaubensbewegung« von den Nationalsozialisten protegiert, aber von der organisatorisch, kirchenpolitisch und inhaltlich vielschichtigen Bewegung der »Deutschen Christen« (einer zum Beispiel am Führerprinzip orientierten, zuweilen auch antisemitisch bestimmten Strömung im deutschen Protestantismus) und der Bekennenden Kirche (einer in sich mehrschichti-

gen Oppositionsbewegung evangelischer Christen gegen Versuche einer Gleichschaltung mit dem NS-Staat) abgelehnt. Seit 1938 fanden an der Universität keine theologischen Veranstaltungen mehr statt, wobei neben ideologisch-politischen Gründen auch ein durch diese verursachter Mangel an Theologiestudenten eine Rolle gespielt haben könnte.

Erneut gescheitert – Auch nach 1945 keine Einigung

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben die Bemühungen, eine theologische Fakultät zu gründen, erfolglos. Neben finanziellen Gründen spielten auch Personalfragen eine Rolle, wollte man doch vor allem im Kirchenkampf bewährte Dozenten gewinnen. Die von Mitgliedern des Landesbruderrats der Bekennenden Kirche vorgelegte Berufsliste stieß allerdings bei dem um Rat gebetenem Marburger Theologieprofessor Heinrich Frick und dem Bonner Ordinarius Heinrich Schlier auf Skepsis: Im Dezember 1945 schrieb Frick an den Rektor der Universität Georg Hohmann, diese Liste stelle »einfach eine Anzahl potenter Theologen nebeneinander. Eine Fakultät ergibt das nicht. Umso weniger als die genannten Herren im wesentlichen als radikale Bekenner einig sind hinsichtlich dessen, was sie negieren, aber keineswegs hinsichtlich dessen, was sie positiv vertreten wollen.« Nachdem auch weitere Bemühungen aus kirchenpolitischen und inhaltlich-theologischen Gründen fehlschlagen, wurden ab 1953 in der Philosophischen Fakultät zwei Theologische Seminare – ein evangelisches und ein katholisches – eingerichtet, nachdem bereits 1948/49 die Universität wieder an die Tradition der 1920er Jahre anknüpfen konnte, als es von den Kirchen finanzierte theologische Lehraufträge gab. So wurde es wieder möglich, Gymnasiallehrer mit dem Fach Religion auszubilden. Daneben stifteten die Kirchen, wie es Rektor Max Horkheimer schon 1948 angeregt hatte, je einen Lehrstuhl. Der evangelische wurde 1953 erstmals mit Karl-Gerhard Steck (1908–1983) besetzt. Mit dieser ordentlichen Professur blieben die bis 1962 von der Kirche weiter bezahlten Lehraufträge verbunden.

Was die in Frankfurt auf evangelischer Seite vertretenen theologischen Lehrinhalte anbelangt, so wurde das Erbe der Aufklärung und Liberalismus aufnehmenden Neuprotestantismus auch von denen nicht preisgegeben, die es eher mit der »Dialektischen Theologie« Karl Barths (kurz gesagt: einer vom Wort Gottes, das uns allein durch Jesus Christus offenbart wird und das keiner menschlichen Anknüpfungspunkte bedarf, ausgehenden Theologie) hielten. Steck war als authentischer Barth-Schüler ein Mann der Bekennenden Kirche, der gleichwohl Vorbehalte gegenüber doktrinären »Barthianern«, bei ständigem Kontakt mit den



Hans-Werner Bartsch (1915–1983) wurde 1962 als ordentlicher Professor an die damalige Hochschule für Erziehung berufen, die 1971 in die Fachbereiche der Goethe-Universität integriert wurde. Durch seine Arbeit an der Bibel fühlte er sich dazu herausgefordert, auch politisch aktiv zu werden: Er engagierte sich für Unterdrückte und Diskriminierte, gegen den Radikalenerlass von 1972 und Berufsverbote.

(liberalen) Denkern des 19. Jahrhunderts, hatte. »Vielleicht war die Allergie gegenüber den Systemen auch eines der Elemente, das Steck mit Horkheimer und Adorno verband, die die Theologie in der Person Paul Tillichs, nicht Barths kennengelernt hatten«, schreibt dazu Stoodt. Mit Wolfgang Philipp lehrte von 1964 bis 1969 ein Vertreter der Wissenschaftlichen Irenik und ein eigenwilliger Theologe, der Tillich unter den Kategorien der ostkirchlichen orthodoxen Theologie interpretierte, in Frankfurt. »Wissenschaftliche Irenik« bedeutete für Philipp das Bemühen, unter Zuhil-

Wolfgang Philipp (1915–1969) gründete 1966 an der Universität Frankfurt das »Institut für Wissenschaftliche Irenik«. Irenik ist eine alte theologische Disziplin, die ihre Blüte während der Aufklärung hatte, sie bezeichnet eine theologische Haltung, die die allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Lehren und Riten betont und ihre Streitigkeiten beizulegen sucht.



Zur Sonderrolle der Theologie – Zwischen Staat und Kirche

Als eine auf die Grundfragen menschlicher Existenz bezogene sowie den Glauben und das Leben der Kirche kritisch begleitende Frage nach Gott spielt die Theologie im Konzert der Wissenschaften eine Sonderrolle. So ist die Theologie an der Universität einerseits eine Wissenschaft neben anderen, die den Prinzipien der Argumentation, Kritik und Transparenz verpflichtet ist. Wie jene erfüllt sie die staatliche Aufgabe der Pflege der Kunst und der Wissenschaft, der Forschung und der Lehre nach Artikel 5 Absatz III unseres Grundgesetzes. Andererseits hat die Theologie als konfessionell gebundene Wissenschaft spezifische Aufgaben im Blick auf die Kirche: Sie bildet künftige Pfarrer, Priester und Religionslehrer wissenschaftlich aus und dient als kritisches Gegenüber zur Kirche deren Selbstreflexion.

Das Christentum kennzeichnet seit seinen Anfängen, dass es den eigenen Glauben mit Vernunft und in der Auseinandersetzung mit Philosophien und Religionen denkend durchdringt. Dabei wird der Glaube verstanden als Vertrauen auf und Bekenntnis zu Gott als sinnstiftender und Leben in seinen physischen und psychischen Dimensionen ermöglichender Größe. Beispielhaft für die innerbiblische Reflexion des eigenen Glaubens sind die in die Sammlung des Alten Testaments aufgenommenen jüdischen Weisheitsschriften wie die Bücher Hiob, Kohelet, Jesus Sirach oder Sapiaientia Salomonis, die einen kritischen Diskurs mit der ererbten religiösen Tradition führen, oder die Frage des Apostels Philippus an den äthiopischen Beamten, ob er verstehe, was er lese [Apostelgeschichte 7,30]. »Glaube und Verstehen« oder »denkender Glaube« sind genuine Charakteristika christlicher Existenz. Dementsprechend gehört Theologie wesentlich zur christlichen Religion.

Dass die Theologie neben der Medizin und der Jurisprudenz eine der drei Gründungsfakultäten bei der Einrichtung von Universitäten im Mittelalter wurde, liegt in dieser Fluchtlinie. Die im Schatten der Reformation vollzogene Konfessionalisierung der Kirchen und der Theologie und die durch die Aufklärung geförderte Integration der historischen und selbstkritischen Rückfrage in die Theologie haben die Stellung der Theologie als Wissenschaft an der Universität nicht grundsätzlich verändert, wenngleich Theologie an deutschen Hochschulen seit der Reformation nur in der Gestalt konfessioneller Fakultäten besteht. Mit Blick auf die Hochschullehrer, die Lehr- und Prüfungsinhalte und die kirchliche Anstellungsfähigkeit der Hochschulabsolventen bedeutet das – bei Wahrung aller wissenschaftlichen Freiheit – konfessionell gebundene Fakultäten. Das Konfessionsprinzip dient dabei der Wahrung einer authentischen Vermittlung



und entspringt dem Gesamtgefüge der Theologie als einer Wissenschaft, die historische, philologische, systematisch-theologische und praktisch-theologische Perspektiven ganzheitlich verbindet. Die kritische Bezogenheit auf die Kirche und die Konfessionalität unterscheiden so die Theologie von der Religionswissenschaft, die Religion als ein gesellschaftliches und kulturelles Phänomen reflektiert.

Im Gefolge des Zusammenbruchs des landesherrlichen Kirchenregiments 1918 und der Neuordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Weimarer Reichsverfassung von 1919 wird in Deutschland heute das Verhältnis zwischen Universitäten und theologischen Fakultäten über Staatskirchenverträge und Konkordate geregelt. Abgesehen von regionalen und konfessionellen Detaildifferenzen werden so der Bestand theologischer Fakultäten und das Mitwirkungsrecht der Kirchen festgeschrieben. Im einzelnen bedeutet dies, dass die Kirchen bei der Einrichtung von theologischen Studiengängen, beim Erlass theologischer Prüfungsordnungen, bei der Abnahme von theologischen Prüfungen und bei der Berufung von Hochschullehrern an eine theologische Fakultät grundsätzlich beteiligt sind. Diese Beteiligung setzt gerade nicht die aus der Weimarer Verfassung in das Grundgesetz (Art. 140) übernommene Idee einer Trennung von Staat und Kirche außer Kraft. Sie sichert vielmehr, dass Theologie nicht an »kirchliche Binneninstitute« auswandert, damit das notwendige kritische Gegenüber zu anderen Wissenschaften verliert und anfällig wird für fundamentalistische Strömungen. So erwerben künftige Pfarrer, Priester und Religionslehrer im Diskurs mit anderen Disziplinen eine interkulturelle Gesprächsfähigkeit, und die Theologie kann einen Beitrag zur fachlichen Vielfalt der Universität leisten – aufgrund ihrer Geschichte, ihrer inneren fachlichen Differenzierung und ihrem immanenten Methodenpluralismus. Darüber hinaus trägt die Theologie zur kulturellen Selbstvergewisserung der Gesellschaft bei.

Die Theologie gehörte zu den drei Gründungsfakultäten der Universitäten im Mittelalter.

Der Autor

Prof. Dr. Markus Witte, 43, ist zurzeit Dekan des Fachbereichs Evangelische Theologie an der Universität Frankfurt; seit 2001 hat er eine Professur für Altes Testament an der Goethe-Universität inne.

fenahme der neuen Erkenntnisse von Religionswissenschaft, Anthropologie, Psychologie und Soziologie das partnerschaftliche Gespräch der Theologie mit den geistigen und religiösen Bewegungen und Strömungen der Gegenwart zu suchen. Sie untersucht mittels rationaler Analyse im historischen und systematischen Verfahren die Prinzipien, Strukturen, Kategorien der geistigen Gefüge der Gegenwart und der eigenen theologischen Voraussetzungen als Grundlage des Verstehens und des Gesprächs mit Andersdenkenden. Wegen seines weit gespannten Wissens suchten auch Philosophen, Mediziner und Naturwissenschaftler mit Philipp den Dialog – auch in seinem 1966 in der Philosophischen Fakultät gegründe-

während Walter Dignath (1962 bis 1977 in Frankfurt) sich auch um praktische Versöhnungsarbeit bemühte. Das Ringen um eine zeitgemäße theologische Ethik, die praktische Vernunft als ihr unhintergebares Fundament rehabilitiert (»Weltverständnis und Weltgestaltung«), zeichnete den Tillich-Assistenten Hans Paul Schmidt (1971 bis 1979 in Frankfurt) aus. In Adolf Allwohn, der von 1949 bis 1973 in der Philosophischen Fakultät in Frankfurt lehrte, begegnet uns, neben Religionspsychologie und -philosophie, eine Praktische Theologie, die Tiefenpsychologie und Theologie im Konzept der »heilenden Seelsorge« verbindet.

Das Jahr 1961 brachte einen Einschnitt in der Organisationsstruktur: Die Pädagogischen Institute in Jugenheim und Weilburg wurden als zunächst eigene Hochschulen für Erziehung (HfE) nach Frankfurt und Gießen verlagert, wodurch die Ausbildung auch für Grund-, Haupt- und Realschullehrer Sache der Universität wurde. Ab 1967 als Abteilungen für Erziehung (AfE) wurden sie 1971 in die jeweiligen Fachbereiche der Universität integriert. Bis dahin existierte die Theologie dort eigenständig neben den beiden Seminaren innerhalb der Philosophischen Fakultät. 1971 entstand der in die Wissenschaftlichen Betriebseinheiten (WBE) Evangelische und Katholische Theologie mit je sieben Professoren (evangelisch: Willy Schottroff, Hans-Werner Bartsch, Heinz Röhr, Hans-Paul Schmidt, Walter Dignath, Edmund Weber, Dieter Stoodt) gegliederte Fachbereich Religionswissenschaften, der die bisher getrennten Seminare vereinigte und damit Fachwissenschaft und Fachdidaktik integrierte. Dieter Stoodt bezeichnete die Namensgebung als »pragmatische Notlösung«: »Man brachte die Theologen nicht in benachbarten Fachbereichen unter; man wollte aber auch das heiße Eisen des Begriffs Theologischer Fachbereich vermeiden«, was vor allem hochschulpolitische Gründe hatte (der Fachbereich diente anfangs ausschließlich der Lehrerbildung, während zu einem »Theologischen Fachbereich« traditionell auch diejenige der Pfarrer gehört!), aber auch dem über Theologie und Religionspädagogik hinausgehenden Lehrangebot (Reli-

gionsphilosophie, Religionswissenschaft) entsprach.

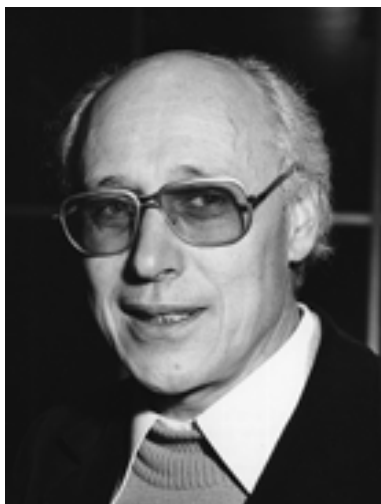
Die gesellschaftspolitischen Diskussionen und die organisatorischen Veränderungen führten insbesondere in der Religionspädagogik in diesen Jahren zu einer inhaltlichen Neuausrichtung: Ausgangs der 1960er Jahre sprang zum Beispiel die Psychoanalyse, die bereits in den 1920er Jahren an der Frankfurter Universität eine große Rolle gespielt hatte, vermittelt durch die »Kritische Theorie« auch auf die Religionspädagogik über. Sie vereinigt dreierlei in sich – so Stoodt: Arbeit an der biblischen Tradition, Integration von erziehungswissenschaftlichen mit theologischen Studien sowie erkundende, begleitende und theoretisierende Teilnahme an der religionspädagogischen Praxis in und außerhalb der Schule.

An dieser Stelle sei eingeschoben, dass in Frankfurt, unmittelbar nach dem Auslaufen der letzten preußischen Lehrerseminare 1926/27, eine 1934 dann nach Weilburg verlegte Pädagogische Akademie errichtet wurde, die die (einzige) simultane Akademie in Preußen war und an der auch jüdische Lehrer ausgebildet wurden. An ihr wirkte von 1929 bis 1933 Martin Schmidt (1883–1964) als Professor für Religionswissenschaft; er war auch von 1949 bis 1957 als Lehrbeauftragter für Religionspädagogik an der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt tätig.

Das Thema Lehrerbildung führte auch zu einer Kooperation der Universität Frankfurt und der Technischen Hochschule in Darmstadt, die bis heute besteht: Die Ausbildung der gewerblichen Berufsschullehrer erfolgte ab 1960 an der dortigen TH, die allerdings, auch in Verbindung mit dem Hessischen Kultusministerium, die Ausbildung der Berufsschulreligionslehrer hinauszögerte. Durch einen Kooperationsvertrag zwischen der TH Darmstadt und der Universität Frankfurt im Jahr 1974 übertrug Darmstadt zwei Professorenstellen an den Religionswissenschaftlichen Fachbereich in Frankfurt, der dafür die Religionslehrerbildung in Darmstadt fächerspezifisch zu übernehmen hatte.

Der Fachbereich Religionswissenschaften wurde 1987 in die beiden selbstständigen Fachbereiche

Dieter Stoodt wurde 1970 Professor für Praktische Theologie an der Goethe-Universität, er ist seit 1992 emeritiert und lebt in Weimar. In Forschung und Lehre galt sein Interesse vor allem der Vermittlung zwischen religionspädagogischer Theoriebildung und Unterrichtspraxis.



ten »Institut für Wissenschaftliche Irenik«, dessen Aufgabe, jenseits positivistischer oder ideologischer Religionskritik, auch an Wünsche von Stiftern der Frankfurter Universität im Blick auf den Umgang mit christlicher und auch jüdischer Theologie erinnert.

Eine eher politisch-aktualistisch gewendete, nach innen und außen gerichtete Aufnahme und Bearbeitung der Friedenthematik begegnet uns bei Theologen, die nach 1961 an der Hochschule für Erziehung in Frankfurt wirkten. So verband der als Neutestamentler ausgewiesene Hans-Werner Bartsch, der sich bereits 1959 an der Frankfurter Philosophischen Fakultät habilitiert hatte und dann von 1962 bis 1981 in Frankfurt lehrte, pietistische Herkunft, historische Kritik und politisches Engagement zuletzt in der Deutschen Friedensunion höchst eigenwillig miteinander,

Evangelische und Katholische Theologie aufgeteilt. Da nach deutschem Staatskirchen- und Hochschulrecht Diplom- und Pfarramtsstudiengänge sowie theologische Promotion und Habilitation die Einrichtung eines selbstständigen Fachbereichs erforderten, setzte auch in Frankfurt eine Beteiligung der dortigen Evangelischen Theologie an der Pfarrerausbildung über das Grundstudium hinaus eine solche Strukturveränderung voraus, was auf katholischer Seite Absprachen mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen notwendig machte.

Da der Frankfurter Fachbereich Evangelische Theologie ebenso wenig wie die Gießener Theologen – auch durch vom Land Hessen auferlegte Stelleneinsparungen – mit seinen Professuren das für die Studiengänge (Lehramt evangelische Religion, Magister Religionswissenschaft, Pfarramt und Diplom) erforderliche Themenspektrum abdecken konnte, wurde im Jahr 2000 seitens der Universitäten Frankfurt und Gießen ein Kooperationsvertrag zwischen dem Fachbereich Evangelische Theologie an der Universität Frankfurt und dem Institut für Evangelische Theologie an der Universität Gießen geschlossen. Dieser in der deutschen Landschaft evangelisch-theologischer Fakultäten einmalige Vertrag dient unter anderem dem Ziel eines abgestimmten Lehrangebots und der Zusammenarbeit bei Forschungsprojekten. Er ermöglicht Studierenden, an beiden Standorten Lehrveranstaltungen zu besuchen und Prüfungsleistungen abzulegen.

Öffnung für den Dialog mit anderen Religionen

Mit Verträgen zwischen der Universität Frankfurt und Diyanet, dem Präsidium für Religionsangelegenheiten der Türkei, aus den Jahren 2002 und 2005 kamen eine Stiftungsprofessur und eine Stiftungsgastprofessur für Islamische Religion hinzu, deren Inhaber aber korporationsrechtlich keine Mitglieder, sondern Angehörige des Fachbereichs Evangelische Theologie sind und deren Prüfungsberechtigung sich auf den religionswissenschaftlichen Teilstudiengang »Islamische Religion« beschränkt, so dass die staatskirchenrechtlichen Vorgaben für eine evangelisch-theologische Fakultät



Der Fachbereich Evangelische Theologie feiert seinen langjährigen Honorarprofessor anlässlich seines 75. Geburtstags: Prof. Dr. Karl Dienst (rechts), Autor dieses Beitrags, lehrt seit 1983 Historische und Praktische Theologie an der Goethe-Universität, hier gemeinsam mit dem damaligen Dekan Prof. Dr. Stefan Altkirch (Mitte) und Prof. Dr. Hans-Günter Heimbrock, Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik.

nicht berührt sind. Der Studiengang »Islamische Religion« ist ein Teilstudiengang des Magister-Studiengangs Religionswissenschaft, der nicht auf die Ausbildung von Imamen zielt, sondern dem Erwerb des Magister-Grades dient. Dieser Teilstudiengang ist nicht konfessionsbezogen und wird faktisch von Magisterstudierenden unterschiedlicher Konfessionen und Religionen absolviert.

Durch die Einbindung der Martin-Buber-Professur für Jüdische Religionsphilosophie und die beiden Stiftungsprofessuren für Islamische Religion in den Forschungs- und Lehrbetrieb eines dem Prinzip der Konfessionalität verpflichteten theologischen Fachbereichs ergibt sich eine in Deutschland einmalige Konstellation eines theologischen, religionsphilosophischen und religionswissenschaftlichen Diskurses, der nicht nur in stetig steigender Anzahl Studierende und Promovierende aus dem In- und Ausland an den evangelisch-theologischen Frankfurter Fachbereich anzieht, sondern sich auch in dem internationalen Promotionsstudiengang »Religion in Dialogue« (IPP) und in der geplanten Gründung des Paul-Tillich-Zentrums für Theologische Religionsforschung (PTZ) niederschlägt. Beide Einrichtungen werden im Wesentlichen von den beiden Frankfurter theologischen Fachbereichen getragen.

Bei allen Unterschieden lässt sich als das Übergreifend-Gemeinsame der »Frankfurter Theologie« formulieren: das Ernstnehmen der Zeitgenossenschaft der Theologie jenseits einer Konfessionalisierung und Privatisierung der christlichen Religion. Es geht um eine Vermittlung zwischen Tradition und Situation, zwischen der hermeneutischen und der empirisch-analytischen Dimension der Theologie, wobei die kritische Überprüfung die Erkenntnis leitet und dieses Denken sich dem Modell »offener, konziliarer Konsensusbildung« verpflichtet weiß. Die den Stiftern der Frankfurter Universität wichtige »kritisch-analytische Behandlung aller Konfessionen im Rahmen der Geisteswissenschaften« (Hammerstein) und »Denkender Glaube« als Ursprungsakt der Theologie schließen sich gerade nicht aus, sondern bedingen einander: Dies ist das bleibende Vermächtnis der Frankfurter Theologie! ◆

Der Autor

Prof. Prof. h.c. Dr. Karl Dienst, 78, studierte Evangelische Theologie in Mainz, Philosophie und Pädagogik in Gießen und promovierte zum Dr. theol. in Mainz. Nach Pfarrdienst in Limburg, Wiesbaden und Gießen war er von 1970 bis 1994 Oberkirchenrat für schulische und außerschulische Bildung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN). Seit 1973 ist Dienst Honorarprofessor an der Hochschule für Musik in Frankfurt und seit 1983 Honorarprofessor für Historische und Praktische Theologie an der Goethe-Universität und lehrte auch an der Technischen Universität Darmstadt.

Interreligiöser Dialog – Von Quellenwerken bis Essaybänden

Verlag der Weltreligionen
und sein ambitioniertes Programm

Die Religion ist eine der prägendsten Kräfte der Kultur, deren Einfluss sich über Jahrtausende in Architektur, Kunst, Musik, Literatur, Ökonomie und Gesellschaftsordnung spiegelt. Die formative Wirkung der Religion auf Kultur und Gesellschaft kann daher nicht überschätzt werden – ebenso wenig wie ihr Konfliktpotenzial! Nach einem Jahrhundert der Säkularisierung und Technokratisierung und dem damit verbundenen spirituellen Defizit wird nun wieder von einer Rückkehr der Religionen gesprochen. Doch auch die konkrete Auseinandersetzung mit dem »Fremden« in unserer Gesellschaft macht die Beschäftigung mit Religion so notwendig und brisant. Der Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag Frankfurt versucht diese Phänomene aufzugreifen und verantwortungsvoll mitzugestalten. Er setzt mit den religionshistorischen Veröffentlichungen die Tradition der Verlage Suhrkamp und Insel, Jüdischer Verlag und Deutscher Klassiker Verlag fort, wobei die dort bereits veröffentlichten Werke schrittweise in die Reihe »Taschenbuch« des Verlags der Weltreligionen überführt werden sollen.

Im Mittelpunkt des Verlagskonzepts steht die Edition von Quellenwerken ausgewählter Religionen, die in diesem Umfang und dieser Qualität in deutscher Sprache bisher unbekannt sind. Die Quellen werden von Fachleuten aus den Originalen in eine moderne – uns vertraute – Sprache übersetzt und ausführlich kommentiert, so dass sie einen Zugang zu einer fremden Religion und deren Kultur ermöglichen. Des Weiteren will der Verlag der Weltreligionen ein »Publikationsforum für die Darstellung und Diskussion religiöser Phänomene und Entwicklungen in Geschichte und Gegenwart« bieten, das den interreligiösen Dialog befördern und neben Fachwissenschaftlern auch interessierte Laien ansprechen soll.

Der Almanach – das 2007 publizierte Eröffnungswerk – bietet nach

einigen wegweisenden Worten zum Konzept des Verlags eine ausführliche Übersicht über die bisher erschienenen und in Arbeit befindlichen Übersetzungsenditionen mit kurzen, vorangehenden Einführungen in die bisher vom Verlag in die Betrachtung genommenen Religionen: darunter der älteste vedische Text der Indo-Arier, der Rig-Veda (zirka 1000 v. Chr.), das heilige Wissen Indiens in Versen; weiter die Übersetzung und Kommentierung der vollständigen Mischna (zirka

Schmidt-Glintzer über die Dynamik des Konfuzianismus. Im Anhang finden sich eine Auflistung der Personen und Kurzviten des wissenschaftlichen Beirats, der Autoren, Herausgeber, Übersetzer und Mitarbeiter.

Das im Almanach vorgestellte Gesamtprogramm weist eine umfangreiche Anthologie von 23 Religionen und Glaubensgemeinschaften auf. Dabei dürfte die Schwierigkeit der Religionsauswahl offensichtlich in der Fra-

**Die Religionen der Welt –
Ein Almanach
zur Eröffnung des
Verlags der
Weltreligionen**
Verlag der Weltreligionen,
Frankfurt 2007,
ISBN 978-3-458-72000-3,
415 Seiten,
10 Euro.



200 n. Chr.), der mündlichen Lehre des Judentums. Daran anschließend werden die bisher veröffentlichten und in Planung befindlichen Werke der einzelnen Einführungs- und Essaybände sowie Monografien und Taschenbücher vorgestellt, unter denen sich prominente Namen finden, wie der Philosoph Peter Sloterdijk mit »Gottes Eifer« und der Religionssoziologe Emile Durkheim mit »Die elementaren Formen des religiösen Lebens«.

Im zweiten Teil des Almanachs werden kurze Artikel einiger Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats zu »Aspekten der Religionen« angeführt, die den jeweiligen Forschungsschwerpunkt der Wissenschaftler widerspiegeln: zum Beispiel schreibt der Ägyptologe Jan Assmann zur europäischen Rezeption der altägyptischen Religion; die Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth zur Koranexegese; der Ostasienwissenschaftler Helwig

ge »Was ist Religion?« bestanden haben, deren Beantwortung eine der wichtigsten Debatten in den Religionswissenschaften darstellt. Diesem Diskurs stellt sich der Verlag nicht, das Konzept geht schlicht »von einer weiter gefassten Begriffsverwendung aus, die sowohl regional begrenzte als auch historische Religionen mit einschließt und die vielen Religionen der Welt meint«. Neben den Religionen mit weiter geografischer Verbreitung und hohen Bekennerzahlen werden auch unbekanntere Strömungen, wie Jainismus (eine in Indien beheimatete Religion) oder Zoroastrismus (geht auf den Religionsstifter Zarathustra bis 1800 v. Chr. zurück) berücksichtigt; unerwähnt bleiben jedoch bisher bedeutende historische und religiöse Phänomene und Überlieferungen aus Afrika und Amerika. Da eine Weltreligion nicht zu verstehen ist ohne ihren soziokulturellen und kultur-

geografischen Hintergrund, aus dem sie hervorgetreten und mit deren Traditionen sie verschmolzen ist, wäre es sinnvoll gewesen, auch die griechischen, römischen, germanischen, keltischen und altorientalischen Religionen einzubeziehen.

Im Folgenden werden fünf der kürzlich veröffentlichten Werke aus den Reihen Einführungen sowie Essay- und Studienbände vorgestellt.

Wils:

Jenseits der »Ehrkultur«
Sehnsucht nach der
friedlichen »Wohlfühlreligion«

Das Delikt der Gotteslästerung hat offenbar die Aufklärung überlebt und wütet selbst im multikulturellen und demokratischen Europa! Jean-Pierre Wils versteht seinen Essay als Warnung vor dem Konflikt- und Gewaltpotenzial, »das der Blasphemie-Vorwurf in den Händen und Herzen jener entstehen läßt, die meinen, nicht nur die Ordnung der Polis und die Wertung ihrer eigenen Kultur, sondern mit ihr auch die Ehre Gottes schützen zu müssen«. Weit gefehlt wäre die Annahme, dass eine fortschreitende Säkularisierung Religionen zu einer marginalisierten Existenz zwingen würde. Im Gegenteil: Wils nimmt nicht nur eine Wiederkehr von Religion wahr, sondern auch die Rede über eine Gegen-Säkularisierung.

Der Autor, der als Professor für »Kulturtheorie der Moral unter besonderer Berücksichtigung der Religion« an der niederländischen Universität Nijmegen tätig ist, stellt in seinem Essay die Geschichte der Gotteslästerung und deren Bestrafung dar. Wurde Gotteslästerung vorerst als Kränkung der Ehre Gottes aufgefasst, rückt im 18. Jahrhundert die Religion als Institution an die Stelle Gottes, der Schutzbedürftigkeit attestiert wird; im 20. Jahrhundert wird Blasphemie vielmehr auf das Individuum bezogen und als »Kränkung und Beleidigung weltanschaulicher oder religiöser Überzeugungen und Identitäten« aufgefasst.

Indem er dem Gottesbild des Alten und Neuen Testaments aktuelle Auffassungen gegenüberstellt, konstatiert der Autor, dass den westlichen Religionen ein zorniges und gewaltvolles Gottesbild fremd sei und der neu aufkommende Blasphemie-Vorwurf deshalb schockieren müsse. Die west-

lichen Religionen seien heute Wohlfühlreligionen mit emotionsarmen Gott-Mensch-Beziehungen, die sich Gott nur noch sanft und liebevoll vorstellen könnten. Betäubt durch ihren liberal-politischen Zuschnitt, habe sich die westliche Welt ein klischeehaftes Bild von einer friedlichen Religion zurechtgelegt.



göser Bekenntnisse. Schließlich seien religiöse Auffassungen im demokratischen Rechtsstaat durch das Recht auf freie Meinungsäußerung ausreichend geschützt. Gleichzeitig müsse auch deutlich bleiben, dass das Rechtssystem nicht weltanschaulich gebunden sei und bei einer Sanktionierung religiöser

Jean-Pierre Wils,
Gotteslästerung
Verlag der Weltreligionen,
Frankfurt 2007,
ISBN 978-3-458-71006-6,
210 Seiten,
17,80 Euro.

Die Lästerung Gottes sei an eine Grundvoraussetzung gebunden, die heute in den westlichen Gottesvorstellungen nicht mehr sichtbar sei: »Gott oder die jeweiligen Götter besäßen eine Ehre, die gekränkt und beleidigt werden könne, so daß sie gehütet und verteidigt werden müsse.« Um dies zu verdeutlichen, diskutiert Wils Ehre- und Würdekulturen. Die Kulturen der Würde, die sich in der westlichen Moderne wiederfinden und durch ein Ordnungsprinzip gekennzeichnet sind, das von einer Gleichwertigkeit der Personen ausgeht, entwickelten sich aus den Kulturen der Ehre, in denen die Mitglieder unterschiedliche Wertigkeit besitzen und in einem sozialen Hierarchiegefüge verankert sind. Diese Strukturen wirkten sich auf die jeweiligen Gottesbilder aus. Während die Beziehungen zwischen Menschen und Göttern in Ehrekulturen auf ultimative Unterwerfungen hinauslaufen, setzte sich in den Würdekulturen ein modernes Gottesbild durch: ein Gott, der so entrückt ist, dass ihn menschliche Lästerung nicht berührt. Beispielhaft hierfür die Schriften Spinozas, in denen er Gott von seinen anthropomorphen Zügen reinigt, wodurch dieser sich so weit von den Menschen entfernt, dass er sogar Unglaube ignoriert.

Wils lehnt ein Blasphemie-Verbot dezidiert ab und äußert Bedenken gegen einen separaten Rechtsschutz weltanschaulicher und reli-

Gefühle ein Abgleiten in den Subjektivismus drohe. Seine Argumentation erfolgt auf philosophisch-logischer Ebene: Wenn der Gottesbegriff unbestimmbar bleibt, kann auch Gotteslästerung nicht eindeutig bestimmt werden. Bei Atheisten kommt Gotteslästerung gar nicht in Frage, denn für diese existiert Gott nicht. Die strafrechtliche Ahndung von Gotteslästerung würde einem Kulturverfall – von einer aufgeklärten, modernen in eine archaische Kultur voller sozialer Ungleichheiten – gleichkommen.

Der Autor nimmt sich nicht nur in ambitionierter Weise eines überaus explosiven Themas an, er entwirft auch spannende Denkansätze und positioniert sich überraschend deutlich. Nicht nur für den interkulturellen Dialog ein unverzichtbares Buch.

Doris Decker

Sloterdijk:
Die Eins als
»Mutter der Intoleranz«

»Aufstellungen, Fronten, Feldzüge« – Peter Sloterdijk weiß in seinem Essay »Gottes Eifer« mit auffälliger Kriegssemantik die Aufmerksamkeit des Lesers schon durch Titel und Kapitelüberschriften zu fesseln. Greift er doch die aktuell geführte und brisante Debatte zum Thema »Monotheismus und Gewalt« auf und setzt sich mit

den religiösen Universalismen der monotheistischen Religionen auseinander, um als deren Gemeinsamkeit das monotheistische Eifern, das in keiner Weise Zweifel oder Reflexion toleriert und Vieldeutigkeiten ausmerzt, zu eruieren. Der bekannte und nicht unumstritte-

gehe es um eine Entwicklung vom Plural zum Singular, von vielen Göttern zu einem Gott. Die Zuspitzung zum »Einen« gipfelt in der Vorstellung eines personalen Suprematismus, unter dem ein »subjektives Höchstes« verstanden wird, dessen Gläubige die Position von Vasallen

In seinem Essay begnügt sich Sloterdijk nicht nur damit, sein Problembewusstsein und seine Kritikfähigkeit unter Beweis zu stellen, sondern unterbreitet – gestützt von einem bestechenden Argumentationsstrang – Lösungsvorschläge und liefert somit einen fruchtbaren und vielversprechenden Beitrag zur Monotheismusdebatte.

Doris Decker

Peter Sloterdijk
**Gottes Eifer.
 Vom Kampf der
 drei Monotheismen**
 Verlag der Weltreligionen,
 Frankfurt 2007,
 ISBN 978-3-458-71004-2,
 218 Seiten,
 17,80 Euro.



ne Medien- und Kunstphilosoph stellt seine drei Hauptkandidaten – Judentum, Christentum, Islam – vor und bestimmt deren Positionen auf dem Feld des monotheistischen Eifers. Dabei wirft er die These einer »Dreiphasen-Explosion« auf: Im Übergang vom Judentum zum Christentum sei eine Wende vom defensiven zum offensiven Universalismus zu erkennen; der Islam habe die missionarische Expansionsform des Christentums zu einer militärisch-politischen ausgeweitet und den missionarischen Eifer auf das Kriegsfeld verlagert. Die drei Religionen seien in ihren Weltstrategien eindeutig expansiv ausgerichtet, wobei er drei Hauptformen des Angriffs unterscheidet: den theokratischen Souveränismus, bezeichnend für das Judentum, dem es primär um Selbsterhaltung gehe; die Expansion durch Missionstätigkeit, durch das Christentum belegt, das die Völker eher eingeschüchtert und neurotisiert habe, als ihnen »Liebe« zu bringen; die Expansion durch den »Heiligen Krieg«, wodurch sich der Islam auszeichne.

Das Erarbeitete ordnet der Autor im Kapitel »Matrix« in eine »Zusammenschau der logischen Muster des Eingottglaubens und der Baupläne für eifernde Universalismen« ein. Er ist der Ansicht, dass monotheistisches Eifern in erster Linie nicht durch emotionale Gesetzmäßigkeiten dominiert werde, sondern einem logischen Programm zugrunde liege, das einer determinierten Grammatik folge. Darin

oder Mitarbeitern besetzen. Die Gläubigen sind der Herrschaft des personalen Supremums willenlos ergeben und haben kein Recht auf Eigensinn. Es gehe nicht um Verstehen, sondern um Gehorchen. Wird das Buch in einer Buchreligion zum Vehikel des Absoluten, scheitere jede Debatte am Wort des »Höchsten«. Ist die Vielheit erst ausgemerzt und auf das Eine verkürzt, werden alle Mehr-, Zweideutigkeiten oder auch Zweifel (gedankliche Reflexion!) zu Eindeutigkeiten dezimiert beziehungsweise ausgeblendet: »Das Eiferertum hat seinen logischen Ursprung im Herunterzählen auf die Eins, die nichts und niemanden neben sich duldet. Dies ist die Mutter der Intoleranz.«

Lösungsvorschläge liefert der Autor im Kapitel »Die Pharmaka«, in dem er eindringlich mahnt, extremistische Potenziale einer Kontrolle zu unterwerfen. Um dies zu erreichen, sei eine Entsuprematisierung nötig. Das langfristige Ziel bestehe darin, die Matrix der Monotheismen aufzulösen. Sloterdijk kommt zu dem Schluss, dass nur der Weg des mehrwertigen Denkens – die Zulassung der Mehrdeutigkeit – die Monotheismen zivilisieren könne. Schulen des mehrwertigen Denkverhaltens wären zum Beispiel Hermeneutik und monotheistischer Humor: »Es ist kein Zufall, daß monotheistische Eiferer instinktsicher im Humor den Feind erkennen, der jeder militanten Einseitigkeit das Geschäft verdirbt.«

Hochgeschwender:
 Mehr als nur Schlagwörter
 zur »Amerikanischen
 Religion«

Mit Unverständnis blicken die Europäer auf die religiösen Strömungen in den USA. In einer modernen, pluralistisch ausdifferenzierten Gesellschaft, die aufgeklärte Säkularisierung erwarten lässt, gibt es 90 Prozent bekennende und praktizierende Gläubige. 50 Prozent sind überzeugt, die Bibel sei das unmittelbare Wort Gottes und müsse wörtlich ausgelegt werden. Ist vor diesem Hintergrund die Sorge berechtigt, es könne sich eine »rechtsradikale Theokratie« im Land der unbegrenzten Möglichkeiten entwickeln?

Michael Hochgeschwender, Professor für Nordamerikanische Kulturgeschichte an der Universität München, nimmt die Bedenken der Europäer auf, die die heutigen religiösen Diskussionen in den USA – Abtreibungsdebatte, Homosexualenehe, Kreationismus – zunehmend als befremdlich empfinden. Aber in seinem Essay »Amerikanische Religion« bricht er auch Klischees auf: Denn nach seiner Auffassung werden die »gegenwärtigen Diskussionen allzu oft von kaum reflektierten Schlagwörtern beherrscht«.

Sein geschichtlicher Abriss über den amerikanischen Protestantismus vom 17. bis ins 21. Jahrhundert ist stringent in den kulturellen, sozialen und ökonomischen Kontext gebettet. Als Leitfaden dienen die »Erweckungsbewegungen«, die der Autor als Reaktionen auf spirituelle und gesellschaftliche Krisen deutet. Die Entstehung des amerikanischen Fundamentalismus wurde zum Beispiel durch neue Entwicklungen im industriellen Sektor und den grassierenden marktwirtschaftlichen Wettbewerb, der eine große Einwanderungswelle zur

Folge hatte, bedingt. Hinzu kam das Aufeinanderprallen von Stadt- und Landgesellschaft. Die Modernisierung der Gesellschaft entzündete im Protestantismus weitreichende Spannungen, die zu unüberbrückbaren theologischen Differenzen zwischen Evangelikalen und liberalen Protestanten führten. Neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse im 19. Jahrhundert setzten die Frage nach dem Umgang mit der Bibel in Bewegung: Es bahnte sich, zumindest bei liberalen Protestanten, eine Wende von der Literalexegese, der absoluten Unfehlbarkeit der Bibelworte, zur historisch-kritischen Methode an, für die nicht mehr jedes Wort der Bibel »Wort Gottes« war. Diese Streitigkeiten brachten den modernen Fundamentalismus ab 1910 hervor, der die Ansicht vertrat, der gesamte Wortlaut der Bibel stamme unmittelbar von Gott.

Besonders eindrucksvoll schafft es der Autor, die Wechselbeziehun-

kennzeichnet war durch Vereinzelung, Einsamkeit und sinnleere Inhaltslosigkeit und der nur durch göttlich inspirierte Umkehr entgegengewirkt werden könne.

Zwar sieht Hochgeschwender die Gefahr, dass religiöse Heilsbringer politische Allianzen schmieden können, doch hält er die religiösen Gruppierungen der USA letztendlich für zu inhomogen, als dass man eine »rechtsradikale Theokratie« befürchten müsste. Mit dem Essay liegt ein rundum lesenswertes Buch vor, das den Horizont insbesondere des europäischen Lesers enorm erweitert.

Doris Decker

Agamben: Von Engeln und anderen Bürokraten

»Die Angelologie [ist] die älteste und minutiöseste Reflexion über jene besondere Form der Macht, die in unserer Kultur den Namen



Michael Hochgeschwender
**Amerikanische Religion.
Evangelikalismus, Pfingstlerium
und Fundamentalismus**
Verlag der Weltreligionen,
Frankfurt 2007,
ISBN 978-3-458-71005-9,
316 Seiten,
19,80 Euro.

gen zwischen Modernisierungsschüben und den darauf folgenden Reaktionen und Modifikationen innerhalb religiöser Gruppen darzustellen. Dafür ist die neofundamentalistische Welle ab 1960 beispielhaft, die durch die Transformationskrise des kapitalistischen Systems und die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen wie Wertewandel, Materialismus, Leistungsdenken und Karrierestreben ausgelöst wurde. Die Gesellschaft musste lernen, neue Medien- und Informationssysteme zu verkraften und mit der Suburbanisierung, die die Gegensätze zwischen städtischen Zentren und Vororten förderte, zurecht zu kommen. Die Neofundamentalisten sahen sich einem moralisch-kulturellen Verfall und einem Abgleiten in eine oberflächliche Medien- und Kommunikationsgesellschaft gegenüber, die ihrer Ansicht nach ge-

»Regierung« trägt.« Diese These nimmt der international renommierte italienische Philosoph Giorgio Agamben in seinem Essay »Die Beamten des Himmels. Über Engel« zum Anlass seiner analytischen Betrachtung, die zur Grundlage hat, dass »Angelologie und Geschichtsphilosophie ... in unserer Kultur derart verflochten [sind], dass sich nur demjenigen, dem es gelingt, ihren Zusammenhang zu verstehen, unter Umständen die Möglichkeit eröffnet, ihn zu unterbrechen und aufzulösen. Jedoch nicht, um in ein übergeschichtliches Jenseits zu gelangen, sondern ins Zentrum der Gegenwart selbst«.

Das Buch besteht zu gleichen Teilen aus dem Essay – eigentlich das Kapitel 6 aus Agambens Buch »Homo sacer II« – und aus einer Textauswahl der »summa theologica« des Thomas von Aquin, auf

die sich der Autor im Verlauf seines Essays mehrfach bezieht. Interessanterweise gelten gemeinhin die Fragen 50 bis 64 der »summa« als »Angelologie« des Thomas, doch bezieht sich der Autor ganz bewusst nicht auf diese kanonisierten Engelsfragen, sondern auf die Fragen 89 bis 112, in denen Thomas dezidiert die gouvernementalen Aspekte der Engel herausarbeitet, die der Autor für seine Thesen nutzbar macht.

Agamben beginnt seine Ausführungen mit der himmlischen Herrschaft Christi, die in und durch die weltliche Institution Kirche politisch-weltliche Form gewinnt. In diesem Prozess garantieren die Engel die politisch-religiösen Beziehungen zwischen Himmel und Erde, Kirche und Staat. Dabei unterteilt Agamben die Engel in zwei Klassen: in eine verwaltend-ausführende – also gouvernementale – Klasse, die die Anweisungen Gottes vollstreckt, und in eine Klasse, die Gott in Hymnen lobpreisend zur Seite steht. Im gouvernementalen Aspekt der englischen Hierarchie sieht Agamben einen Vorbildcharakter für die weltliche Bürokratie, wobei diese wechselseitigen Bezüge ambivalent bleiben: »Zuweilen ist, wie bei Tertullian [der erste, nicht unumstrittene, lateinische Kirchenvater, d. R.], die Verwaltung der irdischen Monarchie das Muster für die englischen Minister, dann wieder bildet die himmlische Bürokratie das Urbild für die irdische.« Wie sich in Kafkas Strafkolonie Beamte und Engel vermischen, so scheinen bei Agamben Engel und Bürokraten ebenso wenig unterscheidbar zu sein.

Der Spannungsbogen zwischen himmlischer und weltlicher Gouvernementalität kulminiert in Fragen über die heilige Herrschaft der Engel nach dem Jüngsten Tag: Wird die Hierarchie überleben, so wie der siegreiche Feldherr nach der gewonnenen Schlacht ebenfalls, jedoch in einer anderen Funktion, fortlebt? Oder findet der Vollzug des göttlichen Gesetzes in der Hölle seine Fortsetzung, wo die göttliche Herrschaft durch Dämonen verwirklicht wird? Oder ist es gar »das letzte, glorreiche *telos* des Gesetzes und der englischen wie profanen Macht ...«, außer Kraft gesetzt, unwirksam gemacht zu werden?«

Ob wir mit der Beantwortung dieser Fragen »im Zentrum der



Giorgio Agamben
**Die Beamten des Himmels.
 Über Engel**
 Verlag der Weltreligionen,
 Frankfurt 2007,
 ISBN 978-3-458-71007-3,
 153 Seiten,
 15,80 Euro.

Gegenwart selbst« angekommen sind, bleibt der eigenen Lektüre von Agambens Essay vorbehalten, die den neugierigen Leser jedoch an vielen Stellen unbefriedigt zurücklässt, da der Titel aus einzelnen Fragmenten (Vorwort, Essay, »summa«) besteht und kein in sich geschlossenes Werk darstellt. Wer das Buch lesen möchte, der sollte nicht nur Interesse und eine breite Vorbildung besitzen, sondern auch ausreichend Zeit mitbringen, um sich intellektuell mit den Inhalten auseinanderzusetzen zu können.

Mirko Roth

Krupp:
 Reiseführer in die Kultur
 Israels zur Zeit des
 Frühen Christentums

Obwohl das jüdische Leben in Deutschland sehr vital ist, so ist doch das Unwissen über das Judentum, seine Glaubensinhalte und Schriften frappierend. Michael Krupp, Dozent für Rabbinische Literatur und Frühes Christentum an der Hebräischen Universität in Jerusalem, unternimmt den Versuch, uns in eine leider immer noch – oder wieder – unbekannte Welt zu entführen und versteht seine »Einführung in die Mischna« als Reiseführer in die Kultur und Geschichte Israels zur Zeit des Frühen Christentums.

Die Mischna, was sich am besten mit »Lehre« übersetzen lässt, enthält als Codex nicht nur die religiösen Gesetze des Judentums, sondern umfasst auch die Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens. Sie ist jedoch nicht zu verwechseln mit unserem Bürgerlichen Gesetzbuch: Die Mischna, auch die mündliche Tora genannt, ist ein Buch, das alle Eigenheiten und Besonderheiten des jüdischen Lebensweges zu definieren versucht, wodurch die

schriftliche Tora erst begreifbar wird. Die Bedeutung, welche die Mischna für das Judentum einnimmt, kann nicht überschätzt werden! Denn die Tempelzerstörung um 70 n. Chr. und die sich anschließende Diaspora stellten eine existenzielle Bedrohung für das Fortbestehen des Judentums dar. Laut einer talmudischen Legende gelang es jedoch einem Gelehrten, Johanan ben Zakkai, aus dem zerstörten Jerusalem zu flüchten und in Javne, einem kleinen Ort an der Mittelmeerküste, ein Lehrhaus zu eröffnen. Die Periode von Javne war gekennzeichnet durch das Ringen

sinnvoll aufgebaut: Es hat ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis und glänzt mit diversen Anhängen wie Zeittafel, Verzeichnis der Rabbiner, Abkürzungsverzeichnis, Literaturverzeichnis, Transkriptionsregeln und einem Glossar, das wissenschaftlichen Anforderungen Rechnung trägt. Inhaltlich beginnt der Autor mit den soziokulturellen Hintergründen, aus denen der Geist der Mischna erwachsen ist. Darauf folgt auf 50 Seiten die Textgeschichte der Mischna, die bedauerlicherweise sehr technisch-deskriptiv ausfällt, und geht über in eine ebenso umfangreiche, bisweilen zu detaillierte Darstellung der verschiedenen Generationen von Mischna-Lehrern. Daran schließt sich ein kurzer Überblick der Mischna-Inhalte an, dem lesenswerte und gut ausgewählte Beispieltexthe der Mischna folgen.

Die Lektüre führt einfühlsam in ein fremdes Thema ein und hilft bei der schwierigen Unterscheidung zwischen Mischna, Talmud und Gemara, doch könnte der wissenschaftliche Nominalstil dem interessierten Laien die Lektüre erschweren.

Mirko Roth

Michael Krupp
Einführung in die Mischna
 Verlag der Weltreligionen,
 Frankfurt 2007,
 ISBN 978-3-458-71002-8,
 223 Seiten,
 17,80 Euro.



um die Einheitlichkeit der jüdischen Lehre: Damals wurden der Kanon der Bibel festgelegt, die jüdische Gebetsordnung bestimmt und dann um 200 n. Chr. die verschiedenen Mischna-Sammlungen von dem Gelehrten Jehuda ha-Nasi zu einer einheitlichen Mischna zusammengefasst; damit war die Neubegründung des frühen Judentums abgeschlossen.

Dieses Einführungswerk kontextualisiert die Übersetzung und Kommentierung der vollständigen Mischna in deutscher Sprache, die in den nächsten Jahren im Verlag der Weltreligionen erscheinen wird. Das Buch ist gut strukturiert und

Die Rezensenten

Doris Decker, M.A., arbeitet am Institut für Religionswissenschaft des Fachbereichs Evangelische Theologie der Universität Frankfurt und schreibt derzeit eine Doktorarbeit über frühislamische Frauen. Sie beschäftigt sich intensiv mit der Religionsgeschichte des Islam sowie mit Theorie- und Methodefragen der Religionswissenschaft.

Mirko Roth ist studentische Hilfskraft der Orientalistik und Tutor für Wissenschaftliches Arbeiten in der Religionswissenschaft. Nach Studienaufenthalten in Israel, Nepal und im Jemen schreibt er nun an seiner Magisterarbeit über afro-arabische Weissagung im Rahmen religionswissenschaftlicher Kommunikationsmodelle.

Das Tribunal der Vernunft

Rainer Forst über das »Recht auf Rechtfertigung«

Seit Kant ist es in der Philosophie üblich, die Vernunft mit juristischen Metaphern zu beschreiben. Fragen der Wahrheit, der Moral und der Gerechtigkeit werden dadurch zu Fragen, die vor dem »Gerichtshof der Vernunft« – und nur hier – zu beantworten sind. Diesen engen Zusammenhang von Recht und Rechtfertigung macht sich auch Rainer Forst, einer der wichtigsten Köpfe der »vierten Generation« der Frankfurter Schule, zunutze, indem er Probleme der Moral, Paradoxien der Toleranz, Schwierigkeiten des Gerechtigkeitsbegriffs und Spannungen in unserem Verständnis von Demokratie mithilfe einer einzigen Konzeption aufzuklären versucht: der Idee nämlich, dass nur die moralischen und rechtlichen Normen legitim sind, die sich gegenüber jedem Menschen angemessen rechtfertigen lassen.

»Elemente« heißt »Bausteine«, und im Untertitel eines Buches weist dieser Begriff darauf hin, dass das Bauwerk noch nicht fertig ist. Die Teile, die man braucht, liegen zwar schon vor, nur lassen sie sich noch nicht so zusammenfügen, dass das Gebäude stabil steht. So auch in diesem Fall: die drei Teile, aus denen das Buch besteht, widmen sich – ohne eine Theorie aus einem Guss zu präsentieren – nacheinander den wichtigsten Fragen der praktischen Philosophie. Im ersten Teil stehen die Moral und ihre Begründung im Vordergrund, der zweite Teil behandelt Probleme sozialer Gerechtigkeit, politischer Freiheit und ihrer demokratischen Ausgestaltung und der dritte Teil schließlich versucht, die bis dahin entwickelte und erprobte Grundidee auf globale Kontexte zu erweitern, in denen sich Fragen der Moral und der Gerechtigkeit beinahe zwangsläufig in Fragen nach der Geltung und Durchsetzung von Menschenrechten und der transnationalen Gerechtigkeit verwandeln.

Worin besteht nun das »Recht auf Rechtfertigung« und was soll es leisten? Zum einen soll es die Möglichkeit bieten, den Bereich des Moralischen von anderen Bereichen abzugrenzen und den Unterschied zwischen den Normen zu markieren,

die unbedingte Gültigkeit beanspruchen dürfen und den Respekt gegenüber allen Personen als solchen fordern, und den »ethischen« Normen und Werten, die für die Fülle von »peer groups«, »significant others« und partikularen Gemeinschaften gelten, denen wir als konkret situierte Personen angehören. Da Forsts Ansatz ganz in der Tradition Kants steht, teilt er auch dessen grundlegende Stoßrichtung, nach der die Moral einen kognitiven, universellen und prozeduralen Gehalt hat. Konkret bedeutet das, dass moralische Prinzipien vernünftig begründbar, für alle Menschen gültig und durch ein Verfahren überprüfbar sein müssen. Diesen letzten Aspekt seiner Theorie nennt Forst in Anlehnung an den amerikanischen Philosophen John Rawls konstruktivistisch, weil die Normen, mit denen wir unser Zusammenleben regeln wollen, nicht – in einer göttlichen Offenbarung oder unserer natürlichen Ausstattung – gefunden werden können, sondern erzeugt werden müssen. Dass Forst dieses konstruktivistische Verfahren überdies als ein sprachliches Verfahren des zwischen realen Personen durchgeführten Diskurses versteht, zeigt seine Nähe zum Habermas'schen Ansatz.

Der Mensch ist ein für Gründe »empfängliches« Wesen und sein Recht auf Rechtfertigung besteht somit darin, im moralischen, rechtlichen und politischen Kontext nur den Normen unterworfen zu werden, die sich auf genau die Weise begründen lassen, die ihrem Geltungsanspruch entspricht. Da moralische oder rechtliche Normen beanspruchen, für alle zu gelten, müssen es auch von allen teilbare, das heißt genauer: »nicht vernünftigerweise zurückweisbare« Gründe sein, die für die Rechtfertigung dieser Normen infrage kommen. Diese – wie Forst sie nennt – »rekursive Rekonstruktion« normativer Geltungsansprüche soll zeigen, dass nur die Gründe wirklich zwingen, die reziprok, also für alle Personen wechselseitig und allgemein akzeptabel sind. Dieses einfache Grundkonzept bewährt sich sowohl bei der Bestimmung politischer Freiheiten, der Forderungen

der Gerechtigkeit als auch bei der Deutung demokratischer Verfahren.

Zentral für den Zusammenhang von Gerechtigkeit und Rechtfertigung ist dabei die rechtfertigungstheoretische Neuformulierung von Rawls' Unterschiedsprinzip: soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten können gerecht sein, wenn sie sich mit guten Gründen vor den weniger Begünstigten rechtfertigen lassen. Wenn die von sozialer Ungleichheit Betroffenen

(die »worst off«) von eben dieser Ungleichheit mehr profitieren als sie von einem Zustand der Gleichheit profitieren würden, dann können auch soziale Ungleichheiten vor Justitias strengem Urteil bestehen.

Die Wahlverwandtschaft von Demokratie und Rechtfertigung besteht darin, dass eine demokratische Öffentlichkeit als die Verkörperung des Prinzips der Rechtfertigung verstanden werden kann. Das öffentliche Gespräch unter Bürgern wird so zum institutionellen Zentrum einer jeden Demokratie, weil hier rechtfertigende Gründe und nicht Macht, Einfluss oder Geld zählen.

Menschenrechte bergen die Gefahr in sich, einem kulturellen, »westlichen« Vorurteil zu entspringen, so dass deren erzwungene Durchsetzung die kulturelle Integrität von betroffenen Staaten verletzen kann. In ihrer rechtfertigungstheoretischen Lesart wird auch für dieses Problem eine Lösung vorgeschlagen: die Einhaltung der Menschenrechte ist die Minimalforderung, die das »Recht auf Rechtfertigung« impliziert. Sowohl Personen als auch Nationen müssen sich vor diesem Tribunal der Vernunft verantworten können. ♦



Rainer Forst
**Das Recht auf
 Rechtfertigung.**
**Elemente einer
 konstruktivistischen
 Theorie der Gerechtigkeit**
 Suhrkamp Verlag,
 Frankfurt 2007
 ISBN 978-3-518-29362-1
 413 Seiten,
 14 Euro.

Der Rezensent
Hanno Sauer studiert Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt und arbeitet zurzeit an seiner Magisterarbeit zu einem Thema im Spannungsfeld zwischen Rationalitätstheorie und Sozialphilosophie.

Glaube und Vernunft

Beiträge zur Regensburger Rede des Papstes

Papst Benedikt XVI. wird seine helle Freude an diesem kleinen, von Knut Wenzel herausgegebenen Band haben. In ihm ist eingelöst, was er sich von seiner Rede, die er im Rahmen seines Deutschlandbesuches im September 2006 an der Universität Regensburg hielt, erhoffte: eine profunde, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit seiner These

nierend: Die Texte beziehen sich zum Teil aufeinander, verstehen sich als Repliken und erwecken so beim Leser den Eindruck, Zeuge einer höchst spannenden wissenschaftlichen Diskussion um Glaube und Vernunft zu werden.

Uwe Justus Wenzel, Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung, fasst die Debatte um den Papstvortrag zusammen und sieht die Provokationen des Papstes als Herausforderung zum Dialog mit dem Protestantismus wie mit dem Islam. Letzteren vertritt Aref Ali Nayed: Der Berater des »Cambridge Inter-Faith Programme« an der Universität Cambridge legt eine Interpretation der Papstrede vor, die sich weit jenseits der Aufregungen der islamischen Welt im unmittelbaren Anschluss an die Rede bewegt. Nichtsdestotrotz fällt seine Kritik von allen Beiträgen am deutlichsten aus: Neben der verkürzten Rezeption der islamischen Theologie kritisiert er vor allem den eurozentrischen Vernunftbegriff des Papstes.

Kurt Flasch, emeritierter Professor für Philosophiegeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, stört sich besonders am Versäumnis des Papstes, auf die Gewaltgeschichte des Christentums zu verweisen, die sich in einem kontradiktorischen Widerspruch zum Vernunftbegriff des Papstes befindet. Der Frankfurter Sozialphilosoph Jürgen Habermas hingegen befürchtet, dass das Vernunftkonzept Benedikts XVI. zum Rückzug der Theologie aus der Auseinandersetzung mit einer nachmetaphysischen Vernunft und dadurch aus dem wissenschaftlichen Diskurs insgesamt führen könnte. Die ökumenische Diskussion im Gefolge der Papstrede ist Kern der Beiträge von Bischof Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, und Walter Kardinal Kasper, Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Während Huber, erstaunlich zurückhaltend, auf dem inneren Zusammenhang von Glaube und Vernunft auch in der protestantischen Theologie insistiert, richtet sich Kaspers Augenmerk auf die Bedeutung der Papstrede sowie der protestantischen Repliken für den

ökumenischen Dialog. Er ist der Auffassung, dass in der Diskussion alte Kontroversen wie etwa die nach dem Verhältnis von Schrift und Tradition neu gestellt wurden.

Auf höchstem Niveau in die binnentheologische Diskussion eingespist wird die Vorlesung des Papstes von Magnus Striet und Knut Wenzel. Neben dem interreligiösen Dialog mit dem Islam, dem interdisziplinären Austausch mit der Philosophie, dem ökumenischen Gespräch mit der evangelischen Kirche sind die Papstäußerungen auch für den katholisch-theologischen Diskurs von hoher Relevanz. Striet, Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Freiburg, und Wenzel, Professor für Systematische Theologie an der Universität Frankfurt, sehen die Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft als Kern der Papstrede und Herzstück des mehrere Jahrzehnte währenden theologischen Nachdenkens Joseph Ratzingers. Striet führt die Thesen des Papstes insofern weiter, als er auf die Grenzen hinweist, an die jeder vernunftgemäße Glaube in der Konfrontation mit der Theodizee-Problematik stößt. Für Striet ist die absolute Freiheit Gottes in ihrer geschichtlichen Auslegung in Jesus Christus, der am Kreuz gelitten hat, der Weg, um angesichts des Leids in der Welt noch von einem vernünftigen Glauben sprechen zu können. Auch Wenzel mahnt, die Fähigkeiten menschlicher Vernunft nicht zu überschätzen. Die »Vernünftigkeit« Gottes, die der Papst als göttliche Wesensaussage so vehement einfordert, bezieht Wenzel auf die Geschichte Gottes mit den Menschen. So bindet er diese abstrakt-theoretische Rationalität zurück an das konkrete und treue Handeln Gottes in der Welt, wie es in der Heiligen Schrift erzählt wird.

Die Beiträge in diesem kleinen Band könnten also unterschiedlicher nicht sein. Gemeinsam ist ihnen die Grundüberzeugung, dass Glaube ohne Vernunft droht, fundamentalistisch zu werden und Vernunft ohne Glaube Gefahr läuft, sich selbst um eine wesentliche Dimension des Menschseins zu beschneiden. ♦



Wenzel, Knut (Hrsg.)

Die Religionen und die Vernunft. Die Debatte um die Regensburger Vorlesung des Papstes

Verlag Herder, Freiburg 2007, ISBN 978-3-451-29709-0, 120 Seiten, 9,90 Euro.

über die Vernünftigkeit und damit auch Wissenschaftsfähigkeit des christlichen Glaubens. Papst Benedikt XVI. hatte die Begegnung der christlichen Botschaft mit der griechischen Geisteswelt und die daraus resultierende Synthese von Glaube und Vernunft als entscheidendes Moment für die Erfolgsgeschichte des Christentums herausgearbeitet. Grund für die große Aufmerksamkeit, die der Rede widerfuhr, waren zwei Provokationen, die er in seinen Argumentationsgang einstreute: Er warf Teilen der protestantischen Theologie vor, eine unzulässige Enthellenisierung des Christentums zu betreiben. Die islamische Welt wiederum war empört über ein Zitat aus einem Dialog, der im 14. Jahrhundert aufgezeichnet wurde. Darin wurde dem Islam eine latent irrationale und gewaltbereite Grundhaltung unterstellt.

Die Beiträge greifen diese These wie auch besagte Provokationen auf. Gewiss, sie sind nicht eigens für dieses Buch verfasst worden. Als sehr zeitnahe Reaktionen wurden sie alle erstmals in Tageszeitungen oder wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert. Dieser Umstand macht die Lektüre jener Sammlung jedoch so faszinierend.

Der Rezensent

Christian Hörmann, Promovend am Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte in Regensburg, ist derzeit tätig als Studienberater an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Leben als Konflikt

Martin Dehli Biografie über Alexander Mitscherlich

Am 20. September 2008 wird der 100. Geburtstag des Arztes, Psychoanalytikers und Publizisten Alexander Mitscherlich gefeiert. Die Studie Dehli, die 2004 als historische Dissertation in Florenz abgeschlossen wurde, gehört glücklicherweise nicht in die Kategorie hagiografischer Beiträge, die runde Geburtstage von berühmten Persönlichkeiten des Öfteren provozieren.

Dehli legt nach einem kurzen Blick auf den »Familienroman« Mitscherlichs dar, dass Mitscherlich in den 1930er Jahren als Student zu nationalrevolutionären Zirkeln gehörte, die sich in Berlin um Ernst Niekisch und Ernst Jünger gebildet hatten. Im März 1937 wurden Niekisch und viele seiner Anhänger in einer deutschlandweiten Aktion von der Gestapo verhaftet. Mitscherlich entging der Verhaftung nur durch Zufall. Im Dezember 1937 wollte er, von Zürich kommend, nach Deutschland einreisen. Die Gestapo war offensichtlich informiert, er wurde im Zug verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis nach Nürnberg gebracht. Nach dem »Anschluss« Österreichs wurde er entlassen. Er war etwa drei Monate in Haft, nicht acht Monate, wie in der 1980 gedruckten Autobiografie Mitscherlichs zu lesen war. Dehli erklärt diese falsche Erinnerung damit, dass Mitscherlich bei den vorbereitenden Gesprächen mit Herbert Wiegandt und seiner dritten Frau, Margarete Mitscherlich-Nielsen, nach einem Krankenhausaufenthalt »erheblich geschwächt und in seinen kognitiven Fähigkeiten eingeschränkt« war.

Mitscherlich beendete sein Medizinstudium 1939 in Heidelberg. Hier wurde der Arztphilosoph Viktor von Weizsäcker, bei dem er 1941 promovierte, zu seinem Mentor (nur nebenbei: Die von Dehli vorgenommene Klassifizierung von Weizsäcker als »konservativer Revolutionär« greift sicher zu kurz). In Heidelberg lernte er während des Krieges auch Karl Jaspers kennen. Mitscherlich, der nicht zum Militärdienst einberufen wurde, arbeitete bis Ende 1945 in der neurologischen Abteilung der Krehl-Klinik in Hei-

delberg. Er beschäftigte sich mit Freud, doch laut Dehli war sein eigentlicher epistemologischer Rahmen die Daseinsanalyse im Sinne Ludwig Binswangers.

Während des Krieges war Mitscherlich, der nach der Haft seine Verbindung zu Niekisch gelöst hatte, mit demokratisch gesinnten Regime-Gegnern in Kontakt gekommen. Diese Kontakte halfen ihm nach der Besetzung Südwestdeutschlands durch alliierte Truppen, unter anderem wurde er Minister der Provinzialregierung Saarland-Pfalz-Hessen. Eine weitergehende politische Karriere verfolgte er nach Ende des Jahres 1945 jedoch nicht. Nach seiner Habilitation Anfang 1946 war er vor allem publizistisch tätig, unter anderem veröffentlichte er mit Alfred Weber das Buch »Freier Sozialismus«. Nach Dehli belegt diese Veröffentlichung, wie sehr sozialkonservative Vorstellungen im politischen Denken Mitscherlichs auch nach Kriegsende noch bestimmend waren. Mit Felix Schottlaender und Hans Kunz gründete er 1946 die »psychoanalytische« Zeitschrift »Psyche«, das erste Heft erschien 1947.

Relativ ausführlich geht Dehli auf die Bedeutung des Nürnberger Ärztesprozesses ein. Mitscherlich war Leiter einer deutschen Beobachterkommission. Nicht zuletzt durch die von ihm zusammen mit Fred Mielke 1947 herausgegebene Dokumentation »Das Diktat der Menschenverachtung« wurde er berühmt und berüchtigt, in der Ärzteschaft galt er als Nestbeschmutzer.

Die Gründung einer Psychosomatischen Abteilung in Heidelberg, der ersten solchen Einrichtung an einer deutschen Universität, stellt Dehli relativ kurz dar, er verlässt sich dabei auf die Sekundärliteratur (die bis zum Jahr 2004 erschien). Ergänzungen und Korrekturen zu diesem Kapitel Dehli finden sich in Udo Benzenhöfer: »Der Arztphilosoph Viktor von Weizsäcker«, Göttingen 2007.

Konzise ist das Kapitel »Von Weizsäcker zu Freud«. Hier zeichnet Dehli die Annäherung Mitscherlichs an die Deutsche Psychoanalytische

Vereinigung in den 1950er Jahren nach. Der Endpunkt des »Weges zu Freud« war sicher die Errichtung eines psychosomatischen beziehungsweise psychoanalytischen Instituts in Frankfurt am Main. Im Herbst 1959 gelang es Mitscherlich, begünstigt durch seine Kontakte zu Ministerpräsident Georg August Zinn, das »Institut und Ausbildungszentrum für Psychoanalyse und Psychosomatische Medizin« zu gründen. Das 1960 eröffnete Institut zog 1964 in einen Neubau um und hieß fortan »Sigmund-Freud-Institut«. Als Mitscherlich 1967 ein Ordinariat für Psychologie an der Universität Frankfurt bekam, gab er die

Martin Dehli:
**Leben als Konflikt –
Zur Biographie
Alexander Mitscherlichs,**
Göttingen:
Wallstein Verlag 2007,
320 Seiten,
Preis: 29,90 Euro.



Leitung der Psychosomatischen Klinik in Heidelberg ab.

Mitscherlich stieg in den 1960er Jahren laut Dehli zu einer jener »intellektuellen Leitfiguren auf, an denen sich ein neu entstehendes politisches Selbstverständnis der Bundesrepublik Deutschland orientierte«. Die Entstehung des »öffentlichen Bildes« von Mitscherlich, die Rezeption seiner Schriften und seine Bedeutung für die politische Identität der Bundesrepublik sind *expressis verbis* nicht mehr Teil der Untersuchung.

Dehli's Buch ist ein gutes Buch, das viel Neues bietet. Besonders zu erwähnen ist die Heranziehung bislang unerschlossener Materialien im Alexander-Mitscherlich-Archiv in Frankfurt. Dennoch bleibt zu konstatieren: Die historische Forschung zu Mitscherlich hat erst begonnen, an vielen Stellen können Leben und Werk noch genauer ausgeleuchtet werden. ♦

Der Autor

Prof. Dr. Dr. Udo Benzenhöfer ist Direktor des Senckenbergischen Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Frankfurt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt die Geschichte der Psychosomatik und der medizinischen Anthropologie, besonders intensiv hat er sich mit Viktor von Weizsäcker auseinandergesetzt.

Potzblitz Biologie – Ein Höhlenabenteurer nicht nur für Kinder

Didaktisch gut, spannend und unterhaltsam

In einer spannenden Geschichte erleben junge Leser mit den Schülern Rita und Robert Abenteuer bei der Erforschung einer Höhle. In dieser Rahmgeschichte stellen die Geschwister sich viele Fragen über das, was sie finden und erleben. Ergänzend dazu haben die Autoren am Ende jedes Kapitels eine Vielzahl von Erläuterungstexten verfasst. Diese sollen wissenschaftlich fundierte Antworten auf die Fragen der Höhlenabenteurer geben. Da die angesprochenen Themen recht vielfältig sind, haben sich vier Wissenschaftler aus verschiedenen Forschungs-

richtungen zusammengetan, um möglichst kompetente Erklärungen zu formulieren. Dieser Wissenstransfer aus dem Bereich der Biologie und darüber hinaus ist den Autoren in didaktisch reduzierter Form auch durchaus gelungen. Dabei sollen die Höhlenabenteurer von Rita und Robert den jugendlichen Leser durch eine spannende Lektüre fesseln und gleichzeitig das Interesse an wissenschaftlichen Fragestellungen wecken.

Ergebnisse aus der Hirnforschung belegen die immense Bedeutung des emotionalen Lernens: Faktenwissen, das mit einer emotionalen Erinnerung verbunden ist, lässt sich leichter merken, weil sowohl die rechte als auch die linke Gehirnhälfte an dem Speichervorgang beteiligt sind. Das weiß Hein-

rich Zankl, Professor für Humanbiologie und Humangenetik an der Universität Kaiserslautern, der für seine sach- und populärwissenschaftlichen Bücher rund um das Thema Genetik mit der Heinrich-Bechthold-Medaille für Wissenschaftsjournalismus ausgezeichnet wurde. Zusammen mit dem Kriminologen Mark Benecke aus Köln sowie dem Zoologen Hans-Wolfgang Helb und dem Botaniker Dieter Sültemeyer von der TU Kaiserslautern bettet er in »Potzblitz Biologie« naturwissenschaftliche Inhalte in eine spannende Geschichte ein.

Mit Rita und Robert, so benannt nach den beiden Nobelpreisträgern Rita Levi-Montalcini und Robert Koch, erlebt der (junge) Leser ein spannendes »Höhlenabenteuer«, auf dem vor allem biologisches Wissen kontextbezogen vermittelt wird. Nach der Schule erkunden die beiden Geschwister heimlich eine in ihrer Nachbarschaft liegende »Schlangenhöhle«, deren versteckten Eingang sie zufällig entdeckt hatten. Sie schleichen sich heimlich davon und erleben in der Höhle so manches spannende Abenteuer. Dabei begegnen sie vielen interessanten, teilweise auch gruseligen Tieren: vermeintlichen Schlangen (einer Blindschleiche), toten Füchsen, Spinnen, Kröten, Eulen, Fledermäusen, Mäusen und Ratten. Ganz nebenbei finden Rita und Robert sogar einen Schatz aus Münzen!

Während ihrer Entdeckungsreise tauchen viele Fragen auf: Wer hat sich in der Höhle aufgehalten? Von wem stammen die Höhlenmalereien? Was hat es mit den menschlichen Skeletten auf sich? Bei ihren Abenteuern erfahren die Jugendlichen spielerisch viel Wissenswertes über die Natur, die Geschichte, die Kultur und die Wissenschaft. Dem dadurch neugierig gewordenen Leser werden nun die in der Geschichte angesprochenen biologischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und kulturellen »Fakten« in Form eines ausführlichen Glossars nähergebracht. Auf Fragen wie »Warum brauchen wir Sauerstoff?«, »Wie entstehen Höhlen?«, »Wie gefährlich ist Tollwut?«, »Wie kann man anhand von Insekten die Leichenliegezeit bestimmen?«, »Warum ist eine Blindschleiche keine Schlange?«, »Wie funktioniert eine Impfung?«, »Wie entstehen Versteinerungen?«, »Warum sind Zecken gefährlich?«, »Wie wirken Antibiotika?« bis hin zu »Wie entsteht ein DNA-Fingerprint?« erhält der jugendliche Leser ausführliche und für sein Alter verständliche Antworten. Für den weiteren Wissensdurst gibt es Literaturtipps und Internetlinks.

Das Konzept des Buches berücksichtigt in vorbildlicher Weise die aktuellen lerntheoretischen Forderungen nach kontextbezogenen Lerninhalten, die möglichst aus dem Alltag der Schüler abzuleiten sind. Da der Leser sich in die Lage von Rita und Robert hineinversetzt, lernt auch er, wie die beiden Abenteuerer, mit einem Bezug zur eigenen Erfahrungswelt. Dabei eröffnet die Konzeption des Buches aber auch die Möglichkeit, sich hauptsächlich nur für die Geschichte zu interessieren und nebenbei etwas zu lernen. Viele Fragen werden nämlich in den Unterhaltungen von Rita und Robert bereits beantwortet. Die Nutzung der inhaltlichen Zusatzklärungen bleibt also dem Interesse des Lesers überlassen. Das mit eigenen kindgerechten Illustrationen des Mediziners und Hobby-Künstlers Uwe-Dieter Wiedemann versehene Buch ist recht kurzweilig geschrieben und sicher nicht nur für junge Leser ab zehn Jahren besonders zu empfehlen. Auch für die Erwachsenen stellt es eine durchaus empfehlenswerte Lektüre dar, von der selbst Biologen noch das eine oder andere lernen können. ♦

Der Rezensent:

Prof. Dr. Hans-Peter Klein ist Professor für Didaktik der Biowissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt.



Heinrich Zankl, Mark Benecke, Hans-Wolfgang Helb, Dieter Sültemeyer (2007) **Potzblitz Biologie. Die Höhlenabenteurer von Rita und Robert** Erlebnis Wissenschaft, WILEY-VCH Verlag, Weinheim 2007, ISBN 3-527-31754-6, 264 Seiten, 24,90 Euro.

Kulturwissenschaft und Soziologie zwischen den Kriegen

Ein Blick zurück auf das Frankfurter intellektuelle Feld vor 1945

Es gibt neben Heidelberg wohl nur einen Ort, an dem sich in der Weimarer Zeit Theologen und Soziologen, Ökonomen und Philosophen auf höchstem Niveau über die Herausforderungen der Zeit unterhalten konnten. In Frankfurt am Main war das Netz intellektueller Geister besonders dicht geknüpft, die nicht nur Experten einzelner Fächer waren, sondern sich zwischen den Wissenschaften bewegten und Brücken schlugen. So verfasste beispielsweise Erich Fromm, bevor er als Psychoanalytiker bekannt wurde, eine soziologische Doktorarbeit, in der er sich mit der jüdischen Diaspora auseinandersetzte. Ernst Bloch nahm die politische Realität seiner Zeit zur Folie philosophischer Schriften und arbeitete zugleich für die »Frankfurter Zeitung« als Feuilletonist. Ebenso verdingte sich, während ihm die akademische Karriere versagt blieb, der damals unbekannte Kulturtheoretiker Walter Benjamin.

In all diesen Kreisen war Theodor W. Adorno präsent, der nicht nur Sozialphilosoph war, sondern auch als Komponist und Musikkritiker fungierte. Sein Fachkollege Karl Mannheim bringt die interdisziplinären Zusammenhänge auf den Punkt, wenn er dem Kurator der Goethe-Universität zu Beginn der 1930er Jahre mitteilt, es sei die »Gegenwartsaufgabe« der Soziologie, »sogenannte Querverbindungen« zwischen Einzeldisziplinen herzustellen«. Wie stark sich damals die Widersätze ergänzten, zeigt die Tatsache, dass das Institut für Sozialforschung, ab den 1920er Jahren Kommandozentrale einer marxistisch orientierten Gesellschaftskritik und frühe Wirkungsstätte der Vertreter der »kritischen Theorie«, von dem Millionär Hermann Weil finanziert wurde, der sein Vermögen mit Grundstücksspekulationen und Fleischhandel geschaffen hatte.

Während der Weimarer Republik nimmt Frankfurt als Kulturmetropole eine herausragende Position ein. Und die erst 1914 gegründete Universität war daran maßgeblich beteiligt. Der Theologe Paul Tillich

bezeichnete sie als die »modernste und liberalste« des Landes. Dem vielschichtigen Feld der Frankfurter Kultur- und Sozialwissenschaften widmet sich eine historisch orientierte Neuerscheinung. Der von Richard Faber und Eva-Marie Ziege edierte Sammelband fokussiert die Melange aus linksliberalen, jüdischen, marxistischen, linkskatholischen und avantgardistischen Strömungen, die in dieser Zeit für den intellektuellen Standort Frankfurt typisch waren. Der Überblick gilt der Zeit bis 1945. Die verschiedenen Beiträge zeigen, dass der Blick in die Vergangenheit auch ein Blick in die Gegenwart ist, denn nach wie vor sind die Theorien der Frankfurter Pioniere vieldiskutierte Ansätze und damit mehr als bloße Stationen der Wissenschaftsgeschichte. Das trifft nicht nur auf die über die Disziplinengrenzen hinaus bekannte »Frankfurter Schule« mit ihren Exponenten Horkheimer und Adorno zu. Die Bandbreite umfasst Persönlichkeiten wie den Feuilletonisten und Filmtheoretiker Siegfried Krauer, den Soziologen Karl Mannheim, den Ökonomen Friedrich Pollock. Innovative Ideen spiegeln sich auch in den Veröffentlichungen der Zeit wieder – so die frühe Thematisierung der Gender-Problematik in der »Zeitschrift für Sozialforschung« und die aus der sozialdemokratischen Rechtstheorie hervorgegangene Frankfurter »kritische Justiz«, die in der Nachkriegszeit bis heute zum Impulsgeber einer undogmatischen Rechtswissenschaft wurde.

Damals wie heute verliefen die wissenschaftlichen Debatten deutlich und kontrovers. Trafen Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, Theorien oder Ideologien des breiten Frankfurter Spektrums aufeinander, so resultierte dies, wie Adorno sich erinnert, in Diskussionen, bei denen man »wie wilde Tiere« übereinander herfiel – jedoch ohne dass dies der persönlichen Wertschätzung geschadet hätte. Gerade die Vielfalt der Diskurse und die Schärfung der Positionen an der

Kritik des Gegners waren für die Entwicklung der soziologischen und kulturwissenschaftlichen Ideenwelt überaus fruchtbar. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten hat das Frankfurter intellektuelle Biotop, zu dem sehr viele jüdische Gelehrte ge-



Richard Faber/
Eva-Marie Ziege
(Hrsg.)
Das Feld der Frankfurter Kultur- und Sozialwissenschaften vor 1945
Verlag
Königshausen & Neumann,
Würzburg 2007,
ISBN
3826031656,
250 Seiten,
29,80 Euro.

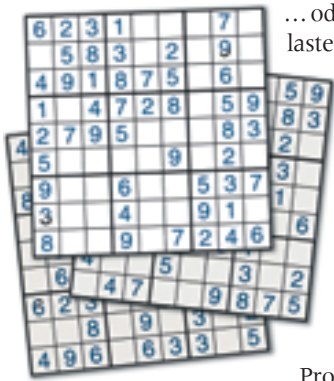
hörten, für lange Zeit zerstört, bis nach 1945 mit dem Kraftakt des Wiederaufbaus begonnen werden konnte. Ein geplanter zweiter Band zur Nachkriegszeit soll noch in diesem Jahr erscheinen.

Es bezeugt die überregionale Bedeutung und nachhaltige Wirkung der frühen Frankfurter Kultur- und Sozialwissenschaften, dass die Beiträge überwiegend von Nicht-Frankfurtern stammen. Neben den Bochumer Religionswissenschaftlern Manfred Bauschulte und Volkhard Krech zählen der Münchner Philosoph Thomas Meyer und der Hannoveraner Jurist Joachim Perels zu den Autoren. Aus Potsdam hat der Judaist Manfred Voigts einen Artikel beige-steuert, aus Kassel der Politologe Hans Manfred Bock, und aus Landau kommt der Aufsatz der Bloch-Expertin Francesca Vidal. Das Feld der Frankfurter Kultur- und Sozialwissenschaften vor 1945 ist mittlerweile längst kein unerschlossenes Gebiet mehr. Aber es handelt sich, und in diesem Sinne lässt sich der vorliegende Band verstehen, dennoch um ein Terrain, auf dem einige wertvolle Ressourcen noch immer auf ihre Entdeckung, Erschließung und nähere Rekonstruktion warten. ◆

Der Rezensent
Dr. Thorsten Benkel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Gesellschaft- und Politikanalyse der Universität Frankfurt.

Die nächste Ausgabe von »Forschung Frankfurt« erscheint am 9. Juli 2008.

Was Sie schon immer über Mathematik wissen wollten ...



... oder doch nicht? Für manchen Leser mögen seine bisherigen Begegnungen mit dem Fach nicht ganz unbelastet sein. Wird das Jahr der Mathematik etwas daran ändern? Wir hoffen es. Denn auf unsere Anfrage

haben sich erstaunlich viele Professorinnen und Professoren unserer Universität bereit erklärt, ihre Forschung in der nächsten Ausgabe von Forschung Frankfurt auf verständliche Weise zu präsentieren. Lösen Sie gern Sudoku? Dann dürfte Sie der Beitrag von Prof. Dr. Thorsten Theobald über diskrete Mathematik interessieren. Ausgehend von der Frage, wie viele Einträge mindestens vorgegeben sein müssen, damit ein Sudoku eindeutig lösbar ist, führt Theobald den Leser hin zur komplexen Fragestellung des ökonomischen Gleichgewichts. Über die Rolle des Mathematikers im Börsengeschäft berichtet Juniorprofessor Christoph Kühn in seinem Beitrag zur Finanzmathematik. Freunde von M. C. Escher und seinen fantastischen Zeichnungen seien auf den Artikel von Prof. Jürgen Wolfart über die Parkettierung geschlossener Flächen hingewiesen. Die beschriebenen Muster haben einen hohen ästhetischen Wert. Ein wenig mehr philosophisch angelegt ist der Beitrag der Stochastiker Prof. Dr. Götz Kersting und Prof. Dr. Anton Wakolbinger über den Zufall als ein Konzept der Neuzeit. Wie Mathematiker „ticken“ und ob es auch in der Mathematik Irrtümer gibt, erfahren Sie aus dem Interview mit dem Präsidenten der Deutschen Mathematiker Vereinigung, Prof. Dr. Günter Ziegler, und seinem Frankfurter Kollegen Prof. Dr. Ralph Neiningen.

Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Impressum

Herausgeber

Der Präsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main

Redaktion

Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin,
Referentin für Wissenschaftskommunikation
(Geistes- und Sozialwissenschaften),
Senckenberganlage 31, Raum 1053,
60054 Frankfurt am Main,
Telefon (069)798-23266, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: jaspers@itg.uni-frankfurt.de

Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin,
Referentin für Wissenschaftskommunikation
(Naturwissenschaften und Medizin),
Senckenberganlage 31, Raum 1059,
60054 Frankfurt am Main,
Telefon (069)798-28626, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: hardy@pww.uni-frankfurt.de

Konzeptionelle Beratung:

Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, Professur für Religionsphilosophie,
Fachbereich Katholische Theologie, Telefon 069/798-33270,
E-Mail: t.schmidt@em.uni-frankfurt.de

Vertrieb

Ingrid Steier, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main,
Raum 1052, Telefon (069) 798-22472,
E-Mail: I.Steier@vdv.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet

www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFM/index.html

Anzeigen und Verlag

Universität Frankfurt, CAMPUSERVICE GmbH,
Beethovenplatz 1–3, 60325 Frankfurt,
Birgit Wollenweber, Telefon (069) 715857-15, Telefax (069) 715857-10,
E-Mail: bw@uni-frankfurt.campuservice.de

Druck

Frotscher Druck GmbH, Riedstraße 8, 64295 Darmstadt,
Telefon (06151) 3906-0, Internet: www.frotscher-druck.de

Illustrationen, Layout und Herstellung

schreiberVIS, Joachim Schreiber,
Villastraße 9A, 64342 Seeheim,
Tel. (06257) 962131, Fax (06257) 962132, ISDN-Leo (06257) 962133,
E-Mail: joachim@schreibervis.de, Internet: www.schreibervis.de

Grafisches Konzept

Elmar Lixenfeld, Büro für Redaktion und Gestaltung,
Werrastraße 2, 60486 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7075828, Telefax (069) 7075829,
E-Mail: e.lixenfeld@t-online.de

Bezugsbedingungen

»Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 15 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 5 Euro. Einzelverkauf u.a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb.
Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.
Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

Bildnachweis

Titelbild: Foto epd-bild, Bildagentur des Evangelischen Pressedienstes, Frankfurt.
Editorial: Foto von Uwe Dettmar, Frankfurt.

Inhalt: Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen.

Nachrichten: Seite 5: Foto von Dettmar; Seite 5 und 6 oben: Christian Vas, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Seite 6: Frankfurt Institute for Advanced Studies, Seite 7: Foto von Bernd Roselieb, Seite 8 oben: Arbeitsgruppe Harald Schwalbe, Seite 8 unten und Seite 9 oben: Frankfurter Innovationszentrum Biotechnologie GmbH, Seite 10: Foto von Pascal Boyer, St. Louis; Seite 11 und Seite 12: epd-Bild, Seite 13: KNA-Bild, Katholische Nachrichten Agentur Pressebild, Bonn

Forschung intensiv – Politische Theorie

Seite 14 bis 21: alle Fotos dpa Picture-Alliance, Frankfurt; Seite 18: Autorenfoto von Dettmar; Seite 20: Bild ullstein bild, Berlin.

Forschung intensiv – Islamische Theologie

Seite 22 bis 27: alle Abbildungen aus Markus Hattstein, Peter Delius (Hrsg.), Islam – Kunst und Architektur, Verlag Könemann, Köln 2000; Seite 28: Autorenfoto von Dettmar.

Forschung intensiv – Theologie in der Säkularität

Seite 30 und 31: Fotos epd-Bild; Seite 32 und 33: Fotos KNA-Bild; Seite 34: Foto epd-Bild; Seite 35 oben: Foto KNA-Bild; Seite 35 unten: Foto epd-Bild; Seite 36: Foto epd-Bild; Seite 36: Autorenfoto von Dettmar.

Forschung intensiv – Biodiversität

Seite 38 oben: Andreas Malten, unten: Okapia, Seiten 39 bis 43 oben: Rüdiger Wittig, Grafiken von Joachim Schreiber, Seite 43 unten: Okapia.

Forschung intensiv – Mikrobiologie

Seite 46: Karl Stetter, Universität Regensburg, Seite 47 oben: Fotomontage Arbeitsgruppe Volker Müller/Uwe Dettmar, Seite 47 unten: Oren, Hebrew University of Jerusalem, Israel, Seite 48: Grafiken von Joachim Schreiber nach Vorlagen von Volker Müller, Seite 48 unten: Arbeitsgruppe Volker Müller.

Forschung aktuell: Seite 52 und 56: Fotos von Reto Schlatter, Zürich; Seite 53: Fotos epd-Bild; Seite 54: Foto KNA-Bild; Seite 55: Foto von Anna Neubauer, Neuchâtel; Seite 57: Bild Städtisches Kunstinstitut Frankfurt am Main; Seite 58 oben: Bild oben Archiv Anna Schreurs; Seite 58 unten: Bild Historisches Museum Frankfurt am Main; Seite 59: Bild Archiv Anna Schreurs; Seite 60: Bild Galerie Neuse, Bremen; Seite 61: Bild Historisches Museum Frankfurt am Main; Seite 62: Börne-Porträt: Public Domain in Wikipedia, Jeanette Wohl: Lithographie von Fritz l'Allemand, Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Seiten 63 und 64: Historisches Museum der Stadt Frankfurt am Main; Seite 66: Fotos von Christian Vas; Logo vifabio von Bettina Burkardt; Seite 67: Foto von Ralph Pflanzler; Bildschirffotos des Internetauftritts: vifabio; Seite 68: Jashar Rexhepi; Seiten 70 und 72: Zeichnungen von Christine Fiebig, Frankfurt am Main; Seite 71: United Artists/The Kobal Collection; Seite 73: Paul Ekman Group.

Perspektiven: Seite 75 bis 80: alle Fotos von Dettmar; Seite 81 bis 84: alle Fotos dpa Picture-Alliance; Seite 85 oben: Foto von Ertugrul Sahin; Seite 85 unten: epd-Bild; Seite 86: Fotos von Uwe Dettmar; Seite 87 oben: Fotos von Ulrich Tutsch, Universität Frankfurt; Seite 87 Mitte: Immanuel Bloch, Universität Mainz, unten: Mariano de Souza/Ulrich Tutsch, Universität Frankfurt, Seite 88: Grafik von Ulrich Tutsch.

Universitätsgeschichte: Seite 89: Foto von Lothar Schmitt, Frankfurt zur Verfügung gestellt vom Jüdisches Museum; Seite 90 oben: Foto The Jewish National University Library, Jerusalem; Seite 90 unten: Foto Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt, Seite 91 oben: Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 91 unten: Foto Institut für Stadtgeschichte Frankfurt; Seite 92: Universitätsarchiv Frankfurt, UAF Abt. 1/925-20; Seite 93 oben: Foto Leo Baeck Institute Year Book 10, 1965; Seite 93 unten: Universitätsarchiv Frankfurt, UAF Abt. 14/735; Seite 94: Foto Universitätsarchiv Frankfurt. Seite 96: Zeichnung aus Dieter Stoodt (Hrsg.), Martin Buber, Erich Foerster, Paul Tillich, Frankfurt 1990; Seite 97 oben: Buchcover aus Matthias Benad (Hrsg.), Gott in Frankfurt?, Frankfurt 1987; Seite 97 Mitte: Foto aus Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 97 unten: Foto aus Dieter Stoodt (Hrsg.), Martin Buber, Erich Foerster, Paul Tillich, Frankfurt 1990; Seite 98 oben und Mitte: Fotos aus Dieter Stoodt (Hrsg.), Karl-Gerhard Steck, Wolfgang Philipp, Hans-P. Schmidt, Hans-Werner Bartsch, Walter Dignath, Adolf Allwohn, Frankfurt 1990; Seite 98 unten: Foto aus Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 99: Illustration Universitätsarchiv Freiburg; Seite 100: Foto aus Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 101: Foto von Birgit Ulrich, Frankfurt.

Machen Sie sich fit für Ihre Karriere.

Die F.A.Z. und den Hochschulanzeiger mit 35 % Ersparnis.

Gratis für Studenten



6 Wochen die F.A.Z. für 17,50 €.
Gratis die Sigg-Flasche der F.A.Z.

Wer am Anfang seiner Karriere steht, braucht die richtigen Informationen, um zu wissen, wie es weitergeht. Als Student erhalten Sie 6 Wochen die F.A.Z. mit 35-% Ersparnis und gratis den Hochschulanzeiger sowie die original Sigg-Flasche der F.A.Z.



F.A.Z.-Hochschulanzeiger:
Karrieretips, Stellenangebote, Praktikumsbörse.

Ja, ich bin Student/in und möchte die F.A.Z. mit 35 % Ersparnis testen.

Das sechswöchige Miniabo bestelle ich zum Vorzugspreis von 17,50 € (inkl. MwSt. und Zustellung) gegen Rechnung. Im Rhein-Main-Gebiet inkl. Rhein-Main-Zeitung und Sonntagszeitung zum Preis von 19,50 €. Ich spare 35 % und erhalte die Sigg-Flasche, die ich in jedem Fall behalten darf. Wenn mich das Miniabo nicht überzeugt, teile ich dies dem Verlag Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH innerhalb der Laufzeit schriftlich mit. Ansonsten brauche ich nichts zu veranlassen und erhalte dann die Frankfurter Allgemeine Zeitung zum aktuell gültigen monatlichen Abonnementpreis von zur Zeit 17,50 € bzw. 19,50 € im Rhein-Main-Gebiet (inkl. MwSt. und Zustellkosten). Den sechsmal im Jahr erscheinenden Hochschulanzeiger bekomme ich automatisch nach Erscheinen zugeschickt. Ein gesetzliches Widerrufsrecht habe ich bei diesem Angebot nicht, denn dieses Abo ist jederzeit mit einer Frist von 20 Tagen zum Monatsende bzw. zum Ende des vorausberechneten Bezugszeitraums kündbar. Meine Studienbescheinigung habe ich in Kopie beigefügt.

Ich bin damit einverstanden, dass Sie mir schriftlich oder telefonisch weitere interessante Angebote unterbreiten (ggf. Streichen). Ein Angebot der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Hellerhofstraße 2-4, 60327 Frankfurt (HRB 7344, Handelsregister Frankfurt am Main).

Vorname, Name

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

FS6 ST7033

Roomigami!

Planen Sie Ihre Veranstaltung, wie Sie wollen. Und nicht, wie die Umstände es vielleicht zulassen. Sie suchen variable und kombinierbare Räume für Ihre Tagung oder Ihren Kongress – mit Ausstrahlung und perfekter Infrastruktur. Congress Frankfurt bietet Ihnen genau das: ein passgenaues Raumangebot auf dem Gelände der Messe Frankfurt. 75 Kongress-

und Tagungsräume mit einer Kapazität von insgesamt 22.000 Plätzen und großzügige Ausstellungsflächen stehen Ihnen zur Verfügung. Dazu Ausstattung, Technik, Personal und Catering. Alles wird individuell und professionell auf Ihre Wünsche abgestimmt. Wann dürfen wir Gastgeber Ihrer Veranstaltung sein? www.congressfrankfurt.de

